A 5242

IWK

Internationale wissenschaftliche Korrespondenz zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung

38. JAHRGANG, SEPTEMBER 2002, HEFT 3

HENRYK SKRZYPCZAK: Ein Abgesang, der keiner ist. Robert Kurz und das Geheimnis der „bösen Horizontalen“

THOMAS ADAM UND MICHAEL RUDLOFF: Mythen sächsischer Geschichtsschreibung. Eine Erwiderung auf Ewald Frie

PETER RÜTTERS: Sofie Döring. Aufstiegschancen einer Textilarbeiterin in Württemberg

WLADISLAW HEDELER: Besso Lominadses Aufenthalt in Deutschland von Januar bis Mai 1927

NEUE LITERATUR

Karl Korsch Gesamtausgabe

Offizin

Im Auftrag des Internationalen Instituts für Sozialgeschichte in Amsterdam (IISG) und des Instituts für Politische Wissenschaft an der Universität Hannover, unter Mitarbeit von Götz Langkau und Jürgen Seifert, herausgegeben von Michael Buckmiller. Wissenschaftlicher Beirat:
Cornelius Castoriadis † (Paris) – Iring Fetscher (Frankfurt/M.) – Martin Jay (Berkeley) – Oskar Negt (Hannover) – Peter von Oertzen (Hannover) – Gian Enrico Rusconi (Turin) – Feliks Tych (Warschau)

Lieferbare Bände

Band 1
Recht, Geist und Kultur
Schriften 1909-1918
554 Seiten, kart., 29 €

Band 2
Rätebewegung und Klassenkampf
Schriften zur Praxis der Arbeiterbewegung 1919-1923
701 Seiten, Leinen, 47 €

Band 3
Marxismus und Philosophie
Schriften zur Theorie der Arbeiterbewegung 1920-1923
ISBN 90-6861-079-1
502 Seiten, Leinen, 61,40 €

Band 5
Krise des Marxismus
Schriften 1928-1935
ISBN 90-6861-084-8, 960 S., Leinen, 79,90 €

Bände 8 und 9
Briefe
ISBN 90-6861-128-3
Zwei Bände, zusammen 1740 S., 92 Abb., Leinen, 149 €

Vorschau

Band 7
Marxism, State and Counterrevolution
Aufsätze und nachgelassene Schriften 1938-1956
ISBN 90-6861-218-2, ca. 960 Seiten, ca. 89,90 €, erscheint ca. Mai 2003

Karl Korsch

Gesamtausgabe
Briefe
1940 – 1958

Offizin Verlag
Bödekerstraße 75
30161 Hannover
Tel. 0511 – 807 61 94
Fax 0511 – 62 47 30
eMail info@offizin-verlag.de
www.offizin-verlag.de

IWK

Internationale wissenschaftliche Korrespondenz zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung

Am Otto-Suhr-Institut für Politikwissenschaft des Fachbereichs Politik- und Sozialwissenschaften der Freien Universität Berlin herausgegeben von Peter Steinbach
Wissenschaftlicher Beirat: Andreas Graf, Helga Grebing, Peter Lösche, Hans Mommsen, Henryk Skrzypczak, Hans-Josef Steinberg und Hermann Weber

Inhalt

Heft 3/02

HENRYK SKRZYPCZAK: Ein Abgesang, der keiner ist. Robert Kurz und das Geheimnis der „bösen Horizontalen" 281

THOMAS ADAM UND MICHAEL RUDLOFF: Mythen sächsischer Geschichtsschreibung. Eine Erwiderung auf Ewald Frie 302

PETER RÜTTERS: Sofie Döring. Aufstiegschancen einer Textilarbeiterin in Württemberg 320

WLADISLAW HEDELER: Besso Lominadses Aufenthalt in Deutschland von Januar bis Mai 1927 339

NEUE LITERATUR

Joachim Lerchenmueller, Die Geschichtswissenschaft in den Planungen des Sicherheitsdienstes der SS. Der SD-Historiker Hermann Löffler und seine Denkschrift „Entwicklungen und Aufgaben der Geschichtswissenschaft in Deutschland", Bonn 2001 *(Gideon Botsch)* 360

Kommunalpolitik im Ersten Weltkrieg. Die Tagebücher Erich Koch-Wesers 1914 bis 1918, München 1999 *(Gerhard Engel)* 361

Besedy na Lubjanke. Sledstvennoe delo Derdja Lukača. Materialy k biografii. [Gespräche in der Lubjanka. Die Strafakte Georg Lukács. Materialien zur Biographie]. Zusammengestellt und hrsg. von V. Sereda und A. Stykalin, Moskva 1999 *(Wladislaw Hedeler)* 363

Freiheit und Öffentlichkeit. Politischer Samisdat in der DDR 1985–1989. Hrsg. von Ilko-Sascha Kowalczuk, Berlin 2002 *(Gerd Dietrich)* 364

Karl Marx, Vom Selbstmord. Hrsg. von Kevin Anderson und Eric A. Plaut, Köln 2001 *(Volker Gransow und Michael Krätke)* 365

Werner Eberlein, Geboren am 9. November. Erinnerungen, Berlin 2001 *(Beate Ihme-Tuchel)* 367

Norbert Podewin, Der Rabbinersohn im SED-Politbüro. Albert Norden – Stationen eines ungewöhnlichen Lebens, Berlin 2001 *(Beate Ihme-Tuchel)* 369

Michael Pittwald, Ernst Niekisch. Völkischer Sozialismus, nationale Revolution, deutsches Endimperium, Köln 2002 *(Christoph Kopke)* 371

Ulla Plener, Theodor Leipart. Persönlichkeit, Handlungsmotive, Wirken, Bilanz – Ein Lebensbild mit Dokumenten (1867–1947), Berlin 2000;
Theodor Leipart, Persönlichkeit, Handlungsmotive, Wirken, Bilanz – Ein Lebensbild mit Dokumenten (1867–1947) Ausgewählt, bearb. und hrsg. von Ulla Plener, Berlin 2001 *(Dieter Nelles)* 372

Wilhelm Mensing, Von der Ruhr in den GULag. Opfer des Stalinschen Massenterrors aus dem Ruhrgebiet, Essen 2001 *(Wladislaw Hedeler)* 374

Gibt es ein Leben ohne Arbeit? Arbeitslosigkeit in Kunst und Medien – Mangel und Hoffnung. Hrsg. von Rainer Noltenius, Essen 2000 *(Reinhard Krämer)* 375

Die Revolutionen von 1848 in der europäischen Geschichte. Ergebnisse und Nachwirkungen. Beiträge des Symposions in der Paulskirche vom 21. bis 23. Juni 1998. Hrsg. von Dieter Langewiesche, München 2000 *(Helmut Bleiber)* 377

Christian Jansen, Einheit, Macht und Freiheit. Die Paulskirchenlinke und die deutsche Politik in der nachrevolutionären Epoche 1849–1867, Düsseldorf 2000 *(Helmut Bleiber)* 379

Andrea Purpus, Frauenarbeit in den Unterschichten. Lebens- und Arbeitswelt Hamburger Dienstmädchen und Arbeiterinnen um 1900 unter besonderer Berücksichtigung der häuslichen und gewerblichen Ausbildung, Münster, Hamburg und London 2000;
„Adlige, Arbeiterinnen und ...". Frauenleben in Stadt und Land Hannover vom 17. bis zum 20. Jahrhundert. Hrsg. von Karin Ehrich und Christiane Schröder, Bielefeld 1999 *(Silke Schneider)* 380

Thomas Faltin, Heil und Heilung. Geschichte der Laienheilkundigen und Struktur antimodernistischer Weltanschauungen in Kaiserreich und Weimarer Republik am Beispiel von Eugen Wenz (1856–1945). Hrsg. von Robert Jütte, Stuttgart 2000 *(Ulrich Linse)* 382

Sylvelyn Hähner-Rombach, Sozialgeschichte der Tuberkulose. Vom Kaiserreich bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs unter besonderer Berücksichtigung Württembergs. Hrsg. von Robert Jütte, Stuttgart 2000 *(Christine Wolters)* 384

Theodor Bergmann, „Gegen den Strom". Die Geschichte der KPD (Opposition), Hamburg 2001 *(Manfred Behrend)* 385

„Entfaltung jeder Form des Massenwiderstandes". Die Bedeutung der illegalen Funktionärstagung der Kommunistischen Partei Deutschlands am 7. Februar 1933 in Ziegenhals im Widerstreit der Meinungen. Hrsg. von Werner Bethge, Schkeuditz/Sachsen 2001 *(Gerlinde Grahn)* 387

Inge Schaberg-Hansen, Koedukation und Reformpädagogik. Untersuchung zur Unterrichts- und Erziehungsrealität in Berliner Versuchsschulen der Weimarer Republik, Berlin 1999 *(Ursula Langkau-Alex)* 388

Gustav Luntowski, Hitler und die Herren an der Ruhr. Wirtschaftsmacht und Staatsmacht im Dritten Reich, Frankfurt a. M. u. a. 2000 *(Alfred Reckendrees)* 390

Guido Fackler, „Des Lagers Stimme" – Musik im KZ. Alltag und Häftlingskultur in den Konzentrationslagern 1933 bis 1936. Mit einer Darstellung der weiteren Entwicklung bis 1945 und einer Biblio-/Mediographie, Bremen 2000;
Aleksander Kulisiewicz, Adresse: Sachsenhausen. Literarische Momentaufnahmen aus dem KZ. Hrsg. von Claudia Westermann, Gerlingen 1997 *(Klaus Drobisch)* 392

Christa Schikorra, Kontinuitäten der Ausgrenzung. „Asoziale" Häftlinge im Frauenkonzentrationslager Ravensbrück, Berlin: 2001 *(Sven Steinacker)* 394

Deutschland unter alliierter Besatzung 1945 bis 1949/55. Ein Handbuch. Hrsg. von Wolfgang Benz, Berlin 1999 *(Ilko-Sascha Kowalczuk)* 396

Hermann Wentker, Justiz in der SBZ/DDR 1945–1953. Transformation und Rolle ihrer zentralen Institutionen, München 2001;
Dieter Pohl, Justiz in Brandenburg 1945–55. Gleichschaltung und Anpassung, München 2001 (Falco Werkentin) 397

Thomas Grossbölting, SED-Diktatur und Gesellschaft. Bürgertum, Bürgerlichkeit und Entbürgerlichung in Magdeburg und Halle, Halle (Saale) 2001 *(Gerd Dietrich)* 400

Hochschuloffiziere und Wiederaufbau des Hochschulwesens in Deutschland 1945–1949. Die Sowjetische Besatzungszone. Hrsg. von Manfred Heinemann, Berlin 2000 *(Ilko-Sascha Kowalczuk)* 401

Carlo Jordan, Kaderschmiede Humboldt-Universität zu Berlin. Aufbegehren, Säuberungen und Militarisierung 1945–1989, Berlin 2001 *(Gerd Dietrich)* 403

Michael Herms, Hinter den Linien. Westarbeit der FDJ 1945–1956, Berlin 2001 *(Andreas Herbst)* 404

Wolfgang Kraushaar, 1968 als Mythos, Chiffre und Zäsur, Hamburg 2000 *(Gerd-Rainer Horn)* 405

Gerd Koenen, Das rote Jahrzehnt. Unsere kleine Kulturrevolution. 1967–1977, Köln 2001 *(Gerd-Rainer Horn)* 408

Andrew Strouthouse: U.S. Labor and Political Action, 1918–24. A Comparison of Independent Political Action in New York, Chicago, and Seattle, New York 2000 *(Mary McGuire)* 410

The Workers' Revolt in Canada, 1917–1925. Hrsg. von Craig Heron, Buffalo, N.Y., 1998 *(Mary McGuire)* 411

KURZANZEIGEN UND LITERATURHINWEISE

Self and Story in Russian History. Ed. by Laura Engelstein and Stephanie Sandler, Ithaca and London 2000 *(Ralf Zwengel)* 412

Ketzer im Kommunismus. 23 biographische Essays. Hrsg. von Theodor Bergmann und Mario Kessler, Hamburg 2000 *(Manfred Behrend)* 412

Yves Béon, Planet Dora. Als Gefangener im Schatten der V2-Rakete, Gerlingen 1999 *(Klaus Drobisch)* 413

Volker Stalmann, Die Partei Bismarcks. Die Deutsche Reichs- und Freikonservative Partei 1866 bis 1890, Düsseldorf 2000;
Matthias Alexander, Die Freikonservative Partei 1890–1918. Gemäßigter Konservatismus in der konstitutionellen Monarchie, Düsseldorf 2000;
Axel Grießmer, Massenverbände und Massenparteien im wilhelminischen Reich. Zum Wandel der Wahlkultur 1903–1912, Düsseldorf 2000 *(Jürgen Schmädeke)* 414

Günter Neliba, Die Opel-Werke im Konzern von General-Motors (1929–1948) in Rüsselsheim und Brandenburg. Produktion für Aufrüstung und Krieg ab 1935 unter nationalsozialistischer Herrschaft, Frankfurt a. M. 2000 *(Jörg Roesler)* 415

Johannes Raschka, Zwischen Überwachung und Repression. Politische Verfolgung in der DDR 1971 bis 1989. Hrsg. von Eberhard Kuhrt, Opladen 2001 *(Falco Werkentin)* 416

Der Munizipalsozialismus in Europa. Le socialisme municipal en Europe. Hrsg. von Uwe Kühl, München 2001 (Greory Baum) 416

A nemzetközi munkásmozgalom történetéből. Évkönyv 2003 (XXIX. évfolyam). [Aus der Geschichte der internationalen Arbeiterbewegung. Jahrbuch 2003], Budapest 2002 *(Dagmar Goldbeck)* 417

WISSENSCHAFTLICHE MITTEILUNGEN 418

PROJEKTFRAGEBOGEN 419

Autoren dieses Heftes:

Dr. Thomas Adam, Professor an der University of Texas at Arlington, Department of History, Box 19529, University Hall, 202, Arlington, Texas 76019–0529, E-Mail: adam@uta.edu

Dr. Wladislaw Hedeler, Florastraße 20, 13187 Berlin, E-Mail: liebigt@debitel.net

Dr. Michael Rudloff, Leipzig, E-Mail: mrudloff@yahoo.de

Dr. Peter Rütters, Privatdozent am Otto-Suhr-Institut für Politikwissenschaft der Freien Universität Berlin, Ihnestraße 22, 14195 Berlin, E-Mail: ruetters@zedat.fu-berlin.de

Dr. Henryk Skrzypczak, Carstennstraße 36, 12205 Berlin

ISSN 0046-8428

Internationale wissenschaftliche Korrespondenz zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung
(Zitierweise: IWK)

Verleger im Sinne des Pressegesetzes:
Freie Universität Berlin, Kaiserswerther Straße 16–18, D-14195 Berlin

Redaktion: Andreas Graf (verantw.), Dirk H. Müller

Für den Anzeigenteil verantwortlich: Andreas Graf

Anschrift der Redaktion:
Freie Universität Berlin, FB Politik- und Sozialwissenschaften, Otto-Suhr-Institut für Politikwissenschaft, IWK-Redaktion, Ihnestraße 22, D-14195 Berlin
Telefon: 030 / 26398937 (A. Graf); Telefax: 030 / 26995010
Internet: http://www.hth-berlin.de/iwk/; E-Mail: graf@gdw-berlin.de; iwk@hth-berlin.de

Umsatzsteuer-Identifikationsnummer (USt-ID-Nr.): DE811304768

Die IWK wird regelmäßig im „Sozialwissenschaftlichen Literaturinformationssystem SOLIS" des Informationszentrums Sozialwissenschaften, Lennéstraße 30, D-53113 Bonn, erfaßt.

Die mit dem Verfassernamen gekennzeichneten Beiträge geben nicht in jedem Falle die Meinung der Redaktion oder des Herausgebers wieder. Die Verfasser sind verantwortlich für die Richtigkeit der in ihren Beiträgen mitgeteilten Tatbestände. Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Rezensionsexemplare übernimmt die Redaktion keinerlei Haftung. Für alle Beiträge behält sich die Freie Universität Berlin alle Rechte vor, auch die Rechte des Nachdrucks, der Übersetzung in fremde Sprachen, der fotomechanischen Wiedergabe sowie der Speicherung auf Datenträger.

Gerichtsstand: Berlin

Die IWK erscheint viermal jährlich (März, Juni, September, Dezember).
Preise: Einzelheft 10,23 €, Doppelheft 20,45 €, für Studenten, andere Auszubildende und Arbeitslose 7,67 € bzw. 15,34 €, jeweils zuzüglich Versandkosten. Jahresabonnement 34,26 €, für Studenten, andere Auszubildende und Arbeitslose 20,45 €, jeweils zuzüglich Versandkosten (Inland: 2,56 €, Ausland: 6,14 €). Zahlung nach Erhalt unserer Rechnung an die Hauptkasse der FU Berlin, D-14195 Berlin, Konto- Nr. 22808-109, Kassenzeichen (bitte unbedingt angegeben!): 01/11901/15520000 bei der Postbank, Niederlassung Berlin, D-10916 Berlin (BLZ 10010010). Das Abonnement kann mit einer Frist von 6 Wochen zum Ende des Jahres gekündigt werden. Andernfalls verlängert sich das Abonnement automatisch um ein weiteres Jahr.
Von den älteren Heften sind noch lieferbar die Nummern 5, 7, 8, 14–19/20 und Jg. 10 (1974), Jg. 11 (1975), Jg. 12 (1976), H. 2, 3 und 4, Jg. 13 (1977), Jg. 14 (1978), H. 1 und 4, Jg. 15 (1979), H. 2, 3 und 4, Jg. 16 (1980) bis Jg. 23 (1987), Jg. 24 (1988), H. 1, 2 und 3, Jg. 25 (1989), Jg. 26 (1990), Jg. 27 (1991), H. 2, 3 und 4, Jg. 28 (1992), H. 1, 2 und 4, Jg. 29 (1993), Jg. 30 (1994), Jg. 31 (1995), Jg. 32 (1996), H. 2, 3 und 4, Jg. 33 (1997) ff.
Der Preis der noch lieferbaren älteren Hefte bis einschließlich H. 4/1992 beträgt 2,56 € pro Heft bzw. 10,23 € pro Jahrgang zuzüglich Versandkosten. Bitte richten Sie Ihre Bestellungen an die Adresse der Redaktion!

Zur Zeit gilt Anzeigenpreisliste Nr. 6 vom 1. 9. 1997.

Gedruckt mit Unterstützung der Senatsverwaltung für Wissenschaft, Forschung und Kultur, Berlin

Druck: Mercedes-Druck GmbH, Sportfliegerstraße 6, D-12487 Berlin

Ein Abgesang, der keiner ist

Robert Kurz und das Geheimnis der „bösen Horizontalen"

Von Henryk Skrzypczak

Säumnisvermerk

Keine Frage, ein gewichtiges Buch; 800 Seiten kompakt, die offenbar weitaus mehr halten, als der Titel verspricht. „Schwarzbuch Kapitalismus",[1] das hätte ein bloßes Pendant werden können zu jenem Schreckensmemorial, in dem Stéphane Courtois die kommunistischen Verbrechen zu bilanzieren versuchte. Robert Kurz, ein dezidierter Gegner des „Kasernenkommunismus" auch er, mochte sich die Systemkritik so einfach nicht machen. Menschenleben aufzurechnen widerstrebt ihm erklärtermaßen zutiefst. Doch da gibt es nun mal „die Hölle der kapitalistischen Durchsetzungsgeschichte". Und es gibt seinen Vorsatz, die Marktwirtschaft als ein blutgetränktes Zwangssystem auf die Anklagebank zu versetzen: Die so friedlich „maskierte Weltmaschine des Kapitals" hat „in ihren objektivierten Wirkungen mehr Menschen- und nicht zuletzt Kinderopfer gefordert [...] als sämtliche äußeren Repressionen und Kriege aller modernen Diktaturen zusammengenommen" und fordert sie weiterhin. Dies in den Blickpunkt zu rücken, jene apologetischen Schleier fortzuziehen, die Schatten- und Nachtseiten der Kapitalsherrschaft im öffentlichen Bewußtsein verbergen, dies alles ist unverzichtbar für ihn, verlangt aus seiner Sicht aber nach Problemvertiefung, nach Einordnung in ein epochenübergreifendes Bedingungs-, Beziehungs- und Wirkungsgeflecht, zu dem auch die emanzipatorischen Anläufe gehören. Kritische Reflexion „über das historische Gewordensein" ist also gefragt. Wer sie auffaßt wie Robert Kurz, geht allerdings ein Risiko ein. Systemkritische Reflexion gilt schließlich „als wenig opportun und karrierefördernd" zu einer Zeit, da der Kapitalismus „von der Kette" gelassen ist und ein Gesicht zeigt, „das ihm so bösartig viele nicht mehr zugetraut hätten". Robert Kurz läßt sich davon nicht schrecken. „Um eine neue, andere Alternative" jenseits der alten staatssozialistischen Ideen „wieder denken zu können", bleibt ihm geschichtliche Besinnung ein appellatives Schlüsselwort.[2]

Ein herausragendes Buch mithin, ja mehr als nur das: auch ein mutiges, ein geradezu waghalsiges Buch. Wo, wenn nicht in einer Zeitschrift für Geschichte der Arbeiterbewegung, müßte seine Würdigung jeden Vorrang genießen. So jedenfalls der Eindruck, der sich beim ersten Anblättern ergab. Schon beim nächsten Durchgang indessen meldeten sich erhebliche Zweifel zu Wort. Hier lebte doch einer nur zu offensichtlich seine

1 KURZ, Robert: Schwarzbuch Kapitalismus. Ein Abgesang auf die Marktwirtschaft [künftig zitiert: I]. – Frankfurt am Main: Eichborn Verlag 1999. 816 S. – Marx lesen. Die wichtigsten Texte von Karl Marx für das 21. Jahrhundert [künftig zitiert: II]. Hrsg. und kommentiert von Robert KURZ. Ebs. 2001. 431 S. – Ein Register enthält keiner der beiden Bände – im Falle des „Schwarzbuches" mit seiner thematischen Breite eine besondere Zumutung für den Benutzer.

2 Fundstellen: I, S. 11; 461; 125; 449; 10; 125; 12.

subkutanen Blessuren aus. Irgendwer von der „offiziellen Wissenschaft" mußte ihm irgendwann zu nahe getreten sein, und das hatte er dem gesamten akademischen Zunftladen auf Dauer übelgenommen, pfiff auf den „bürgerlichen Wissenschaftsfimmel", hielt zu den Quellen möglichst, aber auch unmöglichst Distanz, kompilierte munter drauflos und scherte sich den Teufel um den Teufel im Detail. Wer im Dienst „der wirklichen Geschichte" steht, weiß sich über solche Bagatellen eben denkbar erhaben. Richtschnur für ihn ist das Regelwerk der „negativen Historisierung". Im „Interesse einer gesellschaftlichen Erkenntnis" erlaubt sie ihren Adepten so mancherlei, das reduktionistische Verfahren zum Beispiel, „von der realen Gemengelage zu abstrahieren" und „eine Trennungslinie zu ziehen, die im konkret-historischen Prozeß zwar aufscheint, aber niemals scharf und eindeutig zutage liegt", anders gesagt: bedarfsgerecht auszudünnen, was sich den argumentativen Korsettstangen nicht einpassen will. Das macht sich ungemein eindrucksvoll, insbesondere dort, wo es so richtig schummrig wird in der Geschichte. Wo „Konturen bis heute nur schemenhaft sichtbar sind", wo es um das „bislang verborgene" Innere, um „die innerste Seele", um „den untergründigen, dunklen Zusammenhang", um Fragen der den Minderbegabten „völlig unverständlichen theoretischen Meta-Ebene" geht, genau dort ist seine wahre Heimat, dort ist er wirklich zu Haus. An der Breite seines Urteils gemessen, von nahezu umfassender Kompetenz, scheint er bisweilen mit dem Unterscheidungsvermögen eines Rasenmähers begabt, so wenn er Immanuel „Kant u. Co." auf der gleichen Ebene ansiedelt wie den „berühmten" Marquis de Sade, diese „schneidende Stimme der Aufklärungsvernunft". Der Gipfel des Gedankenmassivs ist erreicht, wenn sich der „Abgesang auf die Marktwirtschaft" unversehens in einen Hohngesang auf den historischen Gegenspieler des Kapitals verkehrt, auf die „gewissermaßen vom Kapitalismus ‚verhausschweinte' Arbeiterklasse". Für ein solches Pamphlet, das sich auf eine „innere Identität von Liberalismus, Sozialdemokratie und Nazismus" versteift, wäre selbst ein knapper Verriß entschieden zuviel der Ehre gewesen.[3]

Es sei denn – aber das wäre nun wieder wohl doch etwas zu weit hergeholt. Oder könnte sich tatsächlich einiges mehr dahinter verbergen als der abenteuerliche Versuch, mit der Weltgeschichte auf nur einer Kufe Schlitten zu fahren? Könnte hier nicht einer zugange sein, der sich einen Spaß daraus machte, die Spaßgesellschaft mit den ihr angemessenen Mitteln aufs Glatteis zu führen? Eine Satire ganz großen Stils, schwarzer Humor in einen sich ernsthaft gebärdenden Wälzer verpackt, „um die kapitalistische Modernisierungs-Gesellschaft von Grund auf zu verhöhnen"? Zuzutrauen wäre es ihm durchaus, auf den Kopf gefallen ist er ja nicht, und so eine „Tour de force", „die kein Auge trocken läßt", müßte einem wie ihm doch eigentlich liegen. Keiner weiß ja doch so gut wie er, daß es „gerade die besonders verrückten und unfreiwillig komischen Produkte einer gesellschaftlichen Debatte im Kapitalismus" sind, die „oft im nachhinein

3 I, S. 415; 132; zur Quellenbasis siehe am hier zentralen Beispiel der Texte von Marx und Engels S. 284 des vorliegenden Beitrags; einige Detailbeispiele, bei denen es sich ausnahmslos um Zufallsfunde handelt: Anm. 5 (Hobson), 6 (Manifest), 7 (historische Mission), 11 (Arbeiteraristokratie, Paulus an die Thessaloniker), 12 (Darwin), 14 (deutsche Frühphase); weitere Belegstellen: I, S. 139; 487; 162; 125; 731; 169; 398; 176; 282; 53; 54; 237; 562.

den Charakter der ganzen Veranstaltung am deutlichsten" erhellen. Die Seriosität des Verlages stünde einem solchen Streich durchaus nicht entgegen: auf minderer Stufenleiter hat er der Menschheit unter dem ansprechenden Titel „Kleines Arschloch" bereits ein anderes Meisterwerk des vergnüglichen Genres geschenkt.

Inzwischen ist mit der Ungewißheit auch das Zögern endlich an sein Ende gelangt. Durch die Herausgabe eines Bandes der „wichtigsten Texte von Karl Marx für das 21. Jahrhundert" hat Robert Kurz den unerbittlichen Ernst seines historischen Schaffens auf schlagende Weise unter Beweis gestellt. Überdies ist sein „Schwarzbuch" vor kurzem in einer wohlfeilen Ausgabe breiteren Leserkreisen zugänglich geworden.[4] Eine ausführlichere, wenn auch längst nicht umfassende Analyse des sogenannten Abgesangs scheint deshalb unumgänglich zu sein. Sollte es dabei zu Kollateralschäden kommen, finde Autor Kurz bei der Spruchweisheit Trost: *Tu l'as voulu, George Dandin, tu l'as voulu.*

I. Verpaßt und nicht abgeholt: Karl Marx (Erster Teil)

Um ein Mißverständnis gar nicht erst aufkommen zu lassen und keinen Weiterungen Vorschub zu leisten, sei eines sogleich klargestellt: Mit dem, was er Marxismus nennt und auch in der Lesart Arbeiterbewegungs-Marxismus behandelt, hat der Bundesbürger Robert Kurz nicht das geringste im Sinn. Seine Gründe dafür erscheinen ihm samt und sonders stringent. Daß der Marxismus sich allen Ernstes „etwas darauf einbildete, ‚den Standpunkt der Arbeiterklasse' zu vertreten", ist noch das mindeste, was Kurz der marxistischen Betrachtungsweise nachsagen kann. Verwurzelt „im positivistischen, technisch-naturwissenschaftlich verkürzten Fortschrittsbegriff des Liberalismus", ganz und gar „eindimensional", ohne „irgendeine metakritische Relativierung zu erkennen", reduzierte sie sich „auf eine alternative bürgerliche Fortschrittstheorie in den Grenzen des warenproduzierenden Systems und der Gesetze der Staatsbürgerlichkeit". Den „fetischistischen Systemcharakter überhaupt wahrzunehmen" war sie nicht in der Lage. Blind übernahm sie vom Liberalismus die Kategorien der bürgerlichen Rationalität, ja sie wußte ihre gesamte Gesellschaftskritik überhaupt nur in die Begriffe „der kapitalistisch totalisierten Warenproduktion und ihrer Erwerbsformen" zu fassen. Einerseits „geneigt, die sogenannte Revolution für den Inbegriff und das Nonplusultra von Radikalität zu halten", zeigte sie sich andererseits inkonsequent: das „‚Zerbrechen' der alten Staatsmaschine" hat sie immer nur „rein soziologisch und damit verkürzt verstanden", „als ‚Radikalität' lediglich hinsichtlich des ‚Davonjagens' bestimmter sozialer Personengruppen, nämlich der sogenannten Bourgeoisie und ihrer Funktionäre". Auf den Gedanken, das „Zerbrechen" in einem „höheren, qualitativen Sinne" zu deuten, „nämlich als Aufhebung des warenproduzierenden Systems, seiner ‚abstrakten Arbeit' und

4 I, S. 98; 328; 403. – „Alles, was man über das kleine Arschloch wissen muß", kann der Leser dem Prospekt 2001/2002 des Taunus Buchversands (Kelkheim/Ts.) entnehmen. – Zum Quellenlesebuch siehe oben, Anm. 1. – Die preisgünstigere Ausgabe des „Schwarzbuches" ist erschienen im Ullstein Taschenbuchverlag, München (2. Aufl., 2002).

damit logischerweise auch der dazugehörigen Regulationstätigkeit eines Staatsapparats", auf diesen doch so naheliegenden Einfall sind die Marxisten offenbar niemals gekommen. Defizitär auch in allen Varianten ihrer Imperialismustheorie, infiziert „von der liberalen Nationalduselei und darin noch scheinbar ‚wissenschaftlich' bestärkt", „wurden die Sozialisten und Arbeiterbewegungs-Marxisten zu glühenden Nationalidioten der bürgerlichen Gesellschaft; und diese geistige Behinderung ist ihnen in West und Ost bis heute geblieben".[5]

Mit einem Wort: Marxismus – nichts da. Völlig anders hingegen verhält es sich mit der Theorie von Karl Marx. Die ist keineswegs widerlegt, ganz im Gegenteil, „sie gewinnt erst jetzt ihren historischen Wahrheitsgehalt", beteuert Herr Kurz, den wir unter dem umweltfreundlichen Aspekt der Ressourcenersparnis fürderhin nur noch bei seinem Vornamen nennen. Genüßlich kostet er „jenes dunkle und uneingelöste Moment sozialer Emanzipation" aus, „das in der Marxschen Theorie verborgen ist und das an die Grundfesten der kapitalistischen Zumutungsgesellschaft rührt". Karl Marx, rühmt er den „philosophischen Patriarchen", hat die Funktionsmechanismen des Systems „in einer bis heute unübertroffenen Weise kritisch bloßgestellt". Ein solches Lob von dieser Seite will schon einiges besagen, weist das Literaturverzeichnis Robert doch als eminenten Kenner der Materie aus. Was hat er, der ein immenses Gespür für die Anzeichen „wahnhafter Akribie" besitzt, von Karl Marx aber auch nicht alles gelesen: „Das Kapital", Erster Band, versteht sich; „Das Kapital", Dritter Band, die „Pariser Manuskripte" selbstredend, den Artikel „Zur Judenfrage" sowie als Krönung des Ganzen den 1865 gehaltenen Vortrag „Lohn, Preis und Profit", den er nach einer bislang unbekannten Ausgabe aus dem Jahre 1848 zitiert. Um völlig sicherzugehen, hat er auch noch ein Frühwerk von Friedrich Engels zu Rate gezogen.[6]

Der Lobgesang auf den „für immer herausragendsten" Karl Marx will nun nicht etwa besagen, daß Robert in Ehrfurcht vor den „Mysterien" der Theorie des Meisters verharrt. Dafür hat er denn doch einige Haare zuviel in des Patriarchen Suppe gefunden. Nicht nur gab es da diese „vertrackten theoretischen Spitzfindigkeiten"; nicht nur die Ambivalenz im Verhältnis zum kapitalistischen Arbeitsbegriff. Es gab auch, schlimmer wohl noch, jenen „fatalen Geschichtsdeterminismus", dem Marx in seiner eigenen Doktrin „auf den Leim" gegangen war, wobei er „sich in einen unlösbaren Widerspruch

5 Zitate u. a. Hinweisstellen: I, S. 171; 176; 178; 256; 161; 242; 256–258; 178. – Bei der Schreibweise „Arbeitsmarxismus" (I, S. 683) handelt es sich nicht um einen Druckfehler, sondern um eine gelegentliche Variante (vgl. II, S. 137). – In vorliegender Neuinterpretation der Marxschen Theorie besitzt „die radikale Negation der Arbeit" (II, S. 137) einen besonders hohen Stellenwert. Begrifflicher Ausdruck dieser Negation ist der Terminus „der ‚abstrakten Arbeit'" oder „abstrakter ‚Arbeit'" in der Bedeutung von „Erwerbsarbeit für Geld" bzw. „Warenproduktion für anonyme Märkte" (I, S. 76 und S. 783; vgl. u. a. auch S. 31, 301, 316, 352, 365, 450). Über die Bedeutung bei Marx und zur Rezeptionsgeschichte siehe Michael Heinrich, abstrakte Arbeit, in: Historisch-kritisches Wörterbuch des Marxismus. Hrsg. von Wolfgang Fritz Haug, Bd. 1, Hamburg 1994, Sp. 56–64. – Beiläufig: Das Imperialismusbuch von John Atkinson Hobson ist nicht 1913 erschienen (I, S. 257), sondern bereits 1902.

6 I, S. 789; 471; 245; 172; 292; 806; 797 („Die Lage der arbeitenden Klasse in England"). – Ebenfalls in einer apokryphen Ausgabe muß der Verfasser das im Literaturverzeichnis fehlende „Kommunistische Manifest" benutzt haben: „die ‚Armeen der Arbeit' aus dem Kommunistischen Manifest" (I, 463); richtig: „ganzer industrieller Armeen", „Errichtung industrieller Armeen" (MEW 4, S. 463 und S. 481).

verstrickte". Nicht zuletzt gab es „die historisch-materialistischen Eiertänze und strategischen Sandkastenspiele", „wie die famose", „zu irgendeiner historischen Mission eigens vom Weltgeist" geschaffene „‚Arbeiterklasse'" das „angeblich ‚historisch notwendige' staatsbürgerliche und nationale Gehäuse des warenproduzierenden Systems zuerst notfalls gegen die ‚inkonsequente liberale Bourgeoisie' durchsetzen müsse, nur um es dann anschließend selber wieder mit ganz anderen Zielen in die Luft sprengen zu sollen". Schwachstellen also zuhauf – für Robert ein Anstoß zur unverzüglichen Schadensbegrenzung: Er faßt den Entschluß, „auf der Linie von Marx" weiterzudenken.[7]

Wie anders doch, kommt es ihm dabei in den Sinn, stünden wir heute da, hätte Karl Marx den ihm gesellschaftlich zustehenden Umgang gefunden. In Gestalt jener „ganz eigenständigen und ‚unterhalb' der offiziellen Geschichte ablaufenden großen und militanten Massenbewegung", die sich im 18. und frühen 19. Jahrhundert gegen die kapitalistischen Zumutungen erhob und „deren Konturen bis heute nur schemenhaft sichtbar sind", wäre ein emanzipatorisch qualifizierter Ansprechpartner durchaus zu haben gewesen. Für die englische „Speerspitze" der europäischen Sozialrevolte, für die sogenannten Ludditen, galt das in besonderem Maße. Die waren ganz nach Roberts Geschmack: hatten das Herz auf dem richtigen Fleck, waren antiautoritär und antielitär, wollten „lieber hungern und revoltieren als sich einem kapitalistischen ‚Arbeitsplatz' anzubequemen", dachten nicht daran, sich das Rückgrat brechen und sich „ruhig und kampflos zur Schlachtbank führen" zu lassen, gaben sich nicht mit Streiks und Demonstrationen zufrieden, sondern zerstörten Maschinen, plünderten und fackelten Gebäude ab.

Gewiß doch: „Es war zweifellos ein rückwärtsgewandtes Moment in diesen Bewegungen und Revolten enthalten." Orientierungspunkt selbst der Ludditen ist „die alte handwerkliche Lebenswelt und damit teilweise auch deren soziale Beschränktheit" gewesen. In ihrer Ideologie letztlich illusionär, in ihrem Streben nach autonomer Selbstverständigung der Produzenten „völlig unausgegoren", zeigte die Sozialrevolte auch eine mangelnde Fähigkeit, „sich organisatorisch und ideell zu konsolidieren". Und dennoch: Diese Rebellion war entwicklungsfähig, sie besaß schließlich auch ihre zukunftsträchtigen Seiten. In ihrer Ambivalenz lag „eine bis heute nicht eingelöste historische Möglichkeit: nämlich sich den Pseudo-Naturgesetzen der Markt-Maschine und der liberalen Ideologie zu verweigern, um eine selbstbestimmte Vergesellschaftung jenseits blinder Preismechanismen durch direkte menschliche Verständigung zu finden". Hätten Karl Marx mit seinem „theoretischen ‚Geheimprogramm'" und die Träger der Revolte zueinandergefunden – welchen Verlauf hätte die Geschichte dann wohl genommen. Aber ach, es hat nicht sollen sein – weil die Gnade der späten Geburt in diesem Fall

7 I, S. 169; 245; 176; 175; wieder 176; 178; 176; 322; 176; 773. – So weltgeistmystisch, wie der Autor sie darstellt, ist die „historische Mission" nicht aufzufassen. Vgl. Karl Marx und Friedrich Engels, Die deutsche Ideologie, in: MEW 3, S. 9–530; S. 405: „‚Beruf, Bestimmung, Aufgabe, Ideal' sind [...] 1. die Vorstellung von den revolutionären Aufgaben, die einer unterdrückten Klasse materiell vorgeschrieben sind; oder [...] 3. der bewußte Ausdruck der Notwendigkeit, in der Individuen, Klassen, Nationen sich jeden Augenblick befinden, durch eine ganz bestimmte Tätigkeit ihre Stellung zu behaupten." A.a.O., S. 424: „Diese durch die gegenwärtigen Verhältnisse vorgeschriebene Aufgabe".

ihre Kehrseite zeigte. Als die Bewegung der Ludditen endgültig niedergeschlagen wurde, hat Karl Marx bekanntermaßen noch in den Windeln gelegen, und so geschah es denn, daß sie einander verpaßten.[8]

Roberts spekulativer Gedankenflug ist mithin für die Katz, was ihm bei halbwegs gesundem Menschenverstand jeder Hilfsschüler hätte vorhersagen können. Statt nun das weitere Denken getrost den Pferden zu überlassen, nimmt Robert den Faden sogleich wieder auf. Gesetzt den Fall, spinnt er ihn weiter, „die emanzipatorische Sozialrevolte und die Marxsche Theorie" hätten sich historisch nicht „verpaßt", hätten sich vielmehr gegenseitig „abgeholt" – wie groß wäre dann wohl die Chance für eine Symbiose gewesen? Nach menschlichem Ermessen äußerst gering, wie er zugeben muß. In einer entscheidenden Hinsicht nämlich zeigte die Marxsche Theorie sich „hochgradig ambivalent". Zwar hat ihr Urheber sich „stets mit Sympathie für soziale Aufstände geäußert", den „‚Maschinensturm'" jedoch meinte er gleichwohl als „bloße Dummheit einer ‚unreifen Bewegung'" abtun zu dürfen. Sein negatives Urteil zeigt zur Genüge, daß der Impuls dieser Sozialrebellen für ihn im wesentlichen „eine Verirrung gegen ‚die Produktivkräfte'" war. Der Aspekt, „daß sich die soziale Repression und irrationale Organisationsform des Kapitals durchaus auch in seiner technologischen Gestalt niedergeschlagen hat, blieb [...] in seiner Theorie unterbelichtet. Ja sogar ein klammheimliches Liebäugeln mit der industriellen Disziplinierung wird sichtbar, wenn er von der ‚durch den Mechanismus des kapitalistischen Produktionsprozesses selbst geschulten [...] Arbeiterklasse' spricht." Nicht nur wegen des zeitlichen Abstands zu den Rebellen, auch als Kind seiner Zeit, deren liberaler Doktrin sein eigenes Denken entstammte, ist Karl Marx zu einer Vermittlung zwischen Theorie und einer noch unfertigen emanzipatorischen Antimoderne außerstande gewesen.

So sind wir denn wieder genau dort angelangt, wo wir uns schon einmal befanden. Karl Marx steht immer noch da wie bestellt und nicht abgeholt. Die virtuell einmalige Chance blieb ungenutzt, die befreiende Tat ungetan, mit dem „Brückenschlag" hatte es sich. Statt zu der ersehnten Transformation kam es zur Geburt jenes Monsters, das auch im Zeitalter der „Armani-Linken" noch immer den Namen Sozialdemokratie trägt.[9] Bevor wir Robert auf seiner Exkursion durch die Abgründe ihrer Geschichtslandschaft begleiten, wenden wir uns zum besseren Verständnis der Sachprobleme erst einmal der Persönlichkeit unseres Wanderführers zu.

8 Vgl. das Unterkapitel „Maschinenstürmer" in I, S. 125–138; siehe insbesondere S. 125; 135; 163; wieder S. 135 und 125; 127. – S. 132; 138; 164; 138; 245; 170; 169: „Es ist nun von großer Bedeutung, sich die historische Alternative klarzumachen, die sich aus der Verbindung dieser neuen revolutionären Intellektuellen mit den ‚gefährlichen Klassen' ergeben konnte"; S. 170.

9 I, S. 178: „Weil die emanzipatorische Sozialrevolte und die Marxsche Theorie sich historisch verpaßt und gegenseitig nicht abgeholt haben"; (S. 179: der „unabgeholte Marx"; S. 596 zur Studentenbewegung von 1968: „Aber auch diesmal wurde Karl Marx nicht abgeholt"); S. 170; 130; 170 und 170 f.; 172. – S. 172; 788.

II. Robert oder Ausgerechnet Bananen

Für eine auch noch die letzten strukturellen Feinheiten ihres Untersuchungsobjekts erhellende Psychographie – wie sie der unvergeßliche Arnold Künzli der Persönlichkeit und dem Schaffen von Karl Marx gewidmet hat – scheint es in Roberts Fall um einiges zu früh. Verantwortlich dafür ist neben dem allgemeinen Forschungsstand die starke Zurückhaltung des Probanden gegenüber allen seine innere Entwicklung betreffenden Fragen. „Das historische Gedächtnis der Menschen ist kurz", verweigert er sich ebenso höflich wie bestimmt allen explorativen Annäherungsversuchen. „Sogar die eigene Biografie", sinniert er, „verblaßt in der Erinnerung. Was wissen wir noch wirklich von unserem Leben, unseren Gedanken, Gefühlen und Befindlichkeiten vor zwanzig, dreißig oder vierzig Jahren?" Der Analytiker kennt diese Art von Abwehr und deutet sie richtig: als hartnäckigen Widerstand gegen die Freilegung zutiefst verborgener Konflikte. Eher außergewöhnlich ist hingegen die scheinbare Abgeklärtheit, mit der Robert sein Verhalten zu erläutern weiß: „Immer sind wir andere und uns selbst fremd geworden", sind „in der Regel Verdrängungskünstler, die sich die eigene Geschichte zurechtfärben und für das Selbstwertgefühl passend legitimieren. Jeder Mensch", entläßt er den Fragesteller in die Einsamkeit der Wahrheitssuche, „affirmiert sein noch so fadenscheiniges Ego, um möglichst bequem und unangefochten in seiner Haut leben zu können, ohne sich selbst in Frage stellen zu müssen."

Wäre seinen sporadischen Äußerungen autobiographischen Charakters uneingeschränkt Glauben zu schenken, hätte er seine Kindheit als Idylle erlebt: eine harmonische Großfamilie, das Milieu von altersher sozialdemokratisch geprägt, sein Großvater ein überzeugter „Gewerkschafter im Maschinenbau, der im Ersten Weltkrieg sogar desertiert war und sich noch als alter Mann gegen den Vietnamkrieg der USA ereifern konnte", die gottgläubige Großmutter eine „geduldige, uns bekochende" Frau. An Zuwendung ließen die beiden es offenbar nicht fehlen. Eine ihrer Erzählungen ist ihm unauslöschlich in Erinnerung geblieben und zum Ausgangspunkt einer schmerzlichen Erkenntnis geworden. Sein eigener Großvater, der überzeugte Gewerkschafter und treue Sozialdemokrat, hatte im Dunstkreis der deutschen Kolonialzeit schwere Schuld auf sich geladen. Unbekümmert um „die ‚Rechte der Wilden'", vermochte er den exotischen Früchten in den „‚Kolonialwarenläden'" doch tatsächlich „nur Positives abzugewinnen". Und nicht anders als er trieb es, den Erzählungen der Großeltern zufolge, die gesamte „deutsche ‚Arbeiterklasse'", die „seither offenbar ein absonderliches Verhältnis – zu Bananen" besaß. Die wurden „sogar im heimischen Liedgut (‚ausgerechnet Bananen') besungen". Vielleicht, gibt Robert in diesem Zusammenhang als zeitgeschichtlich reizvolle Hypothese zu Protokoll, „gehört es zum kollektiven Unbewußten, daß für die Massen der DDR wiederum die Banane zur symbolischen Frucht für die Freuden des DM-Nationalismus avancierte"; wurden „doch schon die arbeiterbewegten Vorfahren gewissermaßen mit Bananen auf die Schlachtfelder der Weltkriegsepoche gelockt".[10]

10 I, S. 9. – Vgl. S. 582 und 272.

Auf die Frage nach den prägenden Momenten seiner frühkindlichen Sozialisation vermag bislang nur die psychosemantische Werkanalyse eine vorläufige Auskunft zu geben. Demnach war Robert, obwohl ihm zuweilen eine gewisse Hast nachgesagt worden ist, anlagebedingt doch wohl eher auf Beschaulichkeit programmiert. Während ihn seine Erziehungsberechtigten, sich ihrer Sekundärpflichten bewußt, auf den Kampf ums Dasein in kapitalistisch freier Wildbahn vorzubereiten versuchten, zeigte er sich demonstrativ um eine „Kultur der Muße", „des gehaltvollen Nichtstuns", ja „geradezu des Träumens" bemüht. Das Ringen um eine sozialverträgliche Lösung dieses Zielkonflikts hinterließ bei Robert offenbar schmerzhafte Spuren. Indem er den ökonomischen Arbeitsbegriff fortan permanent in Anführungszeichen setzte, suchte er ihnen auf stilvolle Weise Rechnung zu tragen. Von seinem gestörten Verhältnis zu allem, was sich nach „‚Arbeit'" ausnahm, wurde sogar „der berühmte russische Revolutionsführer Lenin" betroffen. Der nämlich hatte „mehr als einmal gegen die ‚Tagediebe und Hysteriker unter der Intelligenz' gegiftet", eine empörende Tatsache, die Robert sofort auf sich selber bezog und ebenso prompt mit der Unterstellung quittierte: Erfinder des „oberflächlichen soziologischen Begriffs" der „‚Arbeiteraristokratie'" sei kein anderer als eben dieser Lenin gewesen. Als Robert dann noch Wladimir Iljitschs Ausspruch zu Ohren kam, wer nicht arbeite, solle auch nicht essen, war es mit seiner Zurückhaltung vollends vorbei. Damit habe sich Lenin, entrüstete er sich, ein protestantisches Postulat zu eigen gemacht.

Wie sich hieraus ersehen läßt, stand es mit Roberts geistlicher Unterweisung nicht gerade zum besten. Daß der Protestantismus dem um seine Rechtfertigung vor Gott besorgten Menschen gebot, „buchstäblich wie ein Blöder zu malochen", war in seinem Gedächtnis gerade noch haftengeblieben. Auch erinnerte er sich von gelegentlichen Kirchenbesuchen her „an den ‚nickenden Mohr'", jenen lieblichen Mohrenknaben also des Kindheit-Jesu-Vereins, der „sich beim Einwurf eines Geldstücks für ‚die armen hungernden Neger' verneigte". Die Worte des Apostels Paulus an die Thessaloniker hingegen sind ihm anscheinend nie zur Kenntnis gelangt. Ohne jenen spirituellen Rückhalt, den nur der unbeirrbare Glaube gewährt, hatte Robert dem Ansturm des Bösen wenig entgegenzusetzen. In welcher furcht- und schreckenerregenden Gestalt es ihn bedrängte, ist seinem Hinweis auf die Überlegenheit eines älteren Bruders zu entnehmen, „der den jüngeren gewohnheitsmäßig zusammenschlägt und darauf auch noch stolz ist". Spätfolge dieser Erlebnissequenz ist eine sublimierende Nachahmung des Täterverhaltens. In der unbewußten Absicht erhöhter Selbstbestätigung sucht sich Robert für die Opferrolle allerdings keine halben Portionen, sondern durchweg potentere Figuren aus.[11]

11 I, S. 581; 197; 402; 481; 402; 485. – S. 365; 703; 2. Thess. 3,10; I, S. 11. – Begriffe, die auf seiner Werteskala ein negatives Vorzeichen tragen, faßt der Autor gleichsam mit spitzen Fingern an: er setzt sie in Anführungsstriche. Der exzessive Gebrauch dieser relativierenden bzw. pejorativen Kennzeichnung (I, S. 523 und S. 645) vermittelt geradezu den Eindruck einer Marotte. – Der angeblich von Lenin stammende Terminus Arbeiteraristokratie findet sich schon im ersten Band des „Kapitals", in einem der wenigen Werke von Marx also, die das Literaturverzeichnis aufführt: „[...] wie die Krisen selbst auf den bestbezahlten Teil der Arbeiterklasse, auf ihre Aristokratie, wirken" (MEW 23, S. 697).

Von den „Großdenkern der Modernisierung" wäre hier neben Jean-Jacques Rousseau mit seiner naiven Intention etwa Adam Smith zu erwähnen, dieser „Klassiker des liberalen Zynismus", der zugleich einer der „Weltmeister im Orwellschen ‚Wahrlügen'" ist. Immanuel Kant? Auch mit dem soll Robert bloß keiner kommen: „ein liberaler Apologet" durch und durch, der „sich hinter der aufklärerischen Fassade" zum „Ideal des ‚kläffenden Hundsmenschen'" bekannte. Und wie steht es mit Darwin? Dieser „gescheiterte Priesteramtskandidat" vermag bei Robert ebenfalls keinen ungeteilten Beifall zu finden. Robert kennt sie eben alle aus dem Effeff, „die haarsträubenden Entgleisungen und theoretischen Schnitzer der angeblichen Lichtgestalten", um von den minderen Armleuchtern erst gar nicht zu reden. Ihm, der als einziger den Durchblick besitzt, kann eben keiner, sie aber können ihm alle mal: der Goethe des „Wilhelm Meister" – „etwas betulich-herablassend"; Richard Wagner, der „deutschnationale Gesamtkunsthandwerker"; Thomas Mann, Ex-„Shooting-Star der Literatur"; Ludwig Uhland, Verfasser „lange nachwirkender militaristischer Edelschnulzen (‚Ich hatt' einen Kameraden')".[12]

Beim „Protestantengott im Himmel", eine wahre Rundum-Koryphäe. Dem Intimkenner des deutschen Liedgutes und Sachverständigen für das „Pantheon der sogenannten Nationalliteratur" schien sich beruflich die schönste Perspektive zu bieten. Welche überregionale Tageszeitung, welches tonangebende Wochenblatt hätte einen wie ihn nicht mit Kußhand als Ressortleiter gewonnen. Das Schicksal wollte es anders. 1966, „am Vorabend der Studentenrevolte", klopfte es an die Pforte. Robert erhielt „Besuch von einem jungen Akademiker-Ehepaar aus dem Feindesland DDR". Und dann: „Unvergeßlich der Augenblick" – als ihn seine sonst immer so geduldige, seine ihn noch immer bekochende, gottgläubige Großmutter „in den Flur holte und mit angsterstickter Stimme zischte: ‚Robert, Robert, das sind Juden – die Juden sind unser Unglück!'" Robert erstarrte. „Da leckte", faßt er dieses Urerlebnis unübertreffbar zusammen, „die Hundezunge der deutschen Nation in eine Familienidylle, in der nie anders als sozialdemokratisch gewählt" worden war.

Er hatte gemeint, über Deutschland könne ihm keiner mehr etwas erzählen. Diese „Blut- und Abstammungsgemeinschaft", aus der die weltweit „größten Arbeitsdeppen" herkamen, stand ihm längst bis zum Hals. Er brauchte nur an die „deutschen liberalpatriotischen Sesselfurzer" des 19. Jahrhunderts zu denken, und er verspürte sofort Atembeschwerden. Einen Hoffnungsschimmer in dieser Misere schien wenigstens noch die sozialdemokratische Gesinnung zu bieten. Und nun das ... Von einem ordinären Brotberuf konnte bei Robert jetzt nicht mehr die Rede sein. Einstimmen in „jenes schauerliche Geheul nach ‚Arbeitsplätzen'", „das sich selbst verkaufende Vieh der

12 I, S. 80; 91; 67 und 68; 273; 288; 103; 308; 336; 140. – Daß Darwin als „einer der größten modernen Naturwissenschaftler" bezeichnet wird, ist von dieser Seite ein zweifelhaftes Kompliment: „die aus einer gemeinsamen Wurzel gewachsene und sich wechselseitig bedingende Dummheit von Kapitalismus und moderner Naturwissenschaft" (I, S. 273 und S. 281). Als Marx 1873 „dem Meister ein Widmungsexemplar" der zweiten Auflage des „Kapitals" übersandte, erntete er keineswegs „eine höfliche Zurückweisung" (I, S. 276 f.). Diese wurde vielmehr in anderem Zusammenhang 1880 Edward Aveling zuteil. Vgl. Käte Schwank, Der Briefwechsel zwischen Marx und Darwin (= Beiträge zur Marx-Engels-Forschung, H. 1), [Ost-]Berlin 1977.

Arbeitsmärkte" um einen weiteren Hornochsen vermehren? Niemals! Für Robert zählten nur noch die höheren Dinge. Sein Hauptziel: auf vernünftige Art „an die Wurzel des Kapitalismus" zu rühren. Um diesem Ziel näherzukommen, machte er sich erst einmal über die „schmutzige Wäsche des Sozialismus" her. Porentief kritisch, wie sich das bei ihm von selber versteht.[13]

III. Gerichtstag – ein emanzipatorisches Trauerspiel

Der erste Akt ist gelaufen, die Szene erstarrt. Zusammenkartätscht, „in ihrem Blut erstickt", „niedergeschlagen und staatsterroristisch ausgelöscht", türmen sich die Leiber der Sozialrevoltäre bis dicht an die Rampe. Aus der Tiefe des Raumes blinkt es bedeutungsschwer – letzte Ausfahrt Trier. Welchen Denkanstoß wird uns Robert wohl als nächsten verpassen. Schickt er ein Aufgebot wandernder Handwerksburschen ins Treffen, die, knotenstockbewehrt, den rauhen Charme des frühen Kommunismus verströmen? Wohnen wir einem Geheimkonventikel des Bundes der Geächteten bei oder einem schlagenden Disput im Bund der Gerechten? Dröhnt uns aus dem Off die Stimme Wilhelm Weitlings entgegen? Schreitet gar, ein noch druckfeuchtes Exemplar des Kommunistischen Manifests unter dem Arm, Karl Marx in der Charaktermaske von Robert Kurz über die Bühne, läuten dazu Sturmglocken ein, was entgegen der landläufigen Meinung das Geschehen der nur „sogenannten ‚Revolution von 1848'" war? Weit gefehlt, warum denn kompliziert, wenn es doch windschnittig ebenfalls geht.[14]

Außerdem ist der moderne Sozialismus ja auch „eher aus den kreuzbraven Reformgruppen der unterbürgerlichen Schichten" hervorgegangen, „organisiert in sogenannten Arbeitervereinen". Die meisten der auf diese Weise gegründeten Vereine kann man „getrost als eine Art sozialpolitische Sonntagsschule" bezeichnen, entstanden im Grunde genommen aus dem Versuch des Liberalismus, auf die besagten Schichten in seinem Interesse Einfluß zu nehmen. „Aber wie es oft so geht: Von den gewissermaßen als Agenten in der Gestalt von Oberlehrern zu den ‚gefährlichen' sozialen Gruppen geschickten liberalen Intellektuellen wurden einige durch ihre Erfahrungen ‚umgedreht'." Viel gewonnen war damit allerdings nicht. Man braucht sich diese „Gründerväter der Sozialdemokratie und die Kirchenväter des Marxismus" ja bloß mal aus der Nähe zu besehen: kein einziger der „Anführer und Protagonisten der Sozialrevolte" dabei, sondern durch die Bank „desorientierte und moralisch geschockte Liberale", „weniger Rebellen als vielmehr ursprünglich Sonntagsschüler des Liberalismus", unter deren „Gebetbüchern" sich sogar Schriften des üblen Gehirnwäschers Jeremy Bentham befanden.

13 I, S. 75; 307; 581 f. – S. 300; 375; 141; 629; 464; 322; 315.

14 Für den kritischen Leser dürfte es ohne weiteres klar sein, daß die obige Szene nicht den realen Kern des Geschehens persifliert, sondern seine spekulative Aufbauschung zum alleinigen Zweck, dem Traumschiff „Böse Horizontale" einen historischen Ankerplatz zu verschaffen. Über die im „Schwarzbuch" ausgeblendeten Abschnitte der deutschen Frühphase vgl. Ernst Schraepler, Handwerkerbünde und Arbeitervereine 1830–1853. Die politische Tätigkeit deutscher Sozialisten von Wilhelm Weitling bis Karl Marx, Berlin und New York 1972. – Seitenhinweise: I, 164; 789; 169; 154.

Auch der spätere Lehrkörper – also zur ersten Sahne gehörte der politpädagogisch wirklich nicht. Der berühmte August Bebel etwa hat ja doch eine reichlich „zwiespältige Rolle" gespielt. Treudeutsch militärbegeistert bis ins Knochenmark, forderte er „zwar abstrakt die völlige Befreiung der Frau", nur um dann „in der konkreten Argumentation auf Schritt und Tritt doch wieder" mit den „Eselsohren der biologistischen Ideologie" die ortsübliche Flagge zu zeigen. Wen wundert es da noch, daß sich sogar Rosa Luxemburg und Clara Zetkin vehement „gegen jeden Gebärstreik" verwandten. Und Karl Kautsky erst, dieser marxistische Cheftheoretiker „mit dem biedermännischen Bierernst", was hatte der an Unsäglichkeiten nicht so alles von sich gegeben; hatte sich „aus den gesammelten Alpträumen von Absolutismus und Liberalismus" als werbenden Kommentar zum Erfurter Programm eine „schwarze Negativ-Utopie" zusammengeklaubt, ja sogar ein Elaborat über „‚Rassenhygiene'" hatte er sich geleistet, eugenischer „Individualrassismus" in Hochpotenz, „eingefärbt mit einem Schuß kollektivrassistischen Arier- und Germanenwahns".[15]

Die einen zwar „‚umgedreht'", aber nach wie vor kontaminiert, „alle später bekannt gewordenen Führer der Arbeiterbewegung durch die Mangel der liberalen Ideologie gedreht" – was konnte aus einem solchen Projekt schon werden. Die grundlegende Weichenstellung bereits war ausgesprochen blamabel. Wo das „Ansteuern einer anderen Form des gesellschaftlichen Zusammenhangs" geboten war, „zum Beispiel über Räte oder Komitees von Selbstverwaltungs-Einheiten unabhängig von bürgerlich-‚nationalen' Bezugsräumen", genau an dieser historischen Wegscheide tappten die Männer der ersten Stunde dem Liberalismus prompt in die Falle. Problemblind übernahmen sie seine Denkformen, Handlungsmuster und Interessenkategorien. Sozialistische „‚Kapitalismuskritik'" konnte „vermeintliche Alternativen" fortan „nur noch innerhalb der kapitalistischen Realkategorien formulieren".

Welch ein Trauerspiel doch, diese Kurz-Geschichte der Arbeiterbewegung. Einerseits festgelegt auf die tradierte Begriffsapparatur, Sprachrohr andererseits für eine „über Generationen hinweg zwangsweise oder mittels Gehirnwäsche disziplinierte (und sich zunehmend selbst disziplinierende) ‚Arbeiterklasse'", geriet die Sozialdemokratie zunehmend unter die Räder. Was kommt da an Punkten der Anklage nicht alles zusammen bei diesen „Drogenabhängigen des nationalen Wahns": „protestantische Verkniffenheit"; „dienernde Anbiederung an die kapitalistischen Kriterien"; „Militarismus, Kolonialismus und Imperialismus", „zumindest teilweise und sozial verbrämt"; „Elemente der biologistisch diskriminierenden Frauenfeindlichkeit"; Flucht schließlich aus Frustration über die „Verbots- oder zumindest Repressionspolitik" in eine „absurde ‚Radikalisierung'", die bei den Gegnern völlig abwegige Befürchtungen weckte. „Das metaphysisch aufgeblasene ‚historische Subjekt' der ‚Arbeiterklasse'" war ja doch längst schon handzahm geworden, sein „‚Klassenkampf'" nur die „immanente Bewegungsform eines bereits domestizierten, verhausschweinten Bewußtseins".[16]

15 I, S. 169; zu Bentham siehe S. 77 ff. – S. 340; 268; 325 f.; 326; 246 und 247; 323 f.

16 I, S. 169; 176; 177 f.; 496 f.; 237; 330; 496 f. – S. 250; 179; 246 f.; 247; 312 f.; 325; 247; 678. – Daß die „Verhaustierung" keineswegs so verletzend gemeint ist, wie sie sich bei manchem ausnehmen mag, erfährt der Leser auf Seite 771. Im Unterschied nämlich zum Gebrauch bei Peter Sloterdijk handelt es sich lediglich um eine „Metapher für die soziale Degradation und die Verinnerlichung der kapitalistischen Disziplin".

Der Weltkrieg erst brachte den Ausgegrenzten die Wende. „Weil sie den Blutzoll treu entrichtet und sich als Fleisch vom Fleische der kapitalistischen Welt bewiesen hatten, wurde ihnen nun der langersehnte Eintritt in die Zentren der Macht oder doch wenigstens in deren Vorhallen und Hinterhöfe gewährt; der leviathanische Impetus der Sozialdemokratie fand endlich sein praktisches Betätigungsfeld in der demokratischen Schülermitverwaltung des Menschenschlachthauses." „Endlich war er bei sich und zu sich gekommen", der „Sozialdemokratismus", durfte endlich „mitmischen" und konnte – gleichsam „ein ‚innerer Reichsparteitag'" für ihn – seinen Eintritt in die bürgerliche Welt „mit Blutorgien feiern". Die spätere „Mutation von verhausschweinten Funktionären zu Kampf- und Bluthunden des Kapitalismus war abzusehen".

Ein Zerrbild doch eher als ein realitätsnahes Täterprofil? Mit einem so lahmen Einwand sollte man Robert nicht kommen. Natürlich, räumt er ohne weiteres ein, gab es da noch den Programmpunkt der „‚Aufhebung des Staates'", gab es im Reichstag der Vorkriegszeit das schroffe Nein zum Flottenbauetat, gab es die Bekenntnisse zum proletarischen Internationalismus und die pazifistischen Beschlüsse. „Das alles blieb jedoch Papier", war nichts als Leerformel, bloße Deklaration. Das Prinzip „Diesem System keinen Mann und keinen Groschen"? Lediglich eine Parole, die „das von der Gegenseite so lange verschmähte Angebot zum Mitmachen verbarg". Anders gesagt: „Die formale Ablehnung der imperialen Expansions- und Rüstungspolitik rührte wohl eher daher, daß die sozialistischen und gewerkschaftlichen Apparate von den imperialistischen Eliten weiterhin aus der staatlichen Mitverwaltung ausgegrenzt wurden, und weniger aus einer wirklich prinzipiellen Gegnerschaft."[17]

Und nun möge bloß keiner auf die machtpolitischen Konstellationen verweisen, auf strategische Kalküle und taktische Zwänge. Und schon gar nicht sollte sich wer auf so etwas wie den Zeitgeist berufen. In lichteren Momenten, vor allem wenn es dabei um seine auserwählte Klientel geht, läßt Robert über derlei durchaus mit sich reden. „Natürlich", konzediert er dann, „müssen die persönlichen Umstände und die historischen Kontexte berücksichtigt werden." Es wäre ja doch „auch diesen Menschen gegenüber unbillig, ihnen im nachhinein ein historisches Überbewußtsein abzuverlangen; auch sie konnten sich nur im Kontext ihrer Erfahrungen und deren ‚intersubjektiver' Interpretation bewegen". Wird aber der Auslöseknopf seines Rotkollers berührt, greift er sofort zur verbalen Pistole. „Es gibt nichts zu entschuldigen", zürnt er dann, „Unwissenheit schützt vor Strafe nicht." Die bekannte Meuterei auf der „Bounty" beweist ihm ja doch zur Genüge, daß die Fehlentwicklung „keineswegs von vornherein zwangsläufig" war. Um sein Wohlwollen zu erlangen, hätten die Bebel und Co., wie zu schlußfolgern ist, sich mitsamt ihrem Anhang lediglich in die Südsee absetzen müssen. So aber haben sie von ihm nur das schärfste Verdikt zu erwarten. „Die sozialdemokratischen Ideenträger als historische Vorreiter und glühendste Verfechter der Demokratie lagen im Grunde genommen schon seit 1848 in vorauseilender nationaler Arbeits- und Staatsgläubigkeit vor Hitler auf dem Bauch, ganz abgesehen davon, daß sie ihm die ‚nationalsozialistischen' Stichworte geliefert hatten. Die Demokratie selber war der Schoß, aus dem das kroch."

17 I, S. 354; 352; 355; 352; 474. – S. 245; 265; 247; 265; 245; 247; 339; 265.

Wo immer sich Robert auch umsah im linken Spektrum, allüberall zeigte sich ihm die gleiche Malaise. Nirgendwo „gab es eine emanzipatorische Alternative gegen das aberwitzige kapitalistische System". Die Idee der „‚direkten Demokratie'" ging „an der kapitalistischen Konstituiertheit der Subjekte in den Formen von ‚abstrakter Arbeit', Ware und Geld völlig vorbei. Daran waren ja letztlich schon die ebenfalls auf dieser Idee beruhenden Konzepte der Pariser Kommune von 1871 und der Räte in Rußland und Deutschland nach dem Ersten Weltkrieg gescheitert, die eine radikale ‚politische' Emanzipation anstrebten, ohne den Status der vorgeschalteten ökonomischen Formen auch nur im geringsten zu klären." Der Anarchismus kam als Alternative ebenfalls nicht in Betracht. Ideell „ursprünglich von demselben Tisch gespeist" wie die Sozialdemokratie, vermochte auch er den „Bannkreis des modernen warenproduzierenden Systems und seiner repressiven Religion der ‚Arbeit'" nie zu verlassen.[18]

Die kommunistischen Parteien wiederum waren und blieben den „kapitalistischen Grundkategorien" in der gleichen Weise wie ihre sozialistischen Zwillingsbrüder verhaftet. Vom „angeblich kritischeren Charakter eines ‚westlichen Marxismus'" im Vergleich zum „russischen Industrialisierungs-Marxismus" konnte keinerlei Rede sein. Antonio Gramsci, „heute noch immer als theoretischer Stichwortgeber eines dissidenten und reflektierten Marxismus gehandelt", liefert ein abstoßendes Beispiel dafür, ja sein politischer Werdegang verweist sogar „auf eine gemeinsame ideologische Schnittmenge von Sozialisten/Kommunisten und Faschisten/Nationalsozialisten". Ob Sozialisten und Kommunisten, ob Gewerkschaften und linke Intellektuelle – sie alle haben gleichermaßen stets „die aktuelle Gestalt der totalitären kapitalistischen Produktionsweise in jeder Hinsicht mitgetragen"; „gewollt oder ungewollt" haben Sozialdemokratie, Gewerkschaften und linke Gesellschaftskritik „zu den Schrittmachern des kapitalistischen Totalisierungsprozesses" gehört. Keine Frage mithin: Der Denkmalssockel des Großen Emanzipators stand leer. „Die radikale, d.h. an die Wurzeln der repressiven und irrationalen Modernisierungsgeschichte gehende Verschmelzung von emanzipatorischer Rebellion und theoretischer Kritik des modernen Fetischismus", sagte sich Robert, „harrt also bis heute ihrer Stunde." Es muß diese Erleuchtung gewesen sein, die ihm den letzten Anstoß gab. Er faßte den Entschluß, eine Volksbewegung neuen Typs ins Leben zu rufen. Einen zugkräftigen Namen für sie hatte er schon: die „‚böse Horizontale'".[19]

IV. Gegen den Strich gebürstet: Karl Marx (Zweiter Teil)

So richtig böse ist sie natürlich nicht, jene „Horizontale", die Robert im Schilde führt. Als abgrundtief böse bezeichnet hätte sie wohl nur Friedrich von Gottl-Ottlilienfeld.

18 I, S. 478; 170; 193 f.; 100; 124; über die „Bounty"-Affäre vgl. S. 90–100; S. 100; 478. – S. 360: „Nahezu das gesamte Basis-Vokabular der Nazi-Partei wurde während des Ersten Weltkriegs unter aktiver Mitwirkung von Sozialdemokratie und Gewerkschaften ‚schöpferisch' in die Welt gesetzt. Und das waren keine bloß zufälligen Namensgleichheiten, sondern es handelte sich um eine enge Verwandtschaft (um nicht zu sagen Identität) der Ideen." – S. 427; 599; 249.

19 I, S. 427 und 401 f.; 408; 405; S. 408 – 411; 574; 173; 789.

Das Herz dieses „deutschen Repressionsphilosophen" schlug nämlich für die „‚brave Vertikale'", worunter er „die hierarchische, technokratische Ordnung" verstand. Ihr stellte er als Gegenpol das abstoßende Bild einer „‚bösen Horizontalen'" entgegen: „jede Form einer eigenmächtigen Verständigung der zu disziplinierenden Menschen untereinander", „die letztere angefangen etwa von der organisierten Meuterei des Soldatenrates, die gleich das ganze Heer auffliegen läßt, bis hinunter zu einem Schülerkomplott, zur hellen Verzweiflung des Herrn Lehrers". Bei einer solchen Putztruppe ist Robert selbstredend mit von der Partie. Sich ein derart verruchtes Emblem an die Jacke zu heften ist erstens Ehrensache für ihn und liegt ja auch zweitens ganz auf der Linie von Marx. Dies allerdings nur unter einer Bedingung: daß die Marxsche Theorie „gegen den Strich des Arbeiterbewegungs-Marxismus gebürstet und endlich als radikale Kritik des modernen Fetischismus warenproduzierender Systeme gelesen wird". Demnach wird sich der „Restmarxismus" auf noch einige Überraschungen mehr gefaßt machen müssen.

Der historische Materialismus, zeigt sich schon zu Beginn der Bürstenmassage, ist beileibe nicht das, wofür seine Begründer ihn hielten: „wirkliche, positive Wissenschaft", die dort beginnt, „wo die Spekulation aufhört, beim wirklichen Leben", und die, wo sie abstrahiert, „keineswegs, wie die Philosophie, ein Rezept oder Schema" liefert, „wonach die geschichtlichen Epochen zurechtgestutzt werden können". Vielmehr handelt es sich bereits in der Originalversion um eine philosophische Doktrin reinsten Wassers, und die wäre insoweit ganz nach Roberts Geschmack. Als zugleich durch und durch materialistische Doktrin allerdings kommt sie für den Schulterschluß mit ihm schlechterdings nicht in Frage. Er teilt nun mal „die alte Illusion der spekulativen Philosophie über die Herrschaft des Geistes in der Geschichte". Nicht „aus den Widersprüchen des materiellen Lebens", nicht „aus dem vorhandenen Konflikt zwischen gesellschaftlichen Produktivkräften und Produktionsverhältnissen" erklärt er das Bewußtsein einer Umwälzungsepoche. Bei ihm führen kapitalistische „Realkategorien" das große Wort, Kategorien, die, wie „abstrakte Arbeit, Arbeitsmärkte, Marktvergesellschaftung, moderner Staatsapparat, Nation usw.", „zu quasi-ontologischen Selbstverständlichkeiten sedimentierten". Hätte „die neue theoretische Kritik am Liberalismus", meint er, den „emanzipatorischen Motiven der antimodernen Sozialrevolte" nur die richtigen Begriffe gegeben und hätte die Sozialdemokratie den Begriff der sozialen Emanzipation nicht „eingekerkert in das kapitalistische Tätigkeits-Prinzip" – in der Weltgeschichte wäre dann, siehe oben, wer weiß was alles anders gelaufen.[20]

Gegen jede Art von Zwang hyperallergisch, ist Robert für die Anerkennung der Existenz historischer Notwendigkeiten nicht zu haben. Selbst ökonomische Gesetzmäßigkeiten gehen ihm wider den Strich. Wie sollte er sich da mit der These anfreunden können, daß ein fundamentaler Strukturwandel seine unabdingbaren Voraussetzungen hat. Eine Gesellschaftsformation ginge niemals unter, „bevor alle Produktivkräfte entwickelt sind, für die sie weit genug ist, und neue höhere Produktionsverhältnisse treten

20 I, S. 649; 405 ff.; 407; 789; II, S. 40. – Marx und Engels, Die deutsche Ideologie (siehe Anm. 7), S. 27; I, S. 176; Die deutsche Ideologie, S. 157; Karl Marx, Zur Kritik der Politischen Ökonomie, in: MEW 13, S. 3–160, Zitat: S. 9; I, S. 239; 170; 173.

nie an die Stelle, bevor die materiellen Existenzbedingungen derselben im Schoß der alten Gesellschaft selbst ausgebrütet worden sind"? Auch hier ist Robert wieder einmal entschieden anderer Meinung: „Auf niedrigeren Stufen der Produktivkraft-Entwicklung" wäre „eine direkte, kommunikative, ‚horizontale' Vergesellschaftung" zwar „mit einer Einschränkung der Produktion" zu erkaufen gewesen. Dies jedoch, versichert er uns, heiße beileibe nicht, „daß eine Gesellschaftlichkeit ohne vertikale Herrschaftsstruktur in der Vergangenheit etwa logisch unmöglich gewesen wäre. Denn verhungern hätte bei einem relativ hohen kommunikativen Aufwand selbst unter den Bedingungen geringer Produktivkräfte niemand müssen; und auch die Entwicklung von Naturerkenntnis, Technik usw. wäre dabei [...] keineswegs stehengeblieben, sondern allenfalls langsamer, dafür aber auch nicht derart katastrophal" vor sich gegangen. Robert kann es mithin durchaus „nicht als ‚objektive Notwendigkeit'" anerkennen, „sondern lediglich als empirischen Sachverhalt feststellen, daß sich die bisherige menschliche Entwicklung, den Kapitalismus eingeschlossen, in verselbständigten gesellschaftlichen Fetischformen und damit in vertikalen Herrschaftsstrukturen vollzogen hat, die den wachsenden gesellschaftlichen Zeitfonds irrational und weitgehend destruktiv monopolisierten".

Über „Spitzfindigkeiten" wie die Marxsche Dialektik erübrigt sich für Robert jedes kritische Wort. Einmal schwarz, stets und ständig schwarz – im Beispielsfall des Kapitalismus zumindest ergibt sich das schon aus Zweckmäßgkeitsgründen: „vielleicht bedarf es" ja doch seiner „völligen historischen Delegitimation", „der völligen Negation seiner angeblichen Fortschrittlichkeit in irgendeiner Hinsicht, um überhaupt jemals mit ihm Schluß machen zu können". Marx hat das völlig verkannt. „Unwissende Lümmel" waren für ihn jene Wortradikalen, die er außerstande sah, „auch nur die Größe und vorübergehende Notwendigkeit des Bourgeoisregimes" zu begreifen. Unser scharfsinniger Robert hingegen erkennt im Kapitalismus ein ab ovo „historisches Wahnsystem", für dessen subjektive Repräsentanten ebenfalls „von Anfang an" die Sprache „des flackernden Irrsinns" kennzeichnend war. Daß Marx „die Heldentaten der Bourgeoisie beim ‚Niederreißen' aller patriarchalen, idyllischen Verhältnisse usw. bewundert oder gar das ‚Hineinreißen der Barbaren in die Zivilisation'", kann er sich nur als Psychopanne erklären: da ist es eben durchgegangen mit Marx.[21]

Weiß der Himmel, er hat schon kapitale Böcke geschossen, der Marx. Je gründlicher sich Robert „diese erratische Gestalt" vorknöpft, desto mehr an groben Schnitzern fördert seine Wurzelbürste zutage. Das fängt bereits an bei der Ausdrucksweise; setzt sich fort in der Widersprüchlichkeit zentraler Begriffe und Argumentationen; spiegelt sich in der „Geschichtsmythologie" von Marx und ist auch in seinem strategischen Kalkül mit Händen zu greifen. Er bildete sich allen Ernstes ein, „die Arbeiterbewegung könne gerade auf dem Weg des politischen (staatsbezogenen) Kampfes über die bloß immanente Interessenvertretung hinausgetrieben werden". Was „der gute alte Klassenkampf" tatsächlich bewirkte, war jedoch das genaue Gegenteil: Er wurde mitnichten zum „Vehikel einer grundsätzlichen Formkritik", sondern „zum Motor der kapitalistischen

21 I, S. 646 ff.; 175 f.; II, S. 229; 53 f.; I, S. 465; Marx, Zur Kritik ... [siehe Anm. 20], S. 9; I, S. 649 f. – II, S. 230; Marx an Weydemeyer, 5. März 1852, in: MEW 28, S. 503–509, Zitat: S. 508; I, S. 72; 257; II, S. 318 f.

Durchsetzungsgeschichte" und vollendete in seiner politischen Form „den Kapitalismus, statt ihn zu überwinden". Nicht den Kapitalismus hat der Klassenkampf aufgehoben, sondern lediglich sich selbst.

Erheblich danebengelegen hat Marx sodann mit seiner „Staatsorientierung". „Es lassen sich mehr als genug Aussagen in seiner Theorie anführen", kehrt Robert Expertenwissen hervor, „die eindeutig darin gipfeln, daß die sogenannte Arbeiterklasse ‚die Staatsmacht ergreifen' müsse" und daß es dem Sozialismus „um die wahre Herstellung der ‚Nation' und der ‚Demokratie' zu tun sei". Durch solche Zugeständnisse an das Bedürfnis der zeitgenössischen Sozialdemokratie hat er zur Verdunklung der Problemlage beigetragen und einer Fehlentwicklung Vorschub geleistet, die „direkt auf die Schlachtfelder des Ersten Weltkriegs führte". Kurzum: Er hat sich in vielerlei Hinsicht auf dem Holzweg befunden, ja er argumentierte zuweilen sogar „wider sein eigenes besseres Wissen". Und trotzdem – dieser „geniale Zug von Marx"! Robert überkommt es. Unter Erwägung der „Marktchance", die er für nicht unerheblich befindet, faßt Robert einen wohldurchdachten Entschluß: „‚Zurück zu Marx'"! ruft er emphatisch.[22]

Die „intellektuellen Dinosaurier des übriggebliebenen Arbeiterbewegungsmarxismus" brechen in wieherndes Gelächter aus und bedenken den Wegbereiter „einer qualitativ neuen Marx-Renaissance" mit rüden Zitaten. Robert kann ob dieser Possen nur Mitleid empfinden. Die „letzten Mohikaner des Arbeitsmarxismus" sind ihm zu schwer von Begriff. Ihnen will es einfach nicht in den Kopf, daß es Karl Marx in zweifacher Ausfertigung gibt. Der Marx, auf den sie sich berufen, ist ja doch nur der positivistisch gelesene, der „‚offiziöse'", der „arbeiterbewegungsmarxistisch" kompatible, „der halbe Marx". Dieser auf die immanente Entwicklung des Kapitalismus positiv bezogene Marx, der lediglich „den innerkapitalistischen Entwicklungs- und Durchsetzungsprozeß auf alle bisherige Geschichte" projiziert, erweist sich heute als so hoffnungslos überholt wie die Arbeiterbewegung selbst. Mit seiner „antiquierten Vollbärtigkeit" reizt er „nur noch zum Gähnen".

Doch neben den obsoleten Konstrukten dieses „exoterischen" Marx gibt es ja noch „den in der Versenkung verschwundenen und ganz unausgeleuchteten Ansatz radikal kritischer Theorie eines ‚anderen'", des esoterischen Marx, der „mehr gedacht" hat, „als er selber wußte". Es ist „gerade dieses ins Dunkel getauchte Alter ego des ganzen, sozusagen janusköpfigen Marx, das für die Zukunft noch bedeutend werden kann". „Mit seinem Fetischbegriff, den er auch auf Staat, Politik und Demokratie ausdehnt, leistet" er, „was jeder große Entdecker in den menschlichen Dingen leistet: Er macht das scheinbar Einfache, Alltägliche, die ‚schweigende Dimension' des Selbstverständlichen zum Fremden, Erklärungsbedürftigen und Falschen". Im Unterschied zu den „nach außen gewandten, gut rezipierbaren" Texten seines Doppelgängers ist das Konzentrat der „schwer zugänglichen" Esoterika nebst kongenialer Einführung bislang allerdings nur in Roberts Edelbudike zu haben.

Statt „wieder und wieder das untergegangene Paradigma des exoterischen Marx klappernd und mit hilfloser Zwanghaftigkeit" herunterzuspulen, sollten die roten Dinos lieber

22 II, S. 10; 28; 319; 28; 52; 29; 20; 180. – S. 175 f.; 176; 177; 181; 29; 178; 275; 47.

des Wortes eingedenk sein: „Die Frage, ob dem menschlichen Denken gegenständliche Wahrheit zukomme – ist keine Frage der Theorie, sondern eine *praktische* Frage." Mit seiner Annäherung an die Praxis wird Robert es diesen „weltfremd gewordenen letzten ‚Gläubigen'" schon zeigen, was eine emanzipatorische Harke ist.[23]

V. Das Gebot der Stunde

Von Menschen, die „sich der Ausweglosigkeit ihrer Daseinsweise überführt sehen", wird Robert „unvermeidlich nach einem ‚Rezept'" gefragt. So verständlich das ist – er findet es unangemessen. Sein Mentor Karl Marx hat schließlich auch keine „Gebrauchsanweisung für den korrekten Aufbau einer ‚idealen' und womöglich ‚widerspruchsfreien' Gesellschaft" hinterlassen, keinen „Reißbrettentwurf für eine Gesellschaftsarchitektur nach irgendeinem Modell des Menschen, wie er zu sein hätte". Mit ihrem Ansinnen zeigen die Fragesteller nur, „daß sie selbst die Überwindung des Kapitalismus noch in kapitalistische Kategorien einbannen wollen". Sie sehen „die kritische Theorie in der Rolle des Verkäufers, der gefälligst ein Angebot mit garantiertem Rückgaberecht zu machen hat". Kritische Theorie im Sinne von Robert ist aber gerade „kein Angebot, sondern ein Spiegel der Selbsterkenntnis, eine Wut des Begreifens und eine ‚Aufforderung zum Tanz' mit ungewissem Ausgang"; sie legt Wert darauf, „an der Inflation der gängigen billigen Konzept- und Rezeptmacherei" nicht beteiligt zu sein.

Worauf sie hinauswill, liegt ohnehin auf der Hand. Überwindung des Kapitalismus – „das heißt das System von ‚Arbeitsmärkten' und allgemeiner Geldwirtschaft", von „Geld/Markt und Staat" aus den Angeln zu heben. Die Aufgaben, die dabei gelöst werden müssen, sind aus Roberts Sicht „von geradezu ergreifender Schlichtheit". Es geht erstens darum, die Ressourcen „so einzusetzen, daß allen Menschen ein gutes, genußvolles Leben frei von Armut und Hunger gewährleistet wird"; zweitens gilt es, die katastrophale Fehlleitung der Ressourcen „in sinnlose Pyramidenprojekte und Zerstörungsproduktionen zu stoppen"; und „drittens schließlich ist es erst recht von elementarem Interesse, den durch die Produktivkräfte der Mikroelektronik gewaltig angeschwollenen gesellschaftlichen Zeitfonds in eine ebenso große Muße für alle zu übersetzen". Die Mikroelektronik eröffnet auch eine andere Realperspektive. Sie stellt „die Möglichkeit einer allseitigen kommunikativen Vernetzung" und damit „einer permanenten gesellschaftlichen Beratung über den Einsatz der Ressourcen" bereit. „Sich

23 „Marktschreierei", bekommt Robert vermutlich wie ehedem Karl Grün zu hören, der sich ja auch darin gefiel, seine „Verachtung gegen die Gelehrsamkeit" zur Schau zu stellen (Marx und Engels, Die deutsche Ideologie, siehe Anm. 7, S. 507). Als Verächter der Klassentheorie handelt sich Robert zudem mit Sicherheit den bereits erwähnten „Lümmel" ein (siehe S. 295 des vorliegenden Beitrags), und das folgende Diktum bleibt ihm wohl ebenfalls nicht erspart: „Philosophie und Studium der wirklichen Welt verhalten sich zueinander wie Onanie und Geschlechtsliebe" (Die deutsche Ideologie, S. 218). – II, S. 399; 8; 137; 54; 8; 7; 28; 45; 10; 7 (siehe auch S. 17, 25 sowie 40 und 41). – S. 23–28: „Der exoterische und der esoterische Marx"; Zitate: S. 7; S. 15 („Jeder Theoretiker hat mehr gedacht, als er selber wußte, und eine widerspruchsfreie Theorie wäre nicht ernsthaft eine Theorie zu nennen"); siehe ferner: S. 8; 45; 28. – S. 40; Karl Marx, Thesen über Feuerbach, in: MEW 3, S. 5–7, Zitat: S. 5; II, S. 40.

einfach versammeln und die Dinge in die eigene Hand nehmen" – der Rest wird sich schon finden.[24]

Die Ausgangslage diktiert ohnehin andere Prioritäten als das „Abspulen eines vorgedachten Programms". Das entscheidende Problem ist erst einmal, ob unter den Rahmenbedingungen einer destabilisierten Weltkrisengesellschaft „ein ideeller und organisatorischer Fokus" – eine „emanzipatorische Antimoderne" – „entstehen kann, der die radikale Kritik zu formulieren wagt und ihr ein Gesicht zu geben vermag". Mit Ausnahme „der regierenden Armani-Linken" kommt hierfür allein „die Linke im weitesten Sinne" in Frage – so sie denn in sich geht. Sie muß endlich begreifen, „daß sie nicht etwa ‚zu radikal', sondern im Gegenteil niemals radikal genug war. Nicht eine stärkere Anpassung an das ökonomische Gesetz des Kapitalismus ist das Gebot der Stunde, sondern im Gegenteil der vollständige Bruch mit diesem Gesetz". Und wie wird das nun zur „gesellschaftlichen Massenbewegung"? Sich eine solche Frage zu stellen ist „fast müßig", denn „das ist eine Frage, die nur durch die Tat zu entscheiden ist". Weil es ohne regelrechten Aufstand, ohne „Rebellion gegen die kapitalistische Krisenverwaltung jeglicher Couleur" nicht abgehen wird, „entfesselt die emanzipatorische Antimoderne [...] die ‚böse Horizontale'". Damit sie „in Gang kommen kann, bedarf es einer bewußten ‚Palaverkultur'; also genau das, was für Ford und Lenin der Horror eines ewigen ‚Gequatsches' war". Am Horizont lockt als beflügelnde Perspektive das Abenteuer „eines weltweiten sozialökonomischen ‚Maschinensturms'".

Robert ist offenbar darauf aus, sich um Kopf und Kragen zu reden. Oder ist es etwa nicht purer Leichtsinn von ihm, seine subversiven Ideen derart unverblümt hinauszuposaunen? Einer wie er muß doch gewärtig sein, daß jedes seiner Worte peinlich genau registriert wird und daß sich daraus Weiterungen ergeben. Dieser Mann will eine andere Republik, wird es heißen. Er strebt ein „institutionelles Gefüge" an, „das ‚Marktwirtschaft und Demokratie' ablösen könnte: nämlich eben ‚Räte', beratende Versammlungen aller Gesellschaftsmitglieder auf allen Ebenen der gesellschaftlichen Reproduktion". Eine solche „Selbstverwaltung der Gesellschaft durch die ‚böse Horizontale' eines umfassenden Rätesystems" gilt ihm als die „wirkliche Alternative", sie wird „das Gegenteil nicht nur des Staates, sondern damit auch des Marktes" sein. Dieser Mann ist in der Tat ein Staatsfeind, wie er im Buche steht. Ganz oder gar nicht, lautet seine Devise, sogar „die *Besetzung* der Produktionsbetriebe, Verwaltungsinstitutionen und sozialen Einrichtungen" hat er bereits Auge gefaßt, „Parole ‚Nieder mit dem Lohnsystem!'"

24 Mit seiner Berufung darauf, daß auch Karl Marx „keine umfassende Blaupause" hinterlassen habe (II, S. 393), macht sich der Autor seine Aufgabe etwas zu leicht. Ein detailliertes Zukunftsmodell von ihm zu fordern wäre gewiß etwas viel verlangt. Hingegen darf gerade der „kapitalistisch sozialisierte Normalmensch" von einem so Begnadeten das Leitseil einer konkreteren Plattform für die Einstiegsphase erwarten. Das 10-Punkte-Programm des „Manifests" liefert ein illustratives historisches Beispiel dafür (MEW 4, S. 481 f.). – I, S. 781; II, S. 393; I, S. 781; II, S. 393 und 394; 403. – I, S. 787; II, S. 401; I, S. 782; 788; 787. – „Es handelt sich weder um ein materielles noch um ein technisches oder organisatorisches Problem, sondern allein um eine Bewußtseinsfrage" (S. 783), also nicht auch um etwas so Simples wie die Machtfrage. Die „Menschheit" würgt „gewissermaßen die verinnerlichten Zwänge und Zumutungen der blinden Geldmaschine wieder" heraus, und dann werden „die herrschenden gesellschaftlichen Formen, Kategorien und Kriterien [...] schlicht" abgeschafft (ebd.).

Ist sich Robert eigentlich im klaren darüber, was er da womöglich gegen sich heraufbeschwört?[25]

Und ob er sich darüber im klaren ist. Er ist ja doch nicht so kindlich-naiv wie jenes kleine „Mädchen aus behütetem Hause", das „sich das Märchen vom Rotkäppchen zum wiederholten Vorlesen gewünscht" hatte, „‚aber bitte ohne den bösen Wolf'". Robert weiß nur zu genau, daß der Kapitalismus „ohne den Wolf" nicht zu haben ist, und kennt dessen skrupellose Methoden. Schon wer „etwa das System des Geldverdienens als solches" auch nur in Frage stellt, kann ja doch damit rechnen, „vom Alltagsverstand spontan als Fall für die Psychiatrie erklärt zu werden", und wer dann gar noch in aller Öffentlichkeit bekundet, den gordischen Knoten des „‚Geldrätsels'" gewissermaßen „mit dem Schwert" durchschlagen zu wollen, für den ist ein Vorzugsplatz in der geschlossenen Abteilung so gut wie gebucht. Nein, zu Illusionen über seine prekäre Lage neigt Robert wirklich nicht. Und trotz alledem ist er entschlossen, den „Furien des Leviathan" Paroli zu bieten. Um sie hinters Licht zu führen, hat er sich etwas ausgedacht.

Er läßt durchblicken, daß sie sich ein völlig falsches Bild von ihm machen. Er ist doch nun wirklich keiner von denen, die „die Kapitalisten-Subjekte irgendwie aus dem Verkehr zu ziehen" trachten, „sie womöglich einzusperren oder sie gar" nach dem Beispiel der französischen Revolution „einen Kopf kürzer zu machen" gedenken. Nun schön, „hinsichtlich des totalitären Charakters der geheiligten Demokratie" hat er einiges an Frivolitäten vom Stapel gelassen. Hierbei ist jedoch als absolut entlastend der höhere Zweck seiner negatorischen Tätigkeiten in Rechnung zu stellen. Ihnen liegt die lauterste Absicht zugrunde: über Karl Marx nicht nur „hinauszukommen", sondern „Marx wirklich überwinden zu können". Denkbar unglaubwürdig das, reine Schutzbehauptung nur? Von wegen.[26]

Wer hat denn der „Grundillusion des Arbeiterbewegungs-Marxismus", „als könne sich die ‚Arbeit' vom ‚Kapital' emanzipieren und fortan für sich allein fortwerkeln", mit letzter Bestimmtheit den Boden entzogen? Wem ist es gelungen, „die bislang verborgene innere Identität von ‚Kapital' und ‚Arbeit'" aufzudecken, die „nur zwei verschiedene Aggregatzustände desselben irrationalen Fetischverhältnisses sind"? Wer wohl hat aus dieser epochalen Erkenntnis die einzig richtigen Konsequenzen gezogen? Robert doch wohl, der „die freiwillige Selbstauflösung der gewerkschaftlichen Organisationen" empfiehlt und gegen eine „moralisierende Kapitalismuskritik" Einspruch erhebt: die nur „sogenannten Kapitalisten" sind keineswegs bloße „‚Kuponschneider'", wie Friedrich Engels sich auszudrücken beliebte, diese vermeintlichen „‚Nichtarbeiter'" verausgaben bei ihrer Tätigkeit ja „ebenfalls menschliche Energie". Auch dem Gerede von einer „Ausbeutung der Lohnarbeiter durch die Kapitalisten-Subjekte" ist Robert entgegengetreten. In der überzeugendsten Weise hat er sich gegen den Anschein gewandt, „als

25 I, S. 781; 788; 790; 788 f.; 791; 790; 788; 783. Roberts Getreuen wird noch etwas mehr abverlangt als der Bruch mit dem obwaltenden ökonomischen Gesetz: Die emanzipatorische Antimoderne kann sich „nur dadurch wirklich von der bürgerlichen Gefangenschaft lösen, daß sie unwiderruflich mit der Kategorie der ‚Nation' bricht und konsequent jede nationale Loyalität aufkündigt" (I, S. 791; vgl. S. 767). – I, S. 787; 789; 574; 791.

26 I, S. 141; II, S. 42 f.; I, S. 783; 164. – II, S. 53; I, S. 574; II, S. 10.

würden die den Mehrwert sich aneignenden Kapitaleigentümer diesen Profit als ihren persönlichen Reichtum weitgehend verjubeln". Sie können das gigantische Mehrprodukt ja weder „selber verknuspern, noch können sie den damit erzielten Gelderlös selbst bei noch so verbissener Anstrengung in Luxusgüter für sich selbst umsetzen, zu deren Genuß sie übrigens sowieso schon längst gar keine Zeit mehr haben". Mit gleichem Verständnis für die Betroffenen hat er sich gegen die „‚Spekulantenhetze'" gewandt. Eine durchaus gemäßigte Einstellung vertritt er inzwischen auch im Hinblick auf die „‚böse Horizontale'". Er hat diesen seinen harten Kern dringend ermahnt, keinen Utopien nachzujagen, sondern realitätsnah ins Auge zu fassen, was „unmittelbar möglich ist": „Organisationsformen der Solidarität" oder den „Betrieb gemeinschaftlicher Einrichtungen, die weder kommerziellen noch staatlichen Zwecken dienen etc., Projekte also, die aber nicht mit einer umfassenden Aneignung der gesellschaftlichen Produktivkräfte verwechselt werden dürfen". Ganz so heiß, wie Robert ihn gekocht hat, wird also auch bei ihm der Kohl nicht gegessen. Robert ist eben ehrlich um „ein Ende des Kapitalismus ohne Schrecken" bemüht.

Ob er den Argwohn der Damen und Herren vom Amt tatsächlich zerstreuen kann, ist eine offene, ihn aber nicht sonderlich bewegende Frage. Weitaus mehr zu schaffen macht ihm die Befindlichkeit seiner „Aneignungs- und Aufhebungsbewegung". Sie war der Inhalt seiner schönsten Träume gewesen, „im Schoß der näheren Zukunft" hatte er sie heranreifen sehen und seine Hoffnung darauf gesetzt, „daß es bereits heute jede Menge Menschen gibt, die [...] den Kapitalismus mit seinen verrückten Anforderungen bis oben hin satt haben". Um ihr auf die Sprünge zu helfen, hatte er sein Bestes gegeben. Er hatte auf den Schultern von Karl Marx zu stehen gelernt, statt ihm wie andere „bloß den Buckel runterzurutschen", hatte unentwegt die Werbetrommel gerührt und dabei kein Blatt vor den Mund und keine Hand vor die Blöße genommen. Und was ist herausgekommen dabei? Wohin Robert auch immer blickt: obwohl der Kapitalismus „am Ende seines Blindflugs durch die Geschichte angelangt" ist und „nur noch zerschellen" kann – eine „soziale Aneignungsbewegung", geschweige denn eine „Weltbewegung" ist nirgends in Sicht. Selbst einen wie ihn beschleicht es dann manchmal, das Empfinden der Vergeblichkeit, die Ahnung des Scheiterns, und er durchlebt jene Stunden, aus denen die Alpträume sind.[27]

„Am wahrscheinlichsten ist es gegenwärtig", sagt er sich dann niedergeschlagen, „daß die Zukunftsmusik wirklich ausgespielt hat." Doch er reißt sich wieder zusammen. Selbst in einem solchen Fall, spricht er sich Mut zu, wäre nicht alles verloren. „Bleibt die radikale Gegenbewegung aus", „wäre für eine Minderheit immer noch wenigstens eine *Kultur der Verweigerung* möglich". Jede „Mitverantwortung für ‚Marktwirtschaft und

27 Da die Gewerkschaften angeblich „mit ihrem Latein am Ende" sind, wäre die Konsequenz „eigentlich der eigenhändig zu vollziehende Gnadenschuß, also die freiwillige Selbstauflösung" (I, S. 674 f.). Das Management, erfahren wir weiter, ist in der zweiten industriellen Revolution seit Henry Ford als Teil einer bloßen Funktionshierarchie „Fleisch vom Fleische der Arbeiterklasse" geworden (II, S. 138). Dem mag schon so sein, nur daß die Fleischpreise sich mehr denn je doch recht unterschiedlich entwickeln. „In den USA verdiente der Chef eines S&P-500-Unternehmens 1970 rund 30-mal mehr als ein durchschnittlicher Industriearbeitnehmer. Im Jahre 1996 waren es 210-mal mehr." Vgl. Michael Adams, Gigantische Summen, in: *Handelsblatt*, 4. Juli 2002. – Zu den Zitaten im Textteil: I, S. 731; II, S. 137; I, S. 674 f.; 314; 313; II, S. 136; 55; 56; 355; 402; I, S. 12. – II, S. 395; 11; 10; I, 762; II, S. 403.

Demokratie' zu verweigern", lautet dann die Parole, „nur noch ‚Dienst nach Vorschrift' zu machen und den kapitalistischen Betrieb zu sabotieren, wo immer das möglich ist. Selbst wenn es nur wenige sind, die im Zerfallsprozeß des Kapitalismus eine neue innere Distanz gewinnen können: Es ist immer noch besser, Emigrant im eigenen Land zu werden, als in den inhaltslosen Plastikdiskurs der demokratischen Politik einzustimmen. Die Gedanken sind frei, auch wenn sonst gar nichts mehr frei ist." Als er seine freien Gedanken übungshalber schon einmal schweifen läßt, wird ihm eine weitere tröstliche Erkenntnis zuteil: „Auch nach dem Kapitalismus wird es Krankheit und Tod, Liebeskummer und Arschlöcher geben."[28]

Robbi, das hast du gesagt.

28 I, S. 791 f.; II, S. 48. – Wie doch über Raum und Zeit hinweg die Miseren sich manchmal gleichen: „Siehe da den Trost des Berliner Bürgers in allen seinen Staatsnöten und Polizeitrübsalen: ‚Gedanken sind zollfrei'!" Marx und Engels, Die deutsche Ideologie (siehe Anm. 7), S. 342.

Mythen sächsischer Geschichtsschreibung

Eine Erwiderung auf Ewald Frie

Von Thomas Adam und Michael Rudloff

Der Frage nach den Ursachen für den Bedeutungsverlust der Sozialdemokratie ausgerechnet in ihrem legendären „Roten Königreich", das in der Gegenwart als „schwarzes Wahlkönigtum" von sich Reden macht, ist Ewald Frie in einem kürzlich in der „Zeitschrift für Geschichtswissenschaft" veröffentlichten Beitrag nachgegangen. Er konzentriert sich dabei nicht lediglich auf die Jahre der Weimarer Republik, in denen diese Entwicklung offensichtlich wurde. Die Zäsur 1918/19 überschreitend, bietet er eine Interpretation an, die den eigentlichen Grund für die spätere Selbstblockade der Sozialdemokratie in ihrem frühen Erfolg sieht. Dessen ohnmächtiges Opfer sei sie trotz ihrer Siegesserie seit dem letzten Drittel des 19. Jahrhunderts geworden. Bürgerliche Ränkespiele hätten sie von jeder Mitwirkung in Kommunal- und Landespolitik ausgeschlossen, was sie der Notwendigkeit enthob, politische Verantwortung zu übernehmen, realistische Konzepte zu entwickeln und diese in Kompromissen durchzusetzen. Sie habe daher die Binnenlogik der eigenen Organisation nicht verlassen, sondern sich auf die Macht innerhalb der Partei und auf die ganze Macht im Staate konzentriert. Ihr verbaler Radikalismus habe wiederum die bürgerlichen Eliten in ihrer Politik der Ausgrenzung der sächsischen Linken bestätigt. So sei eine Art Teufelskreis entstanden, der zu der „doppelten politischen Blockierung" geführt habe – mit unheilvollen Folgen: Im Beharren auf der „im Wortsinne verantwortungslosen Lagerpolitik des Wilhelminismus" hätten die politischen Akteure in der Weimarer Republik „dauerhafte Kompromißlinien zugunsten lagereinigender Gesinnungstreue" verworfen. Daran sei letzten Endes die Demokratie in Sachsen gescheitert.[1]

Diese Deutung wirkt auf den ersten Blick überzeugend, sie beruht allerdings hauptsächlich auf Darstellungen zur Geschichte der sächsischen Sozialdemokratie.[2] Ihr wurde von der bisherigen Forschung weit mehr Aufmerksamkeit geschenkt als den bürgerlichen

1 Vgl. Ewald Frie, Über die bösen Folgen ohnmächtiger Stärke. Die Sozialdemokratie im Königreich (Freistaat) Sachsen 1900–1933, in: *Zeitschrift für Geschichtswissenschaft*, Jg. 49 (2001), H. 11, S. 965–980. Die Aussage, die sächsische Sozialdemokratie habe aufgrund der mangelnden Wirkungsmöglichkeiten ihre besten Köpfe an die Reichspolitik verloren, hält einer Überprüfung kaum stand. Im Gegenteil: die sächsische Parteipresse wurde zu Beginn des 20. Jahrhunderts vor allem durch Sozialdemokraten aus Berlin bzw. Preußen sowie Rußland geprägt, etwa durch Franz Mehring, Rosa Luxemburg, Paul Lensch, Georg Ledebour, Alexander „Parvus" Helphand, Albert Südekum („Leipziger Volkszeitung" bzw. „Sächsische Arbeiterzeitung", Dresden) sowie Ernst Heilmann und Gustav Noske („Chemnitzer Volksstimme"). Auffällig ist, daß sich durch den Text mehrere Namensentstellungen ziehen.

2 Vgl. vor allem: Karsten Rudolph, Die sächsische Sozialdemokratie vom Kaiserreich zur Republik (1871 bis 1923), Weimar, Köln und Wien 1995; Demokratie und Emanzipation zwischen Saale und Elbe. Hrsg. von Helga Grebing, Hans Mommsen und Karsten Rudolph, Essen 1993; Franz Walter, Tobias Dürr und Klaus Schmidtke, Die SPD in Sachsen und Thüringen zwischen Hochburg und Diaspora. Untersuchungen auf lokaler Ebene vom Kaiserreich bis zur Gegenwart, Bonn 1993.

Parteien in Sachsen. Autoren, die sich mit der politischen Geschichte des sächsischen Bürgertums befassen, lassen sich an zwei Händen abzählen.[3] Die Gründe dafür liegen in der Bedeutung Sachsens als Stammland der deutschen Sozialdemokratie und darin, daß Quellen zur Geschichte der bürgerlichen Parteien schwer zugänglich und teilweise nur aus verstreuten privaten Nachlässen zu rekonstruieren sind. Dies verleitet

3 Für einen freilich unvollständigen Literaturüberblick siehe James Retallack, Society and Politics in Saxony in the Nineteenth and Twentieth Centuries. Reflections on Recent Research, in: *Archiv für Sozialgeschichte*, Jg. 38 (1998), S. 396–457; ders., Politische Kultur, Wahlkultur, Regionalgeschichte. Methodologische Überlegungen am Beispiel Sachsens und des Reiches, in: Modernisierung und Region im wilhelminischen Deutschland. Hrsg. von Simone Lässig, Karl Heinrich Pohl und James Retallack, Bielefeld 1995; ders., Politische Kultur in der Region, in: Politische Kultur in Ostmittel- und Südosteuropa. Hrsg. von Werner Bramke und Thomas Adam, Leipzig 1999. Siehe auch: Sachsen und Mitteldeutschland. Hrsg. von Werner Bramke und Ulrich Heß, Weimar, Köln und Wien 1995; Sachsen im Kaiserreich. Politik, Wirtschaft und Gesellschaft im Umbruch. Hrsg. von Simone Lässig und Karl Heinrich Pohl, Dresden 1997; Wirtschaft und Gesellschaft in Sachsen im 20. Jahrhundert. Hrsg. von Werner Bramke und Ulrich Heß, Leipzig 1998; Sachsen in Deutschland. Politik, Kultur und Gesellschaft 1830–1918. Hrsg. von James Retallack, Bielefeld 2000.
Zur Geschichte der Konservativen: Wolfgang Schröder, Die Genese des „Conservativen Landesvereins für das Königreich Sachsen", in: Sachsen im Kaiserreich (Anm. 3), S. 149–176; ders., „Die Armee muß organisiert sein, bevor der Krieg beginnt". Die Entstehung des Conservativen Vereins für den Leipziger Kreis, in: *Leipziger Kalender 1996*, S. 140–165; James Retallack, Notables of the Right. The Conservative Party and Political Mobilisation in Germany 1876–1918, Boston 1988; ders., "What is to be done?" The Red Specter Franchise Questions and the Crisis of Conservative Hegemony in Saxony 1896–1909, in: *Central European History*, Jg. 23 (1990), S. 271–312; ders., Die „liberalen" Konservativen? Konservatismus und Antisemitismus im industrialisierten Sachsen, in: Sachsen im Kaiserreich (Anm. 3), S. 133–148. – Zu den Liberalen: Karl Heinrich Pohl, Die Nationalliberalen in Sachsen vor 1914. Eine Partei der konservativen Honoratioren auf dem Wege zur Partei der Industrie, in: Liberalismus und Region. Zur Geschichte des deutschen Liberalismus im 19. Jahrhundert. Hrsg. von Lothar Gall und Dieter Langewiesche, München 1995, S. 195–214; ders., Politischer Liberalismus und Wirtschaftsbürgertum. Zum Aufschwung der sächsischen Liberalen vor 1914, in: Sachsen im Kaiserreich (Anm. 3), S. 101–131. (Siehe auch mehrere Aufsätze zur Umwandlung der sächsischen Nationalliberalen als Partei industrieller Interessen und zu Stresemanns Einfluß auf diese Inbesitznahme im „Jahrbuch zur Liberalismus-Forschung"); Siegfried Hoyer, Der Leipziger Bürgerausschuß. Messestädtisches Bürgertum und revolutionäre Krise 1918/19, in: *Leipziger Kalender 1999*, S. 235–254; Michael Rudloff, Von den Nationalliberalen zur Deutschen Volkspartei. Der Umbruch im sächsischen Parteiensystem im Spiegel der Korrespondenz des Kriebsteiner Unternehmers Dr. Konrad Niethammer, in: Figuren und Strukturen. Historische Essays für Hartmut Zwahr zum 65. Geburtstag. Hrsg. von Manfred Hettling, Uwe Schirmer und Susanne Schötz, unter Mitarbeit von Christoph Volkmer, München 2002, S. 699–736; ders.: Industrielle Interessenvertretungen und politische Kultur im Königreich Sachsen, in: Politische Kultur in Ostmittel- und Südosteuropa (Anm. 3), S. 185–222; Michael Schäfer, Bürgertum in der Krise. Städtische Mittelklassen in Edinburgh und Leipzig zwischen Jahrhundertwende und 1920er Jahren. Eine vergleichende Lokalstudie, Habilschrift, Bielefeld 2000. Aufschlußreich für die Geschichte der sächsischen Nationalliberalen sind die biographischen Arbeiten über zwei Leipziger Historiker, die zugleich führende Liberale waren: Cathrin Friedrich, Erich Brandenburg – Historiker zwischen Wissenschaft und Politik, Leipzig 1998; Wolf Volker Weigand, Walter Wilhelm Goetz 1867–1958. Eine biographische Studie über den Historiker, Politiker und Publizisten, Boppard am Rhein 1992. Das biographische Handbuch von Elvira Döscher und Wolfgang Schröder, „Sächsische Parlamentarier 1869–1918. Die Abgeordneten der II. Kammer des Königreichs Sachsen im Spiegel historischer Photographien", Düsseldorf 2001, kann bereits als unverzichtbares Standardwerk angesehen werden.
Dem bürgerlichen Parteiensystem in Sachsen während der Jahre der Weimarer Republik widmeten sich vor allem zwei Autoren: Claus-Christian Szejnmann, Nazism in Central Germany. The Brownshirts in "Red" Saxony, New York und Oxford 1999, sowie Benjamin Lapp, Revolution from the Right. Politics, Class, and the Rise of Nazism in Saxony, 1919–1933, Boston, N.J. 1997.

dazu, zeitgenössische sozialdemokratische Deutungen zu übernehmen, die vor allem die politische und soziale Ausgrenzung der Arbeiterbewegung betonen. Eine relativ isolierte Betrachtung der Geschichte der Sozialdemokratie, ohne die ständige Wechselwirkung mit den sich wandelnden politischen Konzepten innerhalb des bürgerlichen Lagers zu berücksichtigen, kann allerdings leicht zu Fehlurteilen führen. Der Untergang der ersten deutschen Demokratie erscheint dann als ein geradezu zwangsläufiger Prozeß, mit rein theoretischen Alternativen, die jenseits des Horizonts der zeitgenössischen Akteure gelegen haben. Daran sind Zweifel angebracht.

Das Verhältnis von Arbeiterbewegung und Bürgertum war in Sachsen nicht ausschließlich durch Lagerdenken und Konfrontation beherrscht.

Wendet man den Blick einmal von der politischen Ebene ab, erscheint das Verhältnis von Arbeiterbewegung und Bürgertum keineswegs so durchgängig unversöhnlich. Die Streikbewegung der Jahre 1900 bis 1903, die ihren Höhepunkt im Crimmitschauer Textilarbeiterstreik fand, endete nicht in einer Demonstration ohnmächtiger Stärke der sächsischen Gewerkschaften, sondern in der Entwicklung neuer Formen betrieblicher und überbetrieblicher Konfliktregulierung. 1906 bildeten sächsische Unternehmer auf Anregung Gustav Stresemanns eine gegenseitige Streikversicherung. Ihr ging es nicht in erster Linie um eine Gruppierung der Kräfte, die der Organisation der Arbeiter etwas Überlegenes entgegensetzen sollte. Nicht die Milderung der Folgen von Arbeitseinstellungen stand im Vordergrund, sondern deren Verhinderung. Statt es auf die Konfrontation ankommen zu lassen, bevorzugte der Verband den Verhandlungsweg. Den Arbeiterforderungen sollte im Einzelfall entgegengekommen werden. Dafür war der Verband bereit, die freien Gewerkschaften als Verhandlungspartner zu akzeptieren und Tarifverträge abzuschließen. Vor dem Abschluß des Zentralen Arbeitsgemeinschaftsabkommens in der Novemberrevolution war dies ein Tabubruch, dem die im Centralverband Deutscher Industrieller zusammengeschlossenen Unternehmer entschiedenen Widerstand entgegensetzten. Daß die patriarchalisch geprägten Besitzer der für Sachsen typischen kleinen, nichtmonopolistischen Unternehmen zu diesem Schritt bereit waren, erstaunt zunächst – ebenso, daß sie in der vermeintlich radikalen sächsischen Arbeiterbewegung kompromißbereite Partner fanden. Tatsächlich konnte man an eingespielte Regularien anknüpfen. Eine positive Bilanz wurde 1912 auf der Mitgliederversammlung des Bundes der Industriellen gezogen. Der Vorsitzende des Industrieschutzverbandes und liberale Landtagsabgeordnete Karl Georg Zöphel lobte hier die Gewerkschaften, mit deren Vertretern man inzwischen vertraut sei, für ihre Kompromißbereitschaft und hob die Routine der Verhandlungen hervor.[4] Der Kieler Historiker Karl Heinrich Pohl erblickte darin bereits Ansätze für „eine sozialpartnerschaftliche

4 Vgl. Deutscher Industrieschutzverband, Sitz Dresden, Die Entwicklung und Tätigkeit des Deutschen Industrieschutzverbandes. Vortrag von Landtagsabgeordneten Dr. Zöphel – Leipzig, Vorsitzender des Deutschen Industrieschutzverbandes, gehalten auf der Mitgliederversammlung des Bundes der Industriellen am 19. Oktober 1912 in Stuttgart, Berlin 1912, S. 7.

Konsenskultur".[5] Eine solche Interpretation mag überzogen sein. Den meisten sächsischen Unternehmern fehlte aufgrund der von ihnen erzielten geringen Gewinnspannen ganz einfach das Kapital, um einen langwierigen Arbeitskampf gegen die Gewerkschaften durchzustehen. Dennoch zeichnete sie aus, daß sie in nüchterner Abwägung der Kräfteverhältnisse einen Interessenausgleich suchten. Ihr Festhalten am Herr-im-Hause-Standpunkt und die Ablehnung staatlicher Eingriffe stand damit nicht im Widerspruch. Es erklärt jedoch, weshalb sie sich in der Weimarer Republik als erbitterte Gegner einer betrieblichen Mitbestimmung und staatswirtschaftlicher Regulierungsbestrebungen profilierten.[6]

Totale Ausgrenzung oder Marginalisierung? – Die in Sachsen entwickelten Varianten des Dreiklassenwahlrechts waren Ausdruck unterschiedlicher bürgerlicher Konzepte gegenüber der Sozialdemokratie.

Eine Betrachtung der wechselvollen Geschichte des sächsischen Landtagswahlrechts scheint Ewald Frie recht zu geben. Beunruhigt über das Anwachsen der sozialdemokratischen Fraktion in der II. Kammer hatten 1896 Konservative und Nationalliberale ein indirektes Dreiklassenwahlrecht durchgesetzt, das bis 1901 zum völligen Ausschluß der Sozialdemokratie aus dem Landtag führte. Erst 1905 gelang es dem Sozialdemokraten Hermann Goldstein, genügend Wahlmännerstimmen auf sich zu vereinen und somit ein Landtagsmandat zu erringen.[7]

Der Leipziger Sozialdemokrat Richard Lipinski ging in seiner während der Weimarer Republik nahezu parteioffiziellen Geschichte der Sozialdemokratie davon aus, daß Konservative, Nationalliberale und Fortschrittler bei der Einführung des Dreiklassenwahlrechtes dem Vorbild der Leipziger Stadtverordneten gefolgt seien, „die 1894, um einen Wahlsieg der Sozialdemokraten bei den bevorstehenden Stadtverordnetenwahlen zu vereiteln, das allgemeine Wahlrecht beseitigten und im Eiltempo mit dem Segen der sächsischen Regierung das Dreiklassenwahlrecht einführten".[8] Diesem von der Mehrzahl der Historiker kaum angezweifelten zeitgenössischen Diktum folgt auch Ewald Frie. Er spricht von einem in den sächsischen Kommunen „bewährten" Mittel, auf das die Landtagsmehrheit zurückgegriffen habe.[9] Tatsächlich hätte lediglich Leipzig als Vorbild dienen können. Chemnitz und Dresden reformierten ihr Kommunalwahlrecht erst 1899 und 1905. Das Leipziger Dreiklassenwahlrecht für die Kommunalwahlen kann jedoch kaum als Vorbild für das Dreiklassenwahlrecht gedient haben, das für die

5 Karl Heinrich Pohl, Sachsen, Stresemann und der Verein Sächsischer Industrieller. „Moderne" Industriepolitik zu Beginn des 20. Jahrhunderts? in: *Blätter für deutsche Landesgeschichte. Neue Folge des Korrespondenzblattes*, Jg. 134 (1998), S. 407–440.

6 Vgl. Michael Rudloff, Industrielle Interessenvertretungen und politische Kultur im Königreich Sachsen, in: Politische Kultur in Ostmittel- und Südosteuropa (Anm. 3), S. 185–223.

7 Siehe hierzu die umfassende Studie von Simone Lässig, Wahlrechtskampf und Wahlreform in Sachsen (1895–1909), Weimar, Köln und Wien 1996.

8 Richard Lipinski, Die Sozialdemokratie. Von ihren Anfängen bis zur Gegenwart, 2 Bde., Berlin 1928, Bd. II, S. 161.

9 Ewald Frie (Anm. 1), S. 968.

Landtagswahlen eingeführt wurde. Denn während sich die Landtagsabgeordneten 1896 für ein *indirektes* Dreiklassenwahlrecht entschieden, optierten die Leipziger Stadtverordneten für ein *direktes* Dreiklassenwahlrecht. Demzufolge bestimmte in Leipzig jede der drei Wählerklassen die gleiche Anzahl von Stadtverordneten in direkter Wahl. So stimmten zum Beispiel die Wähler der III. Klasse direkt für die Kandidaten, die die III. Wählerklasse im Parlament vertreten würden. Bei dem 1896 für die Landtagswahlen eingeführten Dreiklassenwahlrecht hingegen wurden die Wähler entsprechend ihrer Steuerleistung in drei Wählerklassen eingeteilt. Im Gegensatz zu dem Leipziger Kommunalwahlrecht votierten sie nicht direkt für die Landtagskandidaten, sondern für Wahlmänner, die sich nach erfolgter Wahl trafen, um jeweils einen Abgeordneten zu bestimmen. Ein Kandidat, der nur die Wahlmänner einer Klasse für sich gewinnen konnte, blieb ohne jede Chance. Daher war es für die sächsischen Sozialdemokraten, die traditionell nur die Unterstützung der III. Wählerklasse für sich verbuchen konnten, fast aussichtslos, ein Landtagsmandat zu erringen, während es den Leipziger Sozialdemokraten rasch gelang, sich der Mandate in der III. Wählerklasse für das Stadtparlament zu versichern.[10]

Obwohl der Unterschied zwischen direktem und indirektem Wahlverfahren auf den ersten Blick nebensächlich erscheinen mag, besitzt er dennoch eine nicht zu unterschätzende Bedeutung. Direktes und indirektes Wahlverfahren reflektieren grundsätzlich verschiedene politische Strategien des Umgangs mit der Sozialdemokratie. Schloß das indirekte Dreiklassenwahlrecht die Möglichkeit einer Wahl von Sozialdemokraten in den Landtag und ihre Einbindung in politische Entscheidungsprozesse nahezu vollständig aus, räumte das direkte Dreiklassenwahlrecht die Wahl von Sozialdemokraten in die Leipziger Stadtverordnetenversammlung erstmals ein, wenn auch in einer von vornherein festgelegten Minderheitsposition. Bewirkte das Leipziger Wahlrecht von 1894 den Einzug der ersten vier Sozialdemokraten in das Stadtparlament, verloren ihre Genossen im Land nach 1896 ein Mandat nach dem anderen. Die völlige politische Ausgrenzung der SPD im Land bewirkte vor allem zweierlei: die absolute Mehrheit der Konservativen und eine Polarisierung in einander feindlich gegenüberstehende Lager zu einer Zeit, als in Süddeutschland erste milieuübergreifende Kompromißlösungen gefunden wurden. Spätestens nach dem Gewinn nahezu aller sächsischen Reichstagsmandate 1903 erwies sich dieses Wahlrecht als politischer Fehler. Das Pluralstimmwahlrecht, das 1909 erstmals zum Einsatz gelangte, bescherte Konservativen, Liberalen und Sozialdemokraten eine Drittelparität. In seiner Wirkung stand es dem kommunalen Leipziger Wahlrecht von 1894 näher als das Landtagswahlrecht von 1896. Die Taktik, die Sozialdemokratie nicht völlig auszuschließen, sondern ihr in der Stadt mit einer wohlorganisierten und als radikal geltenden Arbeiterbewegung wenigstens eine limitierte Repräsentanz zuzugestehen, zeugte vom Realismus der bürgerlichen Eliten, eine

10 Die Leipziger Initiatoren der Wahlrechtsänderung beabsichtigten 1894, durch die Aufteilung der 3. Abteilung in vier Wahlbezirke wenigstens die Hälfte der Sitze den „bürgerlichen" Kandidaten zu sichern, dennoch gelang den Sozialdemokraten nach wenigen Jahren die Eroberung fast aller in der 3. Abteilung zu vergebenden Mandate. Vgl. Michael Schäfer, Die Burg und Bürger. Stadtbürgerliche Herrschaft und kommunale Selbstverwaltung in Leipzig 1889–1929, in: Wirtschaft und Gesellschaft in Sachsen im 20. Jahrhundert (Anm. 3), S. 275.

unnötige Kraftprobe zu vermeiden.[11] Inwieweit dieser Unterschied lediglich einer nüchternen Abwägung der Kräfteverhältnisse entsprang oder sich darin bereits eine Strategie der begrenzten Einbeziehung der organisierten Arbeiterbewegung erkennen läßt, wäre weiter zu diskutieren.[12] Angesichts der festgefahrenen Debatte um die nach den Reichstagswahlen des Jahres 1903 von allen politischen Richtungen beabsichtigte Reform des Landtagswahlrechtes empfahl immerhin der 1. Vizevorsteher des Leipziger Stadtverordnetenkollegiums, der freikonservative Landtagsabgeordnete Otto Enke, die in Akzeptanz einer limitierten sozialdemokratischen Vertretung gesammelten Erfahrungen zur Berücksichtigung. Die „radikale" Leipziger Sozialdemokratie habe sich als „gar nicht so schlimm" erwiesen. In Leipzig säßen „über 20 Sozialdemokraten im Stadtverordnetenkollegium; sie hielten die Versammlungen weder auf, noch machten sie sich sonst störend bemerkbar, dagegen arbeiteten sie in den Kommissionen mit".[13]

Nicht durch verbalen Radikalismus, sondern durch sachbezogene Politik wurde die sächsische SPD zur wählerstärksten Partei.

Die Selbstdarstellung als Partei, die von jeglicher Mitwirkung in der Kommunal- und Landespolitik ausgeschlossen gewesen sei, bildete in der Monarchie einen festen Bestandteil sozialdemokratischer Propaganda. Ewald Frie baut auf dieser Annahme seine These auf, daß die sächsische Sozialdemokratie sich auf die ganze Macht im Staate konzentrierte und daher auf eine themenbezogene Detailarbeit verzichtet habe, und wirft ihr vor, statt dessen „verbalen Radikalismus ohne die Notwendigkeit politischer Haftung" betrieben zu haben.[14] Dies mag man glauben, wenn man den pessimistischen Urteilen Bebels und seines Fraktionskollegen in der Zweiten Kammer des sächsischen Landtags Stolle folgt. Beide klagten über die Fruchtlosigkeit politischer Arbeit in einer Kammer, die den sozialdemokratischen Abgeordneten als „eine einzige reaktionäre Masse" gegenübergetreten sei. Stolle ging tatsächlich so weit, im Plenum zu erklären, man wolle sich deshalb mit eigenen Anträgen keine unnötige Arbeit machen, sondern einfach gegen die Anträge der anderen Fraktionen stimmen.[15] Mit einer solch mageren

11 Ebd.; James Retallack und Thomas Adam, Philanthropy und politische Macht in deutschen Kommunen, in: *Comparativ*, Jg. 11 (2001), H. 5/6, S. 106–138.

12 Vgl. Thomas Adam, Arbeitermilieu und Arbeiterbewegung in Leipzig 1871–1933, Köln, Weimar und Wien 1999, S. 296–297; anders dagegen Michael Schäfer (Anm. 10), S. 273 ff.

13 Zitiert nach Emil Nitzsche, Die letzten Jahre sächsischer Politik. Eine Abhandlung zu den Landtagswahlen 1907. Zweites Ergänzungsheft zum Handbuch Sächsische Politik, Dresden 1907, S 28. – „Dieser Abgeordnete Enke, der Baumeister in Leipzig ist, gehört zu den Heißspornen und Führern des Mittelstandsbundes." Ders., Die Sächsische Politik der letzten Jahre. Ein Handbuch zu den Landtagswahlen 1909. Mit dem Landtagswahlgesetz, der Ausführungsverordnung hierzu und einer Landtagswahlstatistik von Emil Nitzsche. Zugleich drittes Ergänzungheft zum Handbuch Sächsische Politik, Dresden 1909, S. 45. Bemerkenswert erscheint auch, daß sich die sächsische Sozialdemokratie eher geschmeichelt fühlte, als der konservative Abgeordnete Georg Andrä 1903 im Landtag von der „braven Arbeiterbevölkerung" sprach. Vgl. Emil Nitzsche, Die letzten Jahre sächsischer Politik, a. a. O., S. 22. Zu Enke siehe auch: Elvira Döscher und Wolfgang Schröder (Anm. 3), S. 239 und 367; Andrä, ebd., S. 222 und 340.

14 Vgl. Ewald Frie (Anm. 1), S. 968.

15 Landtagsakten (LTA), Mitteilungen der II. Kammer 1895–1896, Zweiter Band, Dresden 1896, S. 732.

Bilanz hätten sich in Wirklichkeit wohl kaum die Wähler für eine Partei mobilisieren lassen, die lediglich durch Wahlrechtsmanipulationen vom Gewinn der absoluten Mehrheit ferngehalten werden konnte und der beileibe nicht nur Arbeiter ihre Stimme gaben. Der mitunter als „sächsisch-gemütlich" glossierte Umgang im Parlament ließ die Sozialdemokraten – anders als in deren Selbststilisierung – nicht in der Rolle kämpferischer Volkstribunen erscheinen, die das Parlament lediglich als Tribüne ihrer Agitation ansahen. „Sie konnten sich nicht mehr auf die bloße Proklamation fernliegender Ziele beschränken; die sozialdemokratische Wählerschaft erwartete vielmehr die aktive Verfechtung ihrer unmittelbaren Interessen."[16] *Positive Mitarbeit* war das Schlagwort, das bürgerliche Abgeordnete von den Sozialdemokraten einforderten, während diese sie beim Wort nahmen. Tatsächlich bemühten sich die Sozialdemokraten in ihren Vorschlägen und Anträgen stets um den Nachweis der Machbarkeit im Rahmen des bestehenden Systems. Sie sorgten sich sogar um eine seriöse Finanzpolitik des Staates. Daß die Regierung 1893/94 einen Gesetzentwurf einbrachte, der in wesentlichen Punkten dem sozialdemokratischen Antrag entgegenkam und demzufolge auf den Widerstand der konservativen Mehrheit stieß, konnten sie als wichtigen Erfolg werten.[17]

Lagerübergreifende Regierungen waren keineswegs ein Garant für eine „kontinuierliche, politikfeldbezogene Strategie".

In der Bewertung der sächsischen Regierungen nach der Novemberrevolution bedauert Ewald Frie, daß die von Georg Gradnauer vertretene pragmatisch orientierte Reformpolitik, die Konflikte mit der Beamtenschaft vermieden und sich wenig an „Symbolfragen" verschlissen habe, bereits 1920 durch die „mächtigen Linken" innerhalb der SPD zum Scheitern gebracht worden sei. Dem nun folgenden linksrepublikanischen Projekt, dem Karsten Rudolph für die Jahre 1921/22 eine „vorausschauende und aktive Arbeitsmarktpolitik" attestierte, sei es dagegen in Wirklichkeit um eine „Mischung aus symbolischer Politik [...] und dem Versuch, aus Töpfen des Reiches möglichst viele Mittel für Sachsen herauszuholen"[18] gegangen.

Gradnauer war 1920 als Ministerpräsident gescheitert. Die nach Kriegsende eskalierenden sozialen Konflikte hatte er einseitig mit militärischen Mitteln bekämpft. Nach der Niederlage des Kapp-Putsches, der in Sachsen mehreren hundert Menschen das Leben kostete, hatte er weder die vom SPD-Landesverband geforderte Demokratisierung der Verwaltung in Angriff genommen, noch war er gegen die am Putsch beteiligten Militäreinheiten vorgegangen. Sein Nachfolger wurde der flexiblere Wilhelm Buck,

16 Wolfgang Schröder, „... zu Grunde richten wird man uns nicht mehr". Sozialdemokratie und Wahlen im Königreich Sachsen 1867–1877, in: *Beiträge zur Geschichte der Arbeiterbewegung*, Jg. 36 (1994), H. 4, S. 3–18, hier S. 16.

17 Beispiele dafür, daß sozialdemokratische Anträge nicht von vornherein zur Erfolglosigkeit verurteilt waren, siehe Mike Schmeitzner und Michael Rudloff, Geschichte der Sozialdemokratie im Sächsischen Landtag. Geschichte und Dokumentation 1877–1997, Dresden 1997, S. 17 ff.

18 Ewald Frie (Anm. 1), S. 973 f.

der als Kultusminister des Gradnauer-Kabinetts wesentlichen Anteil an den von Frie anerkannten Reformleistungen im Volksschul- und Kirchenbereich hatte.

Die These, wonach in lagerübergreifenden Kabinetten die Sozialdemokraten zu gestaltender Arbeit gezwungen wurden, während die Linkskabinette sich auf die Machtfrage und symbolische Aktionen beschränkt hätten, ist wenig überzeugend. Letztlich behauptet auch Frie nichts anderes, als daß sich die „alten" Sozialdemokraten in den bürgerlich dominierten Regierungen darauf konzentrierten, die Errungenschaften der ersten Jahre der Republik zu sichern und auszubauen – also keinesfalls zu Innovationen fähig waren. Betrachtet man die Politik der bürgerlichen Parteien in Sachsen, wird man nur wenig Richtungweisendes finden. Sie führten letztlich ebenfalls Rückzugsgefechte, allerdings ausgehend von den Jahren der Monarchie. Die Zersplitterung des Parteiensystems gerade in Sachsen ist ein Beleg dafür, daß keine Partei ein einigermaßen überzeugendes Konzept anzubieten vermochte. Die bürgerlichen Parteien verteidigten die Interessen ihrer Klientel, die sich zunehmend differenzierte. Wie einfallslos sie dann auf die große Krise reagierten, zeigen die strukturpolitischen Debatten im sächsischen Landtag.[19] Es wird der historischen Situation daher wenig gerecht, so zu tun, als hätten die Sozialdemokraten ihre auf die Arbeiterschaft bezogene Interessenpolitik aufgeben müssen und dabei in den bürgerlichen Parteien Partner gewinnen können, die das Interesse der Gesamtgesellschaft im Blick gehabt hätten. Hier wird die politische Kultur der Bundesrepublik Deutschland seit Mitte der siebziger Jahre auf die Weimarer Republik projiziert. Die DVP der Weimarer Republik war aber ebensowenig eine CDU der Bundesrepublik wie die DDP eine FDP. Selbst in den vergleichsweise ruhigen Zeiten der sechziger und frühen siebziger Jahre schien ein Kompromiß zwischen Sozialdemokratie und CDU/CSU noch unmöglich, war das Verhältnis beider Parteien durch weltanschaulich aufgeladene Konflikte gespannt.

Die aktive Arbeitsmarktpolitik der Regierung Buck-Lipinski bewirkte eine Stabilisierung der Demokratie; die Durchsetzung des balancierten Staatshaushaltes durch das Beamtenkabinett Schieck trug hingegen zu deren Scheitern bei.

Fries Kritik an den arbeitsmarktpolitischen Instrumenten der Regierung Buck-Lipinski vermeidet es, Alternativen aufzuzeigen. Welche Möglichkeiten besaß eine Landesregierung überhaupt zur Steuerung wirtschaftlicher Rahmenbedingungen? Das Gegenstück zu der in den Jahren des linksrepublikanischen Projektes betriebenen aktiven Arbeitsmarktpolitik leistete das Beamtenkabinett Schieck. Statt zur Krisenregulierung notwendige Finanzmittel gegebenenfalls auf dem Wege der Staatsverschuldung aufzubringen, legte der Finanzminister 1930 erstmals seit 1924 wieder einen balancierten Staatshaushalt vor, womit Sachsen dem wirtschaftspolitischen Kurs der Reichsregierung unter der Kanzlerschaft Brünings folgte. Für die sächsische Regierung verbot es sich, mittels Subventionen die daniederliegende Wirtschaft anzukurbeln; sie setzte lediglich auf den

19 Vgl. Michael Rudloff, Die Strukturpolitik in den Debatten des sächsischen Landtags zur Zeit der Weltwirtschaftskrise, in: Sachsen und Mitteldeutschland (Anm. 3), S. 241–262.

Erhalt eines „gesunden industriellen Kerns". Die Hoffnung, daß Sachsen genauso heftig, wie es von der Krise getroffen war, schon bald von einem unvermeidlichen konjunkturellen Aufschwung profitieren könne, trog jedoch. Inwieweit eine antizyklische Strukturpolitik Erfolge haben kann, ist nach wie vor eine Glaubensfrage. Daß jedoch die Politik eines balancierten Staatshaushaltes, die der Währungsstabilität Priorität einräumt, wesentlich zum Scheitern der Weimarer Republik beigetragen hat, dürfte inzwischen kaum noch umstritten sein.[20]

Der Elitenaustausch im sächsischen Staatsdienst war keine Parteibuchwirtschaft, sondern eine Überlebensfrage für die junge Demokratie.

Es ist schon fast unglaublich, wenn in wissenschaftlichen Publikationen ungeprüft zeitgenössische Polemiken in den Rang historischer Wahrheiten erhoben werden.[21] Die angebliche sozialdemokratische Parteibuchwirtschaft war in Wirklichkeit eine Überlebensfrage der Weimarer Republik, deren Strukturproblem in schwachen demokratischen Regierungen bestand, die mit starken autoritären Verwaltungen konfrontiert waren. Einmal abgesehen davon, daß nun einmal die Besetzung von Positionen innerhalb des Staatsapparates Zweck einer politischen Partei ist,[22] hat Karsten Rudolph nachgewiesen, daß das Kabinett erst 1922 in der Lage war, einen neuen Leiter der für Personalfragen zuständigen Abteilung im Innenministerium zu ernennen. „Dabei avancierte zum ersten Mal in Sachsen ein Sozialdemokrat zum Ministerialdirektor. Dennoch konnte von einer Durchsetzung der sächsischen Verwaltung mit ‚Parteibuchbeamten' mitnichten die Rede sein. Zwei von fünf Kreishauptmännern waren Sozialdemokraten. Gegen Ende der Amtszeit des ersten Kabinetts Buck/Lipinski fanden sich unter 26 Amtshauptleuten fünf, unter 19 ernannten Ministerialräten drei, unter 45 Oberregierungsräten ein und unter 95 Regierungsräten zwei Sozialdemokraten. Auch in Mitteldeutschland bestand das Kernproblem darin, daß sich nicht auf Anhieb genügend geeignete, republiktreue und regierungsloyale Beamte für die politischen Stellen fanden. Allein dieser Umstand verbaute jede Art von ‚Futterkrippenwirtschaft', die die bürgerliche Opposition der Koalition ständig vorwarf, aber eben auch eine zügige Demokratisierung und Republikanisierung der Verwaltung."[23] Bezeichnend ist, daß das Innenministerium den Boden des Beamtenrechts nicht verließ und die Leidtragenden dieser Personalpolitik keineswegs aus dem sächsischen Staatsdienst entfernt wurden. Beispielsweise war der ehemalige Amtshauptmann von Schwarzenberg, Dr. Kaestner,

20 Vgl. hierzu Eberhard Kolb, Die Weimarer Republik, München 1993, S. 130 ff., insbesondere auch die Zusammenfassung der sogenannten „Borchardt-Kontroverse" nach 1979 auf S. 215 ff.

21 Nicht nur Ewald Frie, sondern auch Benjamin Lapp folgte ungeprüft der zeitgenössischen Polemik. Vgl. Benjamin Lapp, Revolution from the Right (Anm. 3), S. 58–59; ders., Remembering the Year 1923 in Saxon History, in: Saxony in German History. Culture, Society, and Politics, 1830–1933. Hrsg. von James Retallack, Ann Arbor 2000, S. 324.

22 Vgl. u. a. Max Weber, Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriß der verstehenden Soziologie, Tübingen 1956, Erster Halbband, S. 167 ff.; Zweiter Halbband, S. 845 ff.

23 Karsten Rudolph, Erich Zeigner und die Reichsexekution gegen Sachsen 1923, in: Erich Zeigner – Bildungsbürger und Sozialdemokrat. Hrsg. von Michael Rudloff, Leipzig 1999, S. 41.

der nach dem Sturz Liebmanns schwere Vorwürfe gegen den Innenminister erhob, 1922 lediglich als Oberregierungsrat in die Amtshauptmannschaft Chemnitz versetzt worden.[24]

Die Reichsexekution von 1923 diente nicht der Rettung der Demokratie, vielmehr bildete sie ein Präjudiz zur Zerstörung der Weimarer Republik.

Die Begründung der Reichsexekution gegen Sachsen (in Thüringen wurde die Landesregierung nicht durch militärisches Eingreifen abgesetzt) mit der Niederschlagung separatistischer Bestrebungen in Bayern erscheint auch im Licht neuerer Forschungen als wenig plausibel. Zu einem Eingreifen der Reichswehr in Bayern kam es bezeichnenderweise nicht.

Karsten Rudolph ist daher zuzustimmen, wenn er in der Reichsexekution weniger eine politische Frontbegradigung oder eine taktische militärische Maßnahme erblickt, die den Rechtsextremisten in Bayern den Weg nach Berlin verlegen sollte, sondern vielmehr eine „Strafaktion gegen eine unbotmäßige Landesregierung, die nicht gewillt schien, sich in die nationale Front gegenüber der alliierten Ruhrbesetzung einzureihen. Sie statuierte ferner das Exempel, daß eine kommunistische Regierungsteilnahme in Deutschland nicht hingenommen wurde, selbst wenn sie sich im Rahmen der Verfassung vollzogen hatte und verblieb. Ausgelöscht wurde aber auch die mitteldeutsche Alternative zum preußischen oder süddeutschen Weg zur sozialen Republik. Insoweit traf sie nicht nur die Kommunisten, sondern auch die Sozialdemokraten. Die übergroße Mehrheit des sächsischen Bürgertums und (alten) Mittelstandes wollte die Regierungstätigkeit der Sozialdemokratie zu keinem Zeitpunkt akzeptieren und konnte sich erst recht nicht damit abfinden, daß Linksparteien die Landesregierung bildeten, die im Bunde mit ‚der Straße' waren. Die Form und der Ablauf der Reichsexekution – insbesondere das Auftreten Rudolf Heinzes gegen das Landesparlament – schien sie darin zu bestätigen. Die Absetzung der Regierung Zeigner stellte in dieser Perspektive einen ersten Schritt zur Verdrängung der Sozialdemokratie von der Macht und schließlich aus der Politik dar, während sich die extreme Rechte durch den nachsichtigen Umgang Berlins mit der ‚Ordnungszelle Bayern' eher ermutigt fühlen durfte."[25] Der Sturz des Zeigner-Kabinettes war folglich nicht „die größte Blamage einer sächsischen Regierung",[26] wie in einer

24 Vgl. Sächsisches Wirtschaftsarchiv Leipzig [künftig zitiert: SWA], Nachlaß Kübler & Niethammer, Kriebstein.

25 Karsten Rudolph, Erich Zeigner (Anm. 23), S. 50. Claus-Christian Szejnmann verwies auf die Begleiterscheinungen der Reichsexekution, die die größte Aktion der deutschen Streitkräfte seit dem Ersten Weltkrieg war. Sie hätten bewirkt, daß der „Haß zwischen der Arbeiterbewegung und dem Bürgertum [...] 1923 sozusagen in die sächsische Landschaft einzementiert wurde". Die Politik eines Kompromisses mit den Parteien des Bürgertums, wie sie die 23 „Disziplinbrecher" betrieben, sei daher innerhalb der sächsischen SPD auf eine geradezu emotionale Ablehnung gestoßen. Vgl. Claus-Christian Szejnmann, Vom Traum zum Alptraum. Sachsen in der Weimarer Republik, Leipzig 2000, S. 44 ff. Siehe auch ders., Nazism in Central Germany (Anm. 3), S. 97.

26 Sachsen als Verfassungsstaat. Hrsg. von Thomas Pfeiffer, Leipzig 1998 [zugleich Sonderausgabe der Sächsischen Landeszentrale für politische Bildung], S. 58.

durch die Sächsische Landeszentrale für politische Bildung verbreiteten Publikation behauptet wird, sondern ein Schritt auf dem Weg der Zerstörung der Weimarer Republik. Durch die Reichsexekution wurde ein die Demokratie bedrohendes Präjudiz geschaffen. Der preußische Ministerpräsident Otto Braun hatte dies sofort erkannt und bemühte sich, allerdings vergeblich, den Reichspräsidenten Ebert von dieser Entscheidung abzubringen. Neun Jahre später war es Hindenburg, der das Vorgehen gegen Preußen mit dem Verweis auf Sachsen legitimierte.[27]

Die Fortführung wesentlicher Reformansätze des „linksrepublikanischen Projektes" erfolgte vor allem deshalb, weil die bürgerlichen Parteien Rücksicht auf die Reaktion der Arbeiterschaft nehmen mußten.

Es zeugt von einem abstrakten Geschichtsverständnis, die mangelnde Kompromißfähigkeit der sächsischen SPD zu beklagen, ohne nach Voraussetzungen und Aussichten dafür zu fragen. Die bürgerlichen Protagonisten erscheinen als ein idealtypisches Postulat. Eine erste Auswertung des Nachlasses des nationalliberalen bzw. DVP-Parlamentariers und Papierfabrikanten Dr. Konrad Niethammer zeigt recht eindrucksvoll die innerhalb der DVP und durchaus selbst in Kreisen der DDP virulente Feindschaft gegen die bürgerliche Republik und ganz und gar gegen die Arbeiterbewegung. Zwar lehnte die DVP den Kapp-Putsch ab – die sächsische übrigens früher als die im Reich –, aber weniger aus prinzipiellen Gründen oder demokratischen Regungen, sondern weil ihnen Kapp als Abenteurer und irgendwie suspekt erschien. Berechenbare schlechte Verhältnisse erschienen den bürgerlichen Protagonisten immer noch besser als unberechenbare Versuche, sie zu ändern. Daß die DVP – wohl unter dem Einfluß Konrad Niethammers – zu den Architekten der recht stabilen Koalition aus DVP, DDP und (A)SP unter einem (alt)sozialdemokratischen Ministerpräsidenten gehörte, die später sogar um die DNVP und die Wirtschaftspartei erweitert werden konnte, war dadurch motiviert, daß nur so eine bürgerliche Hegemonie erreicht werden und die SPD in der Opposition gehalten werden konnte. Die nüchterne Abwägung des Kräfteverhältnisses im Lande durch maßgebliche Politiker der bürgerlichen Parteien hat die Demokratie für einige Jahre stabilisiert. Als diese „vernunftrepublikanische Politikergeneration" bis 1930 von der politischen Bühne abtrat, beschleunigte sich die Erosion des Liberalismus.[28] Nach dem kurzen Intermezzo einer DVP-geführten Regierung 1929/30, die auf die Tolerierung durch die NSDAP angewiesen war, regierten ab 1930 in Sachsen Beamtenkabinette, die über keine parlamentarische Legitimation verfügten.

27 Vgl. Otto Braun, Von Weimar zu Hitler, Hamburg 1948, S. 133.

28 Konrad Niethammer ließ sich zu den Landtagswahlen 1926 nicht mehr aufstellen. Sein politischer Weggefährte Bernhard Blüher legte im November 1930 sein Landtagsmandat aus Protest gegen die Nachgiebigkeit der DVP-Fraktion gegenüber der NSDAP nieder. In einem ausführlichen Brief an Konrad Niethammer, der ihn angesichts dieses Schrittes seiner Sympathie versichert hatte, übte Blüher heftige Kritik an der Bereitschaft der übrigen bürgerlichen Parteien, sich unter das „kaudinische Joch" der „Diktatur-Nazis" zu beugen. Vgl. Brief von Konrad Niethammer an Bernhard Blüher vom 24. November 1930. Antwortbrief Blühers vom 28. November 1930, in: SWA Leipzig, Nachlaß Kübler & Niethammer, Kriebstein.

Anläßlich einer Tagung über das Lebenswerk des kurzzeitigen Ministerpräsidenten Dr. Erich Zeigner wurde eine Neubewertung des „Disziplinbruchs" der 23 sozialdemokratischen Landtagsabgeordneten, die entgegen den Beschlüssen des SPD-Landesparteitages 1924 gemeinsam mit der DDP und der DVP eine Koalitionsregierung bildeten, angeregt. Karsten Rudolph machte auf den zunächst überraschenden Befund aufmerksam, daß entscheidende Reformanstöße – wie die Reform des Strafrechts – nach dem Sturz des Zeigner-Kabinetts weitergeführt wurden.

Wenn die durch den „alten" Sozialdemokraten Max Heldt geführte Koalitionsregierung nicht gleich ein Rollback der wichtigsten Errungenschaften des linksrepublikanischen Projekts begann, ist das allerdings weniger der Kompromißbereitschaft der alten sozialdemokratischen Funktionäre zu danken. Ein grundsätzlicher Paradigmenwechsel der sächsischen Politik hätte vielmehr die immer noch starke Arbeiterbewegung provoziert. Angesichts der fragilen Mehrheitsverhältnisse in der Landespolitik wäre der Ausgang eines Konflikts höchst ungewiß gewesen. Eine Annäherung der Sozialdemokraten an die Kommunisten lag immer noch im Bereich des Möglichen. Die ASP hätte völlig auf verlorenem Posten gestanden, ja vielleicht wäre sie unter anderen Umständen überhaupt nicht gegründet worden. Die Nachsicht, die Niethammer und andere Papierproduzenten und -lieferanten gegenüber dem zahlungsunfähigen ASP-Blatt „Volkstaat" übten, zeigt keinesfalls, daß sie Sympathien für die alten politischen Gegner der Kaiserzeit entdeckt hätten, sondern daß ihnen die Spaltung zunächst der sozialdemokratischen Fraktion und dann der Partei[29] opportun erschien. Wendet man den Standpunkt von der sozialdemokratischen Binnensicht ab, erscheinen die ASP-Protagonisten weniger als Akteure, denen in erster Linie die Rettung der Reste sozialdemokratischer Reformpolitik zu danken ist, sondern als „Konzessionsschulzen" einer bürgerlichen Politik, die ebensowenig kompromißorientiert war wie die sächsische SPD, allerdings den Blick für die Kräfteverhältnisse im immer noch rosa gefärbten Sachsen nicht völlig verloren hatte.

Die Vision einer neuen Gesellschaft bildete die Grundlage für die Anziehungskraft der Sozialdemokratie.

Es würde von wenig historischem Verständnis zeugen, die Sozialdemokratie post festum zu tadeln, daß es ihr um die gesamte Gesellschaft gegangen sei. Nicht einmal die gegenwärtige SPD wird sich auf die Sozialpolitik als ihr klassisches Politikfeld festlegen lassen wollen. Gerade die beabsichtigte Transformation der Gesellschaft bildete den Dreh- und Angelpunkt sozialdemokratischer Politik. Dies kann man nun retrospektiv

29 Zur ASPS/D siehe: Christopher Hausmann, Die „Alte Sozialdemokratische Partei" 1926–1932. Ein gescheitertes Experiment zwischen den parteipolitischen Fronten, in: Demokratie und Emanzipation zwischen Saale und Elbe (Anm. 2), S. 273–294; Benjamin Lapp, Revolution from the Right (Anm. 3), S. 111–130; ders., A 'National' Socialism. The Old Socialist Party of Saxony, 1926–32, in: *Journal of Contemporary History,* Vol. 30 (1995), S. 291–309; Mike Schmeitzner, Alfred Fellisch 1884–1973. Eine politische Biographie, Köln, Weimar und Wien 2000, S. 377–399; Günter Kirsch und Fritz Kriegenherdt, Die Alte Sozialdemokratische Partei Sachsens (ASPS) 1926–1932, in: *Sächsische Heimatblätter,* Jg. 45 (1999), S. 308–316.

bedauern, da es eine rationale, an Kompromissen orientierte Sachpolitik erschwerte – allerdings aufgrund der Arbeitsteilung mit den Gewerkschaften niemals verhinderte –, aber man muß zugleich eine soziale Bewegung mit messianischem Anspruch ernst nehmen. Die sukzessive Aufgabe dieses Essentials war ein langer und schmerzhafter Prozeß, der mit einer Spaltung der Arbeiterbewegung bezahlt wurde. Selbst wenn die Erwartung des Zukunftsstaates schon längst zu einem Glaubenssatz geworden war, der nicht mit einer revolutionären Wirklichkeit korrespondieren mußte, hätte ein Verzicht darauf die Sozialdemokratie ihrer Anziehungskraft beraubt. Sie begab sich damit auf den Weg, eine Partei unter mehreren zu werden. Der von Ewald Frie eindrucksvoll beschriebene Mangel an Ausstrahlungskraft der ASP-Funktionäre beruhte wohl nicht ausschließlich auf fehlendem Charisma und Unvermögen, sondern möglicherweise stärker auf dem Verlust der Gesellschaftsvision.

Der Glaube an den „Kladderadatsch" hatte sich spätestens seit der Jahrhundertwende als Illusion erwiesen. Die Transzendenz des proletarischen Schicksals, dem auf diese Weise ein Sinn verliehen wurde, erfüllte jedoch immer noch eine wichtige Funktion. Auf das Ausbleiben der Verheißung, auf die Parusieverzögerung, konnte die Sozialdemokratie nur so reagieren wie die frühen Christen: den Ausbau einer sozialistischen Kirche, die durch den Gedanken einer fernen idealen Gesellschaft zusammengehalten wurde. Dazu war eine Orthodoxie genauso notwendig wie die Entstehung einer Art Priesterkaste. Die Volkshäuser, deren wohl prächtigstes nicht zufällig in Leipzig errichtet wurde, erfüllten die Funktion der Kirchen. Sie wurden erst gebaut, als sich die Gemeinden inmitten einer feindlichen Umwelt einrichten mußten.

Bei näherem Hinsehen entpuppt sich der vielbeschworene Radikalismus der Leipziger Sozialdemokratie als Kontemplation.

Es war kaum zu leugnen, daß sich die Situation der Leipziger Arbeiter seit den achtziger Jahren grundlegend geändert hatte. Gemessen am sächsischen Durchschnitt, verdienten sie gut, bis zur Jahrhundertwende erreichte das Lohnniveau in der Leipziger Industrie eine Spitzenposition.[30] Das sächsische Baugesetz verhinderte seit der Gründerzeit die Errichtung von Mietskasernen, die Stadt verfolgte darüber hinaus das Ziel einer sozialen Durchmischung der Wohngebiete. Hinsichtlich der Wohnstiftungen, von denen die der Meyerschen Häuser die bekannteste ist, nahm Leipzig eine hervorgehobene Position innerhalb Deutschlands ein.[31] Selbst in den Stadtteilen, die gemeinhin als Arbeiterviertel galten, lag der tatsächliche Arbeiteranteil etwa bei der Hälfte der Einwohner.[32]

30 Thomas Adam, How Proletarian was Leipzig's Social Democratic Milieu?, in: Saxony in German History (Anm. 21), S. 259–262; Thomas Adam, Arbeitermilieu und Arbeiterbewegung in Leipzig (Anm. 12), S. 68–74.

31 Thomas Adam, Meyersche Stiftung – „Es hat keinerlei Unternehmergewinn zu erfolgen", in: *Leipziger Kalender 1997*, S. 135–154.

32 Thomas Adam, Arbeitermilieu und Arbeiterbewegung in Leipzig (Anm. 12), S. 54–56; ders., Vom Industriedorf zum Stadtteil – die Geschichte zweier Leipziger Stadteile in der Jahrhundertwende, in: *Comparativ*, Jg. 5 (1995), H. 4, S. 90–101.

Gegen ihre gewerkschaftliche und politische Interessenvertretung wurde seitens des Staates wie der Stadt mit den vielfach beklagten „Nadelstichen", aber nicht mehr mit dem Säbel des „Kleinen Belagerungszustandes" gekämpft.

Dennoch galt die Leipziger Arbeiterbewegung als eine Hochburg der „marxistischen Orthodoxie", als – wie ein prominenter Zeitgenosse es ausdrückte – „Mekka des Marxismus".[33] Tatsächlich läßt sich die Faszination, die der Marxismus auf die Arbeiter des späten Kaiserreichs und der Weimarer Republik ausübte, am besten mit dem Instrumentarium der Religionssoziologie erklären.

Die Vermittlung der Begrenztheit des Individuums und der Gesellschaft mit einem Jenseits wird als spezifische Funktion der Religion bestimmt. Wenn gesellschaftliche Gruppen im Rahmen des Bestehenden kein ihren Vorstellungen entsprechendes Leben führen können, so wird die Begrenztheit der Gesellschaft erfahren. Die Begrenztheit von Individuum und Gesellschaft zugleich wird dann offenbar, wenn einzelne Individuen sich für gesellschaftliche Veränderungen einsetzen, dabei scheitern und politische Verfolgungen erleben. Für einen von Glaubensinhalten abstrahierten funktionalen Religionsbegriff ist es unwesentlich, ob von einem persönlichen Wesen als Schöpfer der Ordnung oder von der Idee der sinnvollen Ordnung, dem Wirken gesellschaftlicher Gesetze, die mit Naturnotwendigkeit das Reich der Freiheit erzwingen, ausgegangen wird. Das Jenseits kann Verschiedenes bedeuten: auf individueller Ebene z. B. ein Leben nach dem Tod – auf gesellschaftlicher Ebene „eine völlig neue Welt". Gemeinsam ist diesen Jenseitsvorstellungen, daß sie das Hier und Heute transzendieren und Orientierung schaffen, an der die Menschen ihr Leben ausrichten können.[34]

Die Sozialdemokratie mit den von ihr beeinflußten Vorfeldorganisationen übernahm in Leipzig tatsächlich die Funktion einer freidenkerisch sozialistischen „Gegenkirche". Sie füllten damit ein Sinnvakuum auf, das durch die Abwendung der Arbeiter von den protestantischen Kirchen entstanden war. Der sozialistische Glaube wirkte auf den ersten Blick radikal. Er erzeugte allerdings einen Attentismus, wie er übereinstimmend von mehreren inzwischen desillusionierten „Pilgern" in dieses „Mekka" geradezu beißend beschrieben wurde. Statt revolutionärer Ungeduld fanden Hendrik de Man, Friedrich Stampfer und Curt Geyer einen eher behäbigen Parteibetrieb vor. Geyers Analyse kann wohl als die scharfsichtigste bezeichnet werden. Die erstaunlich belesenen Leipziger Arbeiter „hingen der marxistischen Lehre mit beinahe religiösem Eifer [an], glaubten, daß sie damit im Besitze der absoluten Wahrheit und der letzten wissenschaftlichen Erkenntnisse seien. Damit hielten sie sich für etwas Besseres als die unaufgeklärten Arbeiter und die Bürger. Ihr Glaube gab ihnen vor sich selber den Status, den ihnen die Gesellschaft des Kaiserreiches verweigerte. In dieser Hinsicht glichen sie viel mehr einer religiösen Sekte, in der die Gläubigen die Lebensform erreicht haben, die

33 Henrik de Man, Gegen den Strom. Memoiren eines europäischen Sozialisten, Stuttgart 1953, S. 73; siehe auch Friedrich Stampfer, Erfahrungen und Erkenntnisse. Aufzeichnungen aus meinem Leben, Köln 1957, S. 42 ff.

34 Vgl. Gerhard Steger, Rote Fahne – Schwarzes Kreuz. Die Haltung der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei Österreichs zu Religion, Christentum und Kirchen. Von Hainfeld bis 1934, Wien, Köln und Graz 1987. Der dieser Arbeit zugrunde gelegte innovative methodische Ansatz wurde in der deutschen Arbeiterbewegungsgeschichte kaum rezipiert.

sie anstreben. Von diesem Gefühl der Befriedigung und Sättigung aber ging kein Weg zum politischen Aktivismus außer dem Wunsch, die Sozialdemokratie und ihre Organisation immer größer und stärker zu machen."[35] Wenn man diesen Zeitzeugen einen getrübten Blick oder eine persönliche Abrechnung unterstellen will, dann genügt bereits ein Blick in die Berichte der politischen Polizei Leipzigs. Die Auseinandersetzungen am Rande politischer Großkundgebungen folgten demnach geradezu einem abgestimmten Ritual. Kämpferische Akzente vermochten selbst die Hüter der monarchistischen Ordnung nicht zu entdecken.[36]

Der radikale Nimbus der Leipziger Sozialdemokratie wurde nach außen vor allem durch die „Leipziger Volkszeitung" begründet. Sie war allerdings weit davon entfernt, ein lokales Parteiblatt zu sein. Der erste Chefredakteur Bruno Schoenlank sowie dessen Nachfolger Franz Mehring und kurzzeitig auch Rosa Luxemburg hatten in bewußter Abgrenzung zum Vorgängerblatt „Der Wähler" ein über die Grenzen der deutschen Sozialdemokratie beachtetes Flügelblatt geschaffen, das rasch zum Diskussionsforum sozialistischer Akademiker avancierte. Nach Ansicht Karl Kautskys hatte sich die „Leipziger Volkszeitung" zum inoffiziellen Zentralorgan der deutschen Sozialdemokratie entwickelt, „das die Theorie, auf welcher sie steht, am sichersten und trefflichsten anwendet".[37] Auffällig ist, daß die Redakteure, die die politische Ausrichtung des Blattes bestimmten, keine Leipziger und nicht einmal Sachsen waren. Wenn auch eine aus örtlichen Parteifunktionären zusammengesetzte Preßkommission über die grundsätzliche politische Linie wachte, läßt sich tatsächlich kaum von der Haltung der Zeitung auf die politische Einstellung der Leser schließen.

Die Tatsache, daß sich 1917 nahezu die gesamte Leipziger Parteiorganisation der USPD anschloß, war weniger durch den vielbeschworenen „Radikalismus" motiviert als vielmehr durch den „Organisationsfetischismus", dem Bestreben, die Einheit der Partei zu wahren. Es verwundert daher nicht, daß die Parteiorganisation ebenso einheitlich, wie sie sich der USPD angeschlossen hatte, 1922 wieder in der VSPD aufging. 1923 war es dann der Leipziger Parteibezirk, welcher sich vehement gegen Konzessionen an die KPD wandte, die zu dieser Zeit das sozialdemokratische Minderheitskabinett tolerierte. Während selbst rechtssozialdemokratische Funktionäre auf Landesebene mit der KPD kooperierten, ging der Leipziger SPD-Bezirk nicht von seiner ablehnenden Haltung gegenüber der KPD ab. Daran änderte sich in den folgenden Jahren der Weimarer Republik wenig, auch nachdem 1924 mit dem ehemaligen Innenminister Hermann Liebmann ein Mann an die Spitze des Leipziger SPD-Unterbezirks getreten war, der lange Zeit als Befürworter einer „proletarischen Mehrheit" unter Einschluß der KPD gegolten hatte.[38]

35 Curt Geyer, Die revolutionäre Illusion. Zur Geschichte des linken Flügels der USPD. Erinnerungen. Hrsg. von Wolfgang Benz und Hermann Graml, Stuttgart 1976, S. 35. Nach wie vor lesenswert ist auch die Studie „Der Radikalismus in der deutschen Arbeiterbewegung. Ein soziologischer Versuch", Jena 1923.

36 Die Leipzig betreffenden Auszüge aus den Akten des Sächsischen Hauptsstaatsarchivs sind im Handbestand des Leipziger Stadtarchivs einsehbar. Aufschlußreich sind besonders die Berichte über den Ablauf der Maidemonstrationen.

37 Zitiert nach Simone Lässig, Wahlrechtskampf und Wahlreform in Sachsen (Anm. 7), S. 113.

38 Vgl. Dietmar Klenke, Hermann Liebmann (1882–1935). Vom Architekten der „proletarischen Mehrheit" in Sachsen zum „Tolerierungs"-Politiker der Ära Brüning, in: Vor dem Vergessen bewahren. Lebenswege

Die kulturellen Mauern zwischen Arbeiterschaft und Bürgertum waren keineswegs unüberwindbar.

Die große Zahl der vorliegenden Publikationen kann es dem Nichtkundigen der sächsischen Regionalgeschichte schon manchmal schwermachen, die Vielzahl der unterschiedlichen Interpretationen wahrzunehmen. Die von Frie vertretene These, daß die kulturellen Mauern zwischen bürgerlichem Protestantismus und dissidentischer Arbeiterschaft in Sachsen besonders dick und hoch gewesen seien, läßt sich nur dann aufrechterhalten, wenn man lediglich auf politikgeschichtliche Arbeiten zurückgreift und kultur- und sozialgeschichtliche Studien nicht zur Kenntnis nimmt. Es ist durchaus richtig, daß es auf der politischen Ebene kaum zu einer Zusammenarbeit zwischen bürgerlichen und sozialdemokratischen Parteien gekommen ist, was jedoch nicht ausschließt, daß auf anderen Ebenen eine solche klassen-, milieu- und parteienübergreifende Zusammenarbeit möglich war.

Impulse für eine Überbrückung der getrennten Lebenswelten gingen interessanterweise ausgerechnet von einer Institution aus, in der die sozialdemokratischen Funktionäre und Arbeiter eher einen feindlichen Fremdkörper in der Stadt erblickten: der Universität. So gelang es dem Professor für Pädagogik und Philosophie an der Leipziger Universität Eduard Spranger im Jahre 1919, die Parteiführung der USPD für die Einrichtung von Arbeiterbildungskursen an der Leipziger Universität zu gewinnen. Zwei Jahre später war die Leipziger Sozialdemokratie dann sogar bereit, ihre bis dahin parteipolitisch orientierte Erwachsenenbildung zugunsten einer „klassenübergreifenden Erwachsenenbildungseinrichtung" aufzugeben. Vertreter der DDP und der USPD – Willibald Apelt (DDP), Richard Pudor (SPD) und Robert Ulich (SPD) – initiierten die Gründung der Leipziger Volkshochschule, die die bis dahin an das sozialdemokratische Milieu gebundene Erwachsenenbildung für Arbeiter ablöste.

Das sozialdemokratische Milieu in Sachsen war dem bürgerlichen Milieu gegenüber nicht so abgeschlossen, wie das an der politischen Oberfläche erscheinen mag. Zum einen war das sozialdemokratische Milieu kein reines Arbeitermilieu, sondern konnte aufgrund seiner Infrastruktur auch Angestellte und Beamte einbinden, was sich vor allem im Bereich der Sportvereine und der Baugenossenschaften sehr gut nachweisen läßt. Und es war gerade der Gau Sachsen im Arbeiter-Turn- und Sport-Verband (ATSV), der vehement auf die Aufhebung des Beschlusses drang, der die Zusammenarbeit von proletarischen mit bürgerlichen Sportvereinen verbot. Dieser Beschluß verlangte von den proletarischen Vereinen, daß sie der Einweihung kommunaler Sporteinrichtungen und Sportplätze fernzubleiben hatten, wenn bürgerliche, zur Deutschen Turnerschaft gehörende Vereine daran teilnahmen. Eine solche Forderung traf in Sachsen und insbesondere in Leipzig auf völliges Unverständnis, da sich daraus oftmals eine paradoxe

[Forts. von Anm. 38]
Weimarer Sozialdemokraten. Hrsg. von Peter Lösche, Michael Scholing und Franz Walter, Berlin 1988, S. 193–222. Richard Lipinski war keinesfalls der Exponent linker Symbolpolitik, zu dem ihn Frie stilisiert. Der von ihm zur Bestätigung zitierte Artikel von Karsten Rudolph und Manfred Hötzel, Richard Lipinski (1867–1936). Demokratischer Sozialist und Organisator politischer Macht, in: Demokratie und Emanzipation zwischen Saale und Elbe (Anm. 2), S. 237–262, besagt genau das Gegenteil.

Situation ergab. In vielen Fällen hatten die Arbeitersportvereine lange Zeit um die Errichtung von städtischen Sportanlagen oder Bädern gekämpft. „Wenn nun unter Führung eines sozialistischen Bürgermeisters, oder durch sozialistisch-kommunistische Gemeindemehrheiten ein solcher Bau durchgeführt ist und die Instanzen wollen die Einweihung vornehmen, dann müssen unsere Vereine erklären, sie können nicht teilnehmen, weil ihnen das vom Bunde aus verboten ist."[39]

Leipzig kann ohne Frage als Ursprung der deutschen Schreberbewegung gelten. Kleingärtnervereine, aber auch die Konsum- und die Baugenossenschaften in Sachsen, erfüllten eine Brückenfunktion zwischen den verschiedenen sozialen Schichten. Während einzelne Genossenschaften, wie die Allgemeine Baugenossenschaft für Chemnitz, tief in das sozialdemokratische Milieu integriert waren, siedelte sich die Mehrzahl dieser Vereinigungen in einer Grauzone zwischen dem bürgerlichen und dem sozialdemokratischen Milieu an, was sich in ihrer Mitgliederstruktur widerspiegelte.[40] Im Jahre 1926 waren knapp 49 Prozent aller Kleingärtner im Kreis Leipzig Arbeiter, etwa 15 Prozent Angestellte, 20 Prozent Beamte und 10 Prozent Selbständige. Der Leipziger Bauverein zur Beschaffung preiswerter Wohnungen zählte unter seinen über 6000 Mitgliedern im Jahre 1929 neben Arbeitern, Angestellten und Beamten auch Kaufleute und Architekten.[41] In Sachsen hat sich seit den 1870er Jahren ein idealtypisches sozialdemokratisches Milieu ausgebildet hat, das für den darin Eingebundenen von der Wiege bis zur Bahre fast alle kulturellen und sozialen Serviceleistungen bereitstellte, die man erwarten konnte.[42] Dennoch wäre es falsch, davon auszugehen, daß die Grenzlinien zum bürgerlichen Milieu eindeutig, scharf gezogen und undurchlässig gewesen seien.

Die Republik scheiterte in erster Linie an den herrschenden Eliten.

Dem Aufsatz von Ewald Frie liegt die These zugrunde, nach der die Milieu- und Lagerbindung der einzelnen politischen Parteien das Scheitern der Weimarer Demokratie von innen heraus erklärt. Es ist jedoch fraglich, welchen Stellenwert diese Milieubindung in einem multikausalen Erklärungsansatz für das Scheitern der ersten deutschen Demokratie einnehmen kann. Die Preußen bis 1932 regierende Weimarer Koalition scheint dem entgegenzustehen und die letzte demokratische Regierung der Weimarer Republik

39 Protokoll über die gemeinsame Sitzung des Bundesvorstandes, der Kreisvertreter und des technischen Zentralausschusses am Freitag, den 17. September und der Kreisvertreter-Konferenz am 11. und 12. Dezember 1926 in der Bundesschule zu Leipzig, o. O., o. J., S. 3 f.; Thomas Adam, Arbeitermilieu und Arbeiterbewegung in Leipzig (Anm. 12), S. 138.

40 Zur Geschichte der Baugenossenschaften in Sachsen und ihrer Positionierung zwischen dem sozialdemokratischen und bürgerlichen Milieu siehe: Thomas Adam, 125 Jahre Wohnreform in Sachsen. Zur Geschichte der sächsischen Baugenossenschaften (1873–1998), Leipzig 1999.

41 Zahlenangaben in Thomas Adam, Arbeitermilieu und Arbeiterbewegung in Leipzig (Anm. 12), S. 225 sowie S. 211–212.

42 Zum sozialdemokratischen Milieu in Sachsen siehe: Michael Rudloff, Thomas Adam und Jürgen Schlimper, Leipzig – Wiege der deutschen Sozialdemokratie, Berlin 1996; Thomas Adam, Arbeitermilieu und Arbeiterbewegung in Leipzig (Anm. 12); für eine epochenübergreifende Darstellung der Geschichte der sächsischen SPD siehe: Mike Schmeitzner und Michael Rudloff (Anm. 7).

scheiterte wohl weniger an den Milieubindungen der Parteien als an der unversöhnlichen Frontstellung der Industriellen. Viel schwerwiegender war doch wohl die Tatsache, daß die bürgerlichen Eliten der Republik wenn nicht feindlich, so zumindest ablehnend gegenüberstanden. Sie hofften auf eine Restaurierung der Monarchie und spätestens seit der Weltwirtschaftskrise auf die Etablierung eines autoritären Regimes, wenn auch nicht unbedingt eines nationalsozialistischen. Weimar wurde daher übertreibend, aber nicht ohne Grund als „Republik ohne Republikaner" bezeichnet. Der nicht vollzogene Elitenaustausch nach der Revolution von 1918 ermöglichte es erklärten Feinden der Republik, hochrangige Positionen in Justiz, Verwaltung und Armee zu besetzen. Eine starke Kontinuität des Berufsbeamtentums über alle großen Umbrüche der deutschen Geschichte kann, wie das Christoph Kleßmann betont, fast als ein Charakteristikum dieser Umbrüche gelten.[43] Im Unterschied zu 1945 und 1989 scheuten sich die in ihren Positionen verbliebenen kaisertreuen Staatsbeamten und Richter nach 1918 jedoch nicht, ihre Ablehnung demokratischer Umgestaltungen öffentlich darzulegen und ihre Handlungen davon leiten zu lassen. Der Hochverratsprozeß gegen Adolf Hitler, der Zeigner-Prozeß und der Magdeburger Beleidigungsprozeß, der den Präsidenten der Republik als Landesverräter brandmarkte, legen hierfür beredtes Zeugnis ab.

43 Christoph Kleßmann, Die doppelte Staatsgründung. Deutsche Geschichte 1945–1955, Bonn 1986, S. 252.

Sofie Döhring

Aufstiegschancen einer Textilarbeiterin in Württemberg[1]

Von Peter Rütters

Als Sofie[2] Döhring 1952 im Alter von 67 Jahren aus der aktiven Gewerkschaftsarbeit ausschied, konnte sie auf eine lange Gewerkschaftstätigkeit zurückblicken, die den Zeitraum vom deutschen Kaiserreich bis zur neugegründeten Bundesrepublik umspannte. Kontinuität weist ihre Biographie darin auf, daß sie die Funktion einer Geschäftsführerin der Verwaltungsstelle Stuttgart des Textilarbeiterverbandes – unterbrochen nur durch die NS-Zeit – im Kaiserreich (seit 1916), während der Weimarer Republik und schließlich auch noch nach 1945 ausübte, nachdem sie vorher als Trikotweberin in Stuttgart gearbeitet hatte. Trotz dieses auf den ersten Blick gleichförmigen Lebenslaufs verbirgt sich dahinter ein für die Zeit des Kaiserreichs (und auch der Weimarer Republik) noch ungewöhnlicher Aufstieg innerhalb des Arbeitermilieus und der sozialdemokratischen Gewerkschaften. Außergewöhnlich ist nicht so sehr die Rekrutierung des Funktionärspersonals aus der organisierten Arbeiterschaft,[3] ungewöhnlich hingegen ist, daß eine Frau diese Position innerhalb eines Gewerkschaftsverbandes erlangen und über einen sehr langen Zeitraum einnehmen konnte.[4] Allerdings scheint die Kontinuität der Funktion zugleich auf Grenzen der Karrierechancen hinzuweisen, wenn auch ihr Mandat als SPD-Abgeordnete im Württembergischen Landtag (1928 bis 1933) ein breiter angelegtes öffentliches und politisches Engagement aufzeigt.

Sofie Döhrings Lebensweg verlief – auf den ersten Blick – weder exzeptionell noch spektakulär. Das mag mit dazu beigetragen haben, daß Ina Hochreuther in ihrer

1 Die Rekonstruktion einer weitgehend unbekannten Biographie ist auf vielfältige Unterstützungen bei der Recherche angewiesen. Danken möchte ich an dieser Stelle vor allem Frau Dr. Elke Koch vom Staatsarchiv Ludwigburg, deren außergewöhnlich hilfreiches Engagement manche Informationslücken schließen half. Mein Dank gilt auch Herrn Wilhelm Werner, ehemaliger Bezirksleiter der IG Textil-Bekleidung in Stuttgart, der mir freundlicherweise zahlreiche Informationen und Unterlagen zur Verfügung stellte.

2 Die Schreibweise des Vornamens („Sophie" oder „Sofie") variiert in den verschiedenen Quellen. Die hier verwendete Form findet sich z. B. in der Todesanzeige in der „Stuttgarter Zeitung" vom 29. August 1977, ebenso in der „Vorschlagsliste Nr. 4 für die Verleihung des Verdienstordens der Bundesrepublik Deutschland" des Staatsministerium Stuttgart vom 22. Dezember 1951, in: BArch Berlin, 122/38414 (Bestand Ordenskanzlei des Bundespräsidialamtes), vor allem aber in von ihr selbst unterzeichneten Dokumenten.

3 Vgl. Theodor Cassau, Das Führerproblem innerhalb der Gewerkschaften, Berlin 1925, S. 13; ausführlicher ders., Die Gewerkschaftsbewegung. Ihre Soziologie und ihr Kampf, Berlin 1925, S. 126–163; ferner Ulrich Borsdorf, Deutscher Gewerkschaftsführer – biografische Muster, in: Gewerkschaftliche Politik. Reform aus Solidarität. Zum 60. Geburtstag von Heinz O. Vetter. Hrsg. von Ulrich Borsdorf, Hanns O. Hemmer, Gerhard Leminsky und Heinz Markmann, Köln 1977, S. 11–41, hier S. 13–18, 39–41.

4 Vgl. als Beispiel für einen etwas später beginnenden und anders verlaufenden Aufstieg einer Textilarbeiterin Sigrid Koch-Baumgarten, Von der Textilarbeiterin zur Stellvertretenden Volkskammerpräsidentin. Grete Groh-Kummerlöw – eine weibliche Karriere in der DDR, in: *IWK*, Jg. 37 (2001), H. 2, S. 212–227.

biographischen Sammlung „Frauen im Parlament" zu der apodiktischen Feststellung gelangte, Sofie Döhring sei „eine der vielen Frauen in den Parlamenten der Weimarer Republik, über deren Biographie fast nichts mehr in Erfahrung zu bringen ist, zumindest nicht mit den üblichen Recherchemethoden, sondern allenfalls über Zufallsfunde".[5] Indes deuten die einige Jahre später bei Heinz Wilhelm Schröder[6] verzeichneten biographischen Daten sowie die in der Magisterarbeit von Jürgen Mittag[7] zu findenden Angaben auf ein engagiertes Leben hin, das – auch außerhalb familiärer Erinnerung – nicht ohne Spuren bleiben konnte.

Die Rekonstruktion der „öffentlichen" Biographie Sofie Döhrings kann einen Beitrag liefern, zu eruieren, unter welchen Bedingungen und Voraussetzungen eine „weibliche Gewerkschaftskarriere" im Arbeitermilieu und in der sozialdemokratischen Arbeiterbewegung zwischen dem Kaiserreich und der Konstitutionsphase der Bundesrepublik möglich war und vor allem auch: welche Grenzen ihr gesetzt waren. – Ihre „private" Biographie war, was wenig erstaunlich ist für „unspektakuläre" Biographien im Arbeitermilieu, wenn Tagebücher, Lebensläufe oder andere autobiographische Zeugnisse nicht zur Verfügung stehen und ein Oral-history-Zugang nicht mehr möglich ist, den Recherchebemühungen kaum zugänglich.[8]

Soziale Mobilität und Karrierechancen im Arbeitermilieu

Obwohl soziale, ökonomische und institutionelle Veränderungen in der Zeit des deutschen Kaiserreiches und der Weimarer Republik in Politik und Gesellschaft zu einem tiefgreifenden Wandel führten, dadurch bislang ungekannte Aufstiegschancen boten und – in begrenztem Maße – auch soziale Mobilität zuließen, blieben für die Arbeiterschaft Karrieremöglichkeiten meist schichtspezifisch begrenzt und verliefen innerhalb milieugebundener Organisationen und Institutionen (Partei, Gewerkschaft, Krankenkassen etc.). Während der moderne Industriebetrieb nur geringe Aufstiegschancen bot und kaum Angebote eröffnete, die defizitäre Volksschulbildung zu ergänzen, und es dadurch versäumte, ein vielfältig vorhandenes Potential beruflicher und organisatorischer Kompetenzsteigerung zu nutzen, waren es vor allem die milieugebundenen Selbsthilfe organisationen, die Entfaltungs- und Aufstiegschancen bereithielten. Gewerkschaften

5 Ina Hochreuther, Frauen im Parlament. Südwestdeutsche Abgeordnete seit 1919, Stuttgart 1992, S. 76 f. Entsprechend teilt die Autorin in ihren sehr knappen biographischen Angaben auch nur Geburts- und Todestag und ihre Tätigkeit als Gewerkschaftsangestellte und ihr politisches Engagement in der SPD und ihr Landtagsmandat (1928–1932) mit.

6 Sozialdemokratische Parlamentarier in den deutschen Reichs- und Landtagen 1867–1933. Biographie – Chronik – Wahldokumentation. Ein Handbuch. Hrsg. von Heinz Wilhelm Schröder, Düsseldorf 1995, S. 413.

7 Jürgen Mittag, Die württembergische SPD in der Weimarer Republik. Eine sozialdemokratische Landtagsfraktion zwischen Revolution und Nationalsozialismus, Greifswald 1997, S. 162. Vgl. ferner die Angaben in den einschlägigen Sammelwerken: M. d. L. Das Ende der Parlamente 1933 und die Abgeordneten der Landtage und Bürgerschaften der Weimarer Republik in der Zeit des Nationalsozialismus. Politische Verfolgung, Emigration und Ausbürgerung 1933–1945. Ein biographischer Index. Hrsg. von Martin Schumacher, Düsseldorf 1995, S. 27.

8 Vgl. Borsdorf (Anm. 3), S. 11 f.

und die sozialdemokratische(n) Partei(en) waren es vor allem, die erstaunliche Karrieren von (ehemaligen) Arbeitern – gelegentlich bis zum Reichspräsidenten – erlaubten.[9]

Für Frauen aus dem Arbeitermilieu – waren Entwicklungs- und Aufstiegschancen indes durchweg ungünstiger, selbst (und vielleicht sogar besonders) innerhalb der Organisationen der Arbeiterbewegung, in denen Vorurteile, satzungsmäßige Ausgrenzungen und Vorbehalte gegenüber Frauenarbeit generell und gegenüber weiblichen Gewerkschaftsmitgliedern und Funktionärinnen bestanden und zu überwinden waren, ganz abgesehen von verschiedenen gesetzlichen Organisationsbeschränkungen bis zum Reichsvereinsgesetz von 1908.[10]

„Private Biographie"

Zu ihrer „privaten Biographie" liegen nur wenige Informationen vor: Sofie Döhring wurde am 30. Juni 1885 in Stuttgart geboren und starb dort am 25. August 1977. Die soziale Zuordnung ihrer Eltern läßt sich nicht genau bestimmen. Ihr Vater war Schäfer und/oder Fuhrmann,[11] was darauf hindeutet, daß ihre Familie eher im landwirtschaftlichen als (bereits) im Arbeitermilieu angesiedelt war. Es handelte sich um eine kinderreiche, sechsköpfige Familie.[12] Sofie Döhring besuchte die Volksschule und wurde anschließend Trikotweberin in Stuttgart.[13] Über ihre schulischen und beruflichen Erfahrungen fanden sich keine Informationen – auch dies zählt zu dem Bereich ihrer „privaten Biographie".

Ihr Beitritt zum Deutschen Textilarbeiterverband (DTV), der am 27. Juni 1904 erfolgte findet sich als Datum in verschiedenen Protokollen von Kongressen und Konferenzen des DTV erwähnt.[14] Ungeklärt muß bleiben, was Sofie Döhring bewog, mit 19 Jahren dem Verband beizutreten; doch ist kaum anzunehmen, daß das gewerkschaftliche Engagement Sofie Döhrings bereits familiär geprägt wurde. Nicht zu rekonstruieren ist ebenfalls, welche Aktivitäten sie nach dem Gewerkschaftsbeitritt bis zur Übernahme der Geschäftsführung der Ortsverwaltung Stuttgart des DTV am 15. Juli 1916 entwickelte und wie sie sich für diese Funktion qualifizierte. – Der DTV bot ihr vermutlich den Raum und die Möglichkeiten, über ihre schulische und berufliche Ausbildung weit hinausgehend, organisatorische Fähigkeiten und (gewerkschafts)politisches Engagement zu entfalten und volksschulische Bildungsdefizite auszugleichen. Gewerkschaftliche

9 Als Überblick zur sozialen Mobilität: Hartmut Kaelble, Historische Mobilitätsforschung. Westeuropa und die USA im 19. und 20. Jahrhundert, Darmstadt 1978, S. 57–65.

10 Vgl. Gisela Losseff-Tillmanns, Frauenemanzipation und Gewerkschaften, Wuppertal 1978, S. 15 ff.

11 Vgl. die Angaben („Schäfer") in: Sozialdemokratische Parlamentarier (Anm. 6), S. 413; anders („Fuhrmann") der von Wilhelm Werner zusammengestellte „Lebenslauf".

12 Ihre drei Geschwister hießen Michael, Hans und Marie, vgl. die Angaben im „Lebenslauf", zusammengestellt von Wilhelm Werner.

13 Vgl. Sozialdemokratische Parlamentarier, S. 413.

14 Vgl. die Datumsangabe in: Deutscher Textilarbeiter-Verband. Protokoll der 13. (außerordentlichen) Generalversammlung, abgehalten am 24., 25., 26. und 27. Juni 1917 im Apollotheater in Augsburg, Berlin o. J., S. 4 (Präsenzliste der Generalversammlung); ferner Protokoll der 13. Generalversammlung des Deutschen Textilarbeiter-Verbandes, abgehalten vom 21. bis 26. Juli 1919 im Gewerkschaftshaus Plauen, Berlin o. J., S. 6.

Positionen und politische Aktivitäten waren dabei – zumindest in der Endphase des Kaiserreichs und während der Weimarer Republik – miteinander verbunden und aufeinander bezogen.

Schließlich sollte auch ihre „private Biographie" durch ihr gewerkschaftliches Engagement und die daraus entstehende Milieubindung beeinflußt werden. In den zwanziger Jahren wurde die Angestellten-Gewerkschafterin und spätere Bundestagsabgeordnete Clara Döhring (geb. Wohlfahrt), die seit 1918 in Stuttgart lebte und seit 1920 als Angestellte in der Zentrale des Deutschen Metallarbeiterverbandes arbeitete, ihre Schwägerin.[15] Sie selbst blieb unverheiratet und kinderlos, was ihre kontinuierliche Gewerkschaftskarriere begünstigt haben dürfte. Ihr Lebenspartner, Karl Pöhlmann, wiederum war seit 1903 ehrenamtlicher und seit 1912 hauptamtlicher Funktionär im DTV, u.a. von 1919 bis 1925 ebenfalls Geschäftsführer der Ortsgruppe Stuttgart, danach bis 1933 Gauleiter des DTV-Gaus Barmen.[16] Zusammen mit ihm eröffnete Sofie Döhring 1934 – worauf noch zurückzukommen sein wird – einen Wäscherei- und Heizmangelbetrieb, nachdem beide 1933 aus ihren gewerkschaftlichen Funktionen entfernt worden waren, Sofie Döhring keine Arbeit finden konnte und Karl Pöhlmann bis Anfang März 1934 in „Schutzhaft" genommen und in einem Konzentrationslager inhaftiert worden war.

Gewerkschaftsaktivitäten

Vom 15. Juli 1916[17] bis Mai 1933[18] war Sofie Döhring als Angestellte Geschäftsführerin der Verwaltungsstelle Stuttgart des Deutschen Textilarbeiterverbandes. Für Gewerkschafterinnen wurde es während des Ersten Weltkrieges möglich, solche Funktionen einzunehmen, weil der bisherige Geschäftsführer der Verwaltungsstelle zum Kriegsdienst einberufen wurde und qualifizierter männlicher Ersatz nicht zur Verfügung stand.[19] Was im Fall von Sofie Döhring ausschlaggebend war, daß sie Geschäftsführerin

15 Vgl. hierzu die Todesanzeige in der *Stuttgarter Zeitung*, 29. August 1977, S. 26.

16 Vgl. Angaben im „Lebenslauf", zusammengestellt von Wilhelm Werner. – Zur Biographie von Karl Pöhlmann (1879–1953), die z.T. variierenden Angaben in: Quellen zur Geschichte der deutschen Gewerkschaftsbewegung im 20. Jahrhundert, Bd. 6: Organisatorischer Aufbau der Gewerkschaften 1945–1949. Bearb. von Siegfried Mielke unter Mitarbeit von Peter Rütters, Michael Becker und Michael Fichter, Köln 1987, S. 570; ferner Karl Pöhlmann. Sein Leben und Wirken in der Gewerkschaft. Hrsg. von der Gewerkschaft Textil und Bekleidung, Ortsverwaltung Stuttgart, Stuttgart o.J. [1950], S. 4–7; Handbuch des Vereins Arbeiterpresse. Hrsg. vom Vorstand des Vereins Arbeiterpresse, vierte Folge 1927, Berlin o.J. [1927], S. 136; *Der Textilarbeiter*, Jg. 41, Nr. 41, 11. Oktober 1929. S. 327: „Stuttgart. 34 Jahre Deutscher Textilarbeiter-Verband". Pöhlmann wurde 1919 Nachfolger von Hugo Rödel, der als einer der prominenten Vertreter der USPD-Opposition im DTV in den Zentralvorstand gewählt wurde; vgl. Protokoll der 13. Generalversammlung des Deutschen Textilarbeiter-Verbandes (Anm. 14), S. 159.

17 Vgl. Handbuch des Vereins Arbeiterpresse (Anm. 16), S. 569.

18 Vgl. Sofie Döhrings „Meldebogen auf Grund des Gesetzes zur Befreiung von Nationalsozialismus und Militarismus vom 5. 3. 1946" vom 22. April 1946, in: StArch Ludwigsburg, Bestand EL 901/20 Bü 101; korrekturbedürftig danach die Angabe „Februar 1933" in: Sozialdemokratische Parlamentarier (Anm. 6), S. 413.

19 Im Jahrbuch des DTV von 1917 findet sich der Hinweis, daß auch innerhalb der Gewerkschaften Frauen die Übernahme von Funktionen (erst) durch die Kriegsumstände möglich wurde: „In 15 Orten haben Kolleginnen für den eingezogenen Geschäftsführer die Verwaltungsarbeiten für die Organisation

der Verwaltungsstelle Stuttgart des DTV wurde, ist unklar. Neben der zunehmenden Arbeitsanforderung aufgrund der seit 1916 wieder wachsenden Mitgliederzahl mag ihre hauptamtliche Anstellung beim DTV begünstigt haben, daß der bisherige Geschäftsführer der Verwaltungsstelle Stuttgart, Hugo Rödel – seit 1914 engagierter Kriegsgegner, aus diesem Grund Mitglied der Opposition gegen die die Kriegspolitik unterstützenden Zentralvorstände von SPD und DTV sowie seit 1917 Mitglied der USPD – zeitweilig in Haft saß und zum Kriegsdienst eingezogen wurde und daß auf der Ebene der Ortsverwaltung wie auch im Gauvorstand als Folge von Einberufungen und Inhaftierungen Personalmangel bestand.[20] Daß Sofie Döhring diese Position auch nach 1918 behielt,[21] dürfte der Qualität ihrer Arbeit und ihres damaligen parteipolitischen Engagements als USPD-Mitglied,[22] aber auch der geringen Zahl weiblicher Funktionäre im DTV geschuldet gewesen sein, zumal der Verband kontinuierlich seit 1915 mehr Frauen als Männer organisierte.[23]

Über die wenig dokumentierten Aktivitäten als Gewerkschafterin finden sich einige Spuren aus ihrer Anfangszeit als Geschäftsführerin der Verwaltungsstelle (Filiale) Stuttgart des Deutschen Textilarbeiterverbandes und in den Protokollen der Generalversammlungen des DTV.[24]

[Forts. von Anm. 19]
übernommen. In 4 Orten mußten neben den von der Einberufung verschont gebliebenen Angestellten wegen der sich ständig mehrenden Arbeit 7 Kolleginnen als Hilfskräfte eingestellt werden. 91 Kolleginnen haben die Verbandsarbeit ihres eingezogenen Mannes übernommen." – *Deutscher Textilarbeiter-Verband. Jahrbuch 1917,* Berlin 1918, S. 72 f.; vgl. auch Kathleen Canning, Geschlecht als Unordnungsprinzip. Überlegungen zur Historiographie der deutschen Arbeiterbewegung, in: Geschlechterverhältnisse im historischen Wandel. Hrsg. von Hanna Schissler, Frankfurt a. M. 1993, S. 139–163, hier S. 155.

20 Vgl. die Ausführungen von Hugo Rödel und Sofie Döhring auf dem DTV-Verbandstag 1919, insbesondere der Hinweis Sofie Döhrings: „Bei uns waren immer abwechselnd die Kollegen Rödel [Geschäftsführer der Ortsverwaltung Stuttgart] und Hoschke [Leiter des Gaus Stuttgart/Württemberg] hinter Gefängnismauern." – Protokoll der 13. Generalversammlung des Deutschen Textilarbeiter-Verbandes (Anm. 14), S. 90–95, 101, hier auch das Zitat; ferner die nicht genau datierten Angaben zur Einberufung Rödels und zum Prozeß wegen Landesverrats gegen ihn bei Sylvia Neuschl, Geschichte der USPD in Württemberg oder Über die Unmöglichkeit einig zu bleiben, Esslingen 1983, S. 152, 122.

21 Die Ortsverwaltung Stuttgart des DTV verfügte zumindest seit 1919 (vielleicht auch schon früher aufgrund ihrer Mitgliederstärke) über zwei Geschäftsführer; auf der Generalversammlung des DTV 1919 waren es nach den Angaben der Teilnehmerliste Sofie Döhring *und* Hugo Rödel, dessen Nachfolger Karl Pöhlmann von 1919–1925 war; vgl. Protokoll der 13. Generalversammlung des Deutschen Textilarbeiter-Verbandes (Anm. 14), S. 6.

22 Zum Einfluss der USPD im DTV vgl. Günther Högl, Gewerkschaften und USPD von 1916–1922. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung unter besonderer Berücksichtigung des Deutschen Metallarbeiter-, Textilarbeiter- und Schuhmacherverbandes, Diss., München 1982, S. 278–290.

23 Vgl. *DTV. Jahrbuch 1930,* Berlin 1931, S. 275. – Vielleicht trug dazu auch bei, daß die Ortsgruppe Stuttgart weit überdurchschnittlich viele Frauen organisierte, im Jahr 1912: 142 männliche und 1212 weibliche Mitglieder (10,4 Prozent zu 89,6 Prozent); im Jahr 1929: 286 männliche und 3165 weibliche Mitglieder (8,3 Prozent zu 91,7 Prozent); zum Vergleich der Anteil der Geschlechter an der Mitgliederzahl im Gau Stuttgart: 1912: 48 Prozent (m) zu 52 Prozent (w); 1928: 37,2 Prozent (m) zu 62,8 Prozent (w) – bei insgesamt 4601 bzw. 24076 Mitgliedern; Zahlen nach: Sofie Döhring, Textilarbeiterinnenbewegung in Württemberg von 1912–1930. Unter besonderer Berücksichtigung der Stuttgarter DTV-Ortsgruppe, in: *Der Textil-Arbeiter. Organ des Deutschen Textilarbeiter-Verbandes,* Jg. 42, Nr. 24, 13. Juni 1930, S. 189 (Beilage zum Textil-Arbeiter).

24 Nach den Präsenzlisten nahm Sofie Döhring an den Generalversammlungen des DTV in den Jahren 1917, 1919, 1921, 1924 und 1927 teil; doch ist anzunehmen, daß sie ebenfalls an dem nächsten Verbandstag

Angesichts der kriegsbedingten Inflation vertrat sie seit 1917 im Namen des DTV gegenüber Arbeitgebern der Textilindustrie und gegenüber Betriebsleitungen der Kriegsflickwerkstätten Forderungen der Arbeiterinnen und Arbeiter nach einer „angemessene[n] Erhöhung" der Löhne, zumal die vom Hilfsdienstgesetz vorgesehenen innerbetrieblichen Interessenvertretungen, die Arbeiterausschüsse, auch in der Textilindustrie nur zögernd umgesetzt wurden.[25] Einen Bericht über die „Lohnbewegung" im Gebiet der Filiale Stuttgart, insbesondere die Unterstützung des Verbandes bei Lohnforderungen von Arbeiterinnen in einzelnen Textilbetrieben und „Flickstellen des Nationalen Arbeitsdienstes", gab Sofie Döhring bereits auf der außerordentlichen Generalversammlung des DTV im Juni 1917. Mit diesem Bericht verband sie eine an den Zentralvorstand des DTV gerichtete Kritik der Politik des „Festhaltens an dem Burgfrieden", einer Politik, die dazu geführt habe, daß – bezogen auf die lohnpolitische Interessenvertretung – „viele günstige Momente für die Arbeiterschaft unausgenutzt" blieben.[26]

Stärker gesellschaftspolitisch orientiert und durch ihr USPD-Engagement motiviert war ihre prominente Teilnahme am Marsch der Untertürkheimer Daimler-Arbeiter in die Revolution am 4. November 1918.[27] Einem Bericht der Stuttgarter Polizeidirektion vom 6. November 1918 zufolge marschierte sie mit anderen USPD-Mitgliedern „an der Spitze des Zuges" unter einer Tafel mit der Aufschrift „Nieder mit dem Krieg, hoch

[Forts. von Anm. 24]
im Juni 1930 – in Stuttgart – teilnahm, auch wenn sie in der Teilnehmerliste nicht aufgeführt und als Rednerin im Protokoll nicht erwähnt wurde, vgl. Protokoll vom 17. ordentlichen Verbandstag des Deutschen Textilarbeiter-Verbandes, abgehalten vom 16. bis 21. Juni 1930 im „Höhenrestaurant Schönblick" in Stuttgart, Berlin o. J., S. 5–9. Ferner auch Sofie Döhrings Artikel „Textilarbeiterinnenbewegung in Württemberg von 1912–1930" (Anm. 23), mit dem die Vertreter zum 17. Verbandstag „herzlich willkommen" geheißen wurden. – Für den nächsten, den 18. Verbandstag des DTV, der für den 26. bis 29. Juni 1933 in Leipzig geplant war, stand sie jedenfalls im Gau Stuttgart auf der Liste der „Kandidaten für die Vertreterwahl zum Verbandstag 1933", vgl. *Der Textil-Arbeiter*, Jg. 45, Nr. 17, 28. April 1933, S. 49.

25 Abschrift eines Schreibens: An die Betriebsleitung der Kriegsflickwerkstätte, Stuttgart, den 8. 12. 1917, in: HStArch Stuttgart, M 1/9 Bü 316b. – Die Vertretung derartiger Forderungen auf Betriebsebene und die Anrufung paritätisch besetzter Schiedskommissionen bei Differenzen scheiterte auch in der Textilindustrie nicht zuletzt daran, daß Arbeiterausschüsse aufgrund von Widerständen auf seiten der Arbeitgeber nicht eingerichtet werden konnten. Entsprechend forderte Sofie Döhring in einem Schreiben der DTV-Geschäftsstelle Stuttgart und Umgebung vom 2. Januar 1918 an die Kriegsamtstelle: „Wir bitten die Kriegsamtstelle, die unverzügliche Vornahme der Wahl eines solchen [Arbeiterausschusses] veranlassen zu wollen. Da aber mit der Erledigung der Lohnfrage angesichts der gezahlten niedrigen Stundenlöhne nicht bis zur Errichtung des Ausschusses gewartet werden kann, bitten wir ergebenst, auf geeignet erscheinende[m] Wege auf die Leitung der [Kriegs-]Werkstätten im Sinne der Eingabe der Arbeiterschaft einwirken zu wollen." Ebd. Zum Hilfsdienstgesetz vgl. Ludwig Preller, Sozialpolitik in der Weimarer Republik, Düsseldorf 1978 (1949), S. 75 ff., der vor allem die Umsetzungsschwierigkeiten in der Schwerindustrie hervorhebt.

26 DTV. Protokoll der 13. (außerordentlichen) Generalversammlung (Anm. 14), S. 87 f.

27 Die Initiative ging vom linken USPD-Flügel in Stuttgart/Württemberg aus (Fritz Rück, Ferdinand Hoschka, Berta Thalheimer), die diese Aktion mit der Berliner Spartakuszentrale und dem Vollzugsausschuß der Revolutionären Obleute in Berlin abgestimmt hatten (kurzfristig, ohne daß diese Information in Stuttgart rechtzeitig bekannt wurde, hatte der Berliner Vollzugsauschuß die als reichsweite Demonstration geplante Aktion um eine Woche, auf den 11. Oktober, verschoben). Vgl. Regionale und lokale Räteorganisationen in Württemberg 1918/19. Bearb. von Eberhard Kolb und Klaus Schönhoven, Düsseldorf 1976, Einleitung, S. L.

die Republik!"[28] Dennoch blieb eine pragmatisch orientierte Gewerkschaftstätigkeit ihr Hauptbezugspunkt.

„Frauenpolitik" im DTV

Auch wenn Sofie Döhring als Delegierte auf der 13. Generalversammlung des Deutschen Textilarbeiterverbandes, die vom 21. bis 26. Juli 1919 in Plauen stattfand, die Politik der zu dieser Zeit USPD-orientierten Stuttgarter Filiale des DTV verteidigte, beschäftigte sich ein gewichtiger Teil ihres Redebeitrages mit Fragen der gewerkschaftlichen Frauenpolitik des DTV.[29] Sie verstand sich allerdings keineswegs vorrangig als Frauen- oder Arbeiter*innen*vertreterin, sondern nahm für sich in Anspruch, für Arbeiterinnen eine gleichberechtigte Position innerhalb des DTV und der Gewerkschaftsbewegung zu fordern. Dennoch bildete diese Thematik einen wiederkehrenden Bezugspunkt ihrer Aktivitäten und Stellungnahmen.

Auf dem DTV-Verbandstag von 1919 plädierte sie in ihrem Redebeitrag dafür, Frauen in den Gewerkschaften nicht durch die Offerierung einer gewerkschaftliche Frauenzeitschrift oder durch die Einrichtung einer besonderen Frauenabteilung in Nischen abzudrängen.[30] Bereits auf dem außerordentlichen Verbandstag im Juni 1917 hatte Sofie Döhring in diesem Sinne konstatiert, es sei „die urheiligste Aufgabe der Arbeiterschaft [...], auch die Arbeiterinnen zu selbständig denkenden Menschen zu erziehen".[31] Sie affirmierte damit jedoch zugleich ein paternalistisches Verhältnis zwischen (männlichen) Gewerkschaftsfunktionären und den weiblichen Verbandsmitgliedern. Mehr oder weniger explizit lehnte sie mit dieser Vorstellung eine Position ab, die von einem spezifischen Organisationsinteresse von Frauen auch innerhalb der Gewerkschaftsbewegung ausging und dafür eigenständige Einrichtungen, Gremien, Vertretungsrechte und eine spezifische Gewerkschaftspolitik forderte.[32] Die Einheit der Organisation und die Einheitlichkeit der Interessen der Arbeiterschaft stand für Sofie Döhring zweifellos im Vordergrund, auch wenn sie sich im Rahmen verschiedener frauenpolitischer Aktivitäten des DTV kontinuierlich engagierte und im Laufe der zwanziger Jahre erkannte, daß Repräsentationsdefizite von Frauen im DTV nicht allein aus Bildungsdefiziten der organisierten Frauen resultierten.

In der ersten Hälfte der zwanziger Jahre lehnte sie beispielsweise Forderungen nach einer Art Quotierung für Frauen in den Entscheidungsgremien ab, wie sie in einem

28 Wiedergabe des Berichts ebd., S. LI-LIV; vgl. ferner Manfred Scheck, Zwischen Weltkrieg und Revolution. Zur Geschichte der Arbeiterbewegung in Württemberg 1914–1920, Köln 1981, S. 123 ff.

29 Einen knappen Überblick der Frauenpolitik des DTV findet sich bei Karen Hagemann, Frauenalltag und Männerpolitik. Alltagsleben und gesellschaftliches Handeln von Arbeiterfrauen in der Weimarer Republik, Bonn 1990, S. 496–499; ferner die regelmäßig in den DTV-Jahrbüchern seit 1910 veröffentlichten Berichte des Arbeiterinnensekretariats.

30 Vgl. Protokoll der 13. Generalversammlung des Deutschen Textilarbeiter-Verbandes (Anm. 14), S. 101. – „Heiterkeit" rief bei den Delegierten des Verbandstages ihre Anmerkung hervor, daß die Bildung von besonderen Frauenabteilungen auch die Schaffung von Männerabteilungen zur Folge haben müßte.

31 DTV. Protokoll der 13. (außerordentlichen) Generalversammlung (Anm. 14), S. 88.

32 Vgl. zu diesen Ansätzen in der Gewerkschaftsbewegung Losseff-Tillmanns (Anm. 10), S. 102–168.

kurzen Redebeitrag auf dem Verbandstag Ende Juni/Anfang Juli 1921 in Breslau deutlich machte. Sie votierte gegen einen Antrag, die „Kollegin [Martha] Hoppe", die im Arbeiterinnensekretariat des DTV für Agitation zuständig sein sollte, „zur Teilnahme an der Generalversammlung" einzuladen, nur damit die weiblichen Mitglieder stärker auf dem Verbandstag vertreten sein würden; statt dessen verlangte sie auch für Teilnehmer*innen* des Verbandstages, daß diese den Statuten gemäß als Delegierte in ihrer Filiale gewählt werden müßten.[33] Von ihrer Ablehnung von Frauenquoten und Organisationsnischen für Frauen im Textilarbeiterverband geprägt war auch ihre Unterstützung des Vorschlags der Antragskommission zur Vorstandswahl auf dem Verbandstag des DTV im April 1924. Sie war der Meinung, daß „die weiblichen Mitglieder noch nicht genügend gewerkschaftlich geschult seien, um im Zentralvorstand die Vertretung zu finden, die der Stärke der weiblichen Mitgliedschaft im Verband entspricht".[34] Das bedeutete jedoch nicht, daß Frauen in den Leitungsgremien des Verbandes nicht vertreten sein sollten. Daß indes die Appelle an das Wahlverhalten der Frauen und das Warten auf „gewerkschaftlich geschulte" Frauen, die befähig wären, Funktionen innerhalb des Verbandes einzunehmen, doch nicht ausreichen könnten für eine angemessene Repräsentation von Frauen innerhalb des Verbandes, konstatierte Sofie Döhring schließlich auf dem DTV-Verbandstag im Juni 1927 in Hamburg. Einen Anstoß für diese Einschätzung mag nicht zuletzt die wiederholte Erfahrung gegeben haben, daß sie beispielsweise auf dem 2. Bundestag des ADGB in Breslau 1925 zu den vier Frauen unter den insgesamt 313 Delegierten zählte und daß auch auf dem Verbandstag des DTV im Jahr 1927 die Repräsentation von Frauen nicht grundlegend günstiger ausfiel, da von den 133 Delegierten und insgesamt 166 Verbandsteilnehmern nur 13 bzw. 19 Frauen waren.[35] Nunmehr mahnte sie eine Ausweitung der Repräsentanz von Frauen in Gewerkschaftsorganen an und forderte dafür unterstützende Maßnahmen des Verbandes,[36] der auch zu diesem Zeitpunkt für sie nur wenig von seiner „paternalistischen" Rollenzuweisung

33 Vgl. Protokoll vom 14. Verbandstag des Deutschen Textilarbeiter-Verbandes, abgehalten vom 27. Juni bis 2. Juli 1921 in Breslau, Berlin o. J., S. 91.

34 Protokoll vom 15. Verbandstag des Deutschen Textilarbeiter-Verbandes, abgehalten vom 16. bis 19. April 1924 in Cassel, Berlin o. J., S. 105.

35 Vgl. Protokoll der Verhandlungen des 12. Kongresses der Gewerkschaften Deutschlands (2. Bundestag des Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbundes), abgehalten in Breslau vom 31. 8. bis 4. 9. 1925, Berlin 1925, S. 4–13; Protokoll vom 16. Verbandstag des Deutschen Textilarbeiter-Verbandes, abgehalten vom 20. bis 25. Juni 1927 im Gewerkschaftshaus in Hamburg, Berlin o. J., S. 149; ferner Losseff-Tillmanns (Anm. 10), S. 357.

36 Protokoll vom 16. Verbandstag des Deutschen Textilarbeiter-Verbandes (Anm. 35), S. 142. – „Bei der Zusammensetzung des Deutschen Textilarbeiterverbandes müssen wir mehr als bisher unser Augenmerk darauf lenken, daß befähigte Arbeiterinnen in die Körperschaften des Verbandes delegiert werden. Die geschulten Kräfte müssen darüber wachen, ob diese Kolleginnen sich bewähren. Die männlichen Kollegen sind leider der Auffassung, daß sie in verschiedenen Körperschaften nur allein vertreten sein sollen. Zum Beispiel bei der Besetzung der Ausschüsse und Vorstände der Ortskrankenkassen werden nur Männer in Vorschlag gebracht. Gewiß mögen bei Beschickung der Körperschaften mit Kolleginnen Fehlgriffe gemacht worden sein. Aber solche Fehlgriffe kommen auch bei den Kollegen vor." – Vgl. auch die Ausführung Sofie Döhrings auf dem 1. Kongress der Textilarbeiterinnen Deutschlands 1926, in denen sie den „Schutz der Arbeiterinnen gegen die Gefahren der Erwerbsarbeit" letztlich durch die Stärkung der Organisation, insbesondere durch die Erfassung der nicht-organisierten Textilarbeiterinnen, für erreichbar hielt, Protokoll vom 1. Kongreß der Textilarbeiterinnen Deutschlands, abgehalten Montag, den 11., und Dienstag, den 12. Oktober 1912 in Gera, Berlin o. J., S. 60.

eingebüßt hatte. Vielleicht ist es als ein Reflex auf die Wahrnehmung der Mehrfachbelastung von arbeitenden Frauen, deren Organisationsverhalten eine starke Fluktuation zeigte und deren Bereitschaft zur Übernahme von Verbandsfunktionen gering war,[37] zu verstehen, wenn Sofie Döhring eine Entschließung unterstützte, die das Arbeiterinnen-Sekretariat dem Verbandstag vorgelegt hatte, um den Hauptvorstand und das Arbeiterinnen-Sekretariat zu beauftragen, zu prüfen, „welche Maßnahmen zur Befreiung der erwerbstätigen Arbeiterinnen von der Hausarbeit ergriffen werden können".[38]

Daß mit dieser Unterstützung indes keine grundsätzliche Positionsänderung verbunden war, verdeutlichte eine ihren Redebeitrag auf dem Hamburger Gewerkschaftstag abschließende Feststellung, die gewissermaßen programmatischen Charakter für Sofie Döhrings Auffassung hatte, wie „Frauenfragen" in der Gewerkschaftsbewegung zu behandeln waren: „Ich habe meine Agitation immer nur in dem Sinne betrieben, nachdem die Frauen als gleichberechtigte Glieder im Gesetz anerkannt sind, dass alle Fragen, ob es Frauenfragen oder Menschheitsfragen oder Fragen der gesamten Arbeiterschaft sind, nur mit Erfolg behandelt und erledigt werden können, wenn die Arbeit gemeinsam von Frauen und Männer nach einheitlichen Richtlinien geleistet wird."[39]

Trotz einer eher kritischen Position zur Einrichtung frauenspezifischer Abteilungen und Gremien und zu frauenspezifischer Gewerkschaftspolitik beteiligte sich Sofie Döhring an verschiedenen frauenbezogenen Veranstaltungen des Textilarbeiterverbandes und der SPD. Entsprechend ihrem Verständnis von Frauenarbeit in den Gewerkschaften hielt sie auf der gemeinsamen Arbeiterinnenkonferenz der Filialen Stuttgart und Reutlingen des DTV, die am 28. und 29. Juni 1924 in Reutlingen stattfand, einen Vortrag über das Thema „Die Berufsorganisation der Textilarbeiter und die Mitarbeit der Arbeiterinnen innerhalb der Organisationen".[40] Als Hauptrednerin der Landeskonferenz der im DTV organisierten Frauen, die am 12. Juli 1925 in Stuttgart tagte, trat Sofie Döhring für eine Verbesserung der Arbeitsbedingungen und des Arbeitsschutzes für Frauen ein, zugleich hob sie wiederum hervor, daß „Arbeiterinnenkonferenzen" nicht dazu führen dürften, daß „Sonderbestrebungen innerhalb des Verbandes [...] gefördert werden".[41] Trotz (und vielleicht auch wegen) solcher Warnungen wurde sie die Vorsitzende der nächsten Landeskonferenz der im DTV organisierten Arbeiterinnen, die am 12. September 1926 in Stuttgart stattfand, unterstützte die Entscheidung, einen Reichskongreß der Textilarbeiterinnen nach Gera einzuberufen, und forderte alle Ortsgruppen auf, durch einen Sonderbeitrag die Beteiligung von Kolleginnen aus Württemberg zu ermöglichen.[42]

37 Vgl. die Untersuchung über die Mitgliederfluktuation: DTV. Die Verbandstreue der Mitglieder. Mitgliedschaftsdauer und Lebensalter nach dem Stande vom 31. 12. 1925, Berlin 1926; ferner: Weibliche Funktionäre im Deutschen Textilarbeiterverband, in: *Der Textilarbeiter,* Jg. 40, Nr. 18, 4. Mai 1928, S. 109 (Beilage zum Textil-Arbeiter).

38 Protokoll vom 16. Verbandstag des Deutschen Textilarbeiter-Verbandes, (Anm. 35), S. 142.

39 Ebd., S. 143.

40 *Der Textil-Arbeiter,* Jg. 36, Nr. 24, 25. Juli 1924, S. 82.

41 Vgl. ebd., Jg. 37, Nr. 34, 21. August 1925, S. 138 – „Arbeiterinnenkonferenz im Gau Stuttgart".

42 Vgl. Arbeiterinnenkonferenz des Deutschen Textilarbeiterverbandes, Gau Württemberg, Baden, Pfalz – Zeitungsausschnitt (15. September 1926), in: HStArch Stuttgart, J 212, Bü 46. – Der erste deutsche Kongreß der Textilarbeiterinnen fand am 11. und 12. Oktober 1926 statt. Ein knapper Bericht zu dieser

Diese frauen- und arbeiterinnenbezogene Perspektive ihrer Gewerkschafts- und Parteitätigkeit verstärkte sich offensichtlich in den nächsten Jahren. Sie zeigte sich u.a. in ihrer Delegierung zur Reichsfrauenkonferenz des Kieler Parteitages der SPD im Jahr 1927,[43] aber auch in ihrer publizistischen Tätigkeit. Ein Artikel zum Stuttgarter Verbandstag des DTV im Jahr 1930 trägt die charakteristische Überschrift „Textilarbeiterinnenbewegung in Württemberg von 1912–1930".[44] Diese frauenbezogene Perspektive – die freilich auch eine nicht selbst gesuchte Begrenzung sein mag – findet sich ebenfalls in ihrem parlamentarischen Wirken. Der einzige protokollierte Redebeitrag, den sie als Abgeordnete der SPD im Plenum des Württembergischen Landtags, dem sie von 1928 bis 1933 angehörte, hielt, war im Juni 1929 dem Schwangerenschutz gewidmet.[45]

Parteipolitische Aktivitäten

Im Jahr 1922 war Sofie Döhring wieder der SPD beigetreten, als sich der größte Teil der (Rest-)USPD mit der SPD vereinigte. Vorausgegangen war 1917 der Übertritt zur USPD.[46]

Während ihre frühe (vor 1917 liegende) Mitgliedschaft und Tätigkeit in der SPD nicht rekonstruiert werden konnten, hat ihre politische „Radikalisierung" aufgrund des Verlaufs und der gesellschaftlichen Auswirkungen des Ersten Weltkrieges – und vielleicht auch aufgrund einer grundsätzlichen Kriegsgegnerschaft – sie im Jahr 1917 zur USPD übertreten lassen. Diese Entscheidung war eingebettet in ein kriegsgegnerisches

[Forts. von Anm. 42]
Konferenz findet sich in: *DTV. Jahrbuch 1926,* Berlin 1927, S. 143 f. Ausführlich informierte über die Textilarbeiterinnen-Konferenz: *Der Textil-Arbeiter,* Jg. 38, Nr. 37, 10. September 1926 („Aufruf zum Kongreß"); ebd., Nr. 41, 8. Oktober 1926 („Den Delegierten des 1. deutschen Textilarbeiterinnen-Kongresses zum Gruß!"); ebd., Nr. 43, 22. Oktober 1926 („Der Reichskongreß der Textilarbeiterinnen in Gera ein voller Erfolg"; „Bericht vom Reichskongreß der Textilarbeiterinnen in Gera"); ebd., Nr. 44, 29. Oktober 1926 („Bericht vom Reichskongreß der Textilarbeiterinnen in Gera – 1. Fortsetzung"), ebd., Nr. 45, 5. November 1926 („Bericht vom Reichskongreß der Textilarbeiterinnen in Gera" – 2. Fortsetzung); ebd., Nr. 46, 12. November 1926 („Bericht vom Reichskongreß der Textilarbeiterinnen in Gera" – Schluß); ferner: Protokoll vom 1. Kongreß der Textilarbeiterinnen Deutschlands (Anm. 36).

43 Vgl. Sozialdemokratischer Parteitag 1927 in Kiel. Protokoll mit dem Bericht der Frauenkonferenz, Berlin 1927, S. 372. Der Parteitag tagte vom 22. bis 27. Mai 1927, die Frauenkonferenz vom 27. bis 29. Mai 1927 – vgl. auch Christl Wickert, Unsere Erwählten. Sozialdemokratische Frauen im Deutschen Reichstag und im Preußischen Landtag 1919 bis 1933, Göttingen 1986, Bd. 2, S. 31. – Sofie Döhring wird zwar in der Anwesenheitsliste der Reichsfrauenkonferenz, nicht aber in der des Parteitages aufgeführt.

44 Vgl. Sofie Döhring, Textilarbeiterinnenbewegung in Württemberg von 1912–1930 (Anm. 23).

45 Vgl. Verhandlungen des Württembergischen Landtags, 46. Sitzung, Stuttgart, den 18. 6. 1929, S. 1063 f.; ferner die Auswertung von Sonja Lenz, Sprache – Macht – Geschlecht. Vom „Vergnügen, unsere Frauen reden zu hören". Das politische Agieren der ersten weiblichen Abgeordneten im württembergischen Landtag 1919 bis 1913, Magisterarbeit, Tübingen 1998, S. 75 f.

46 Neuschl (Anm. 20), S. 347, charakterisiert Sofie Döhring bereits für die Jahre 1917/18 (als diese Ende 1917 anstelle der zu zwei Jahren Gefängnis verurteilten Berta Thalheimer Mitglied des Landesvorstands der USPD wurde) als „langjähriges Mitglied des sozialdemokratischen Vereins Stuttgart". (Bei Neuschl wird der Name Döhring durchgehend ohne „h" geschrieben; es handelt sich nicht um eine andere Person, sondern offensichtlich um einen nicht unüblichen Schreibfehler.)

und USPD-orientiertes politisches Umfeld in der Stuttgarter Ortsverwaltung und der Gauleitung des DTV.[47] Der Einfluß der USPD-orientierten und gegen den Zentralvorstand auftretenden Opposition gewann bis 1918/19 die Mehrheit im DTV. Mit Hermann Jäckel,[48] der nach 1914 allmählich eine kriegskritische Haltung entwickelte und 1917/18 der USPD beitrat, war die Opposition bereits vor der DTV-Generalversammlung von 1919 prominent im Vorstand vertreten.[49] Auf der Generalversammlung Ende Juli 1919 wurde nicht nur in einer von Hugo Rödel (USPD, Stuttgart) eingebrachten Resolution die „Politik des 4. August" abgelehnt,[50] sondern „bei der Neuwahl des Vorstandes, der insgesamt 10 Mitglieder umfasste, wurden der mit der USPD sympathisierenden Opposition nunmehr 6 Sitze eingeräumt",[51] so daß zu diesem Zeitpunkt die Mehrheit im Verband eindeutig für die USPD votierte.

Obwohl als Gewerkschafterin eher pragmatisch-praktisch denn programmatisch orientiert, wurde Sofie Döhring auf der ersten Mitgliederversammlung des Stuttgarter Vereins der USDP am 9. Dezember 1917 als Beisitzerin in den Vorstand gewählt.[52] Bereits Ende 1917 wurde sie Mitglied des Landesvorstandes der USPD, allerdings als Ersatz für Berta Thalheimer, die Ende 1917 zu zwei Jahren Gefängnis verurteilt worden war.[53] Ihr Ansehen und ihr Einfluß als Gewerkschafterin mögen zu dieser Nominierung ebenso beigetragen haben wie die personellen Engpässe der USPD, deren erfahrenes und über Autorität verfügendes Führungspersonal durch Einberufung zum Militär und durch Verurteilung zu Gefängnis- und Zuchthausstrafen 1917/18 stark ausgedünnt war.[54] Daß Sofie Döhring nicht zu dem Kreis „radikaler" Sozialisten zählte, verdeutlicht eine im Mai 1918 (?) von der Landespolizeidirektion angefertigte Aufstellung der „in Württemberg wohnhaften Personen, ‚die für den radikalen Sozialismus sich besonders' betätigen". Unter den 25 Personen finden sich zwar auch DTV-Funktionäre wie Ferdinand Hoschka und Hugo Rödel, jedoch nicht Sofie Döhring.[55] Dennoch wurde ihre Mitgliedschaft im Landesvorstand der USPD Württembergs auch von der vom 26. bis 28. März 1920 tagenden Landeskonferenz bestätigt. Anerkennung fand sie auch durch Nominierungen auf der USPD-Liste für die Wahl zur Nationalversammlung im Januar 1919 sowie für die Landtagswahl und die Reichstagswahl im Juni

47 Repräsentanten der kriegsgegnerischen Opposition im Stuttgarter Umfeld des DTV und der SPD waren Hugo Rödel und Ferdinand Hoschka.

48 Hermann Jäckel wurde 1906 als Sekretär in den Zentralvorstand des DTV gewählt und 1910 zu dessen stellvertretendem Vorsitzenden bestellt; 1919 machte ihn die Generalversammlung des Textilarbeiterverbandes zum gleichberechtigten Vorsitzenden neben Karl Hübsch, vgl. auch die leicht variierenden Daten bei Högl (Anm. 22), S. 113, Anm. 212; ferner: Hugo Rödel, Hermann Jäckel, in: Internationales Handwörterbuch des Gewerkschaftswesens, Bd. 1. Hrsg. von Ludwig Heyde, Berlin 1931, S. 859 f.

49 Vgl. die Rede von Hermann Jäckel auf der 13. Generalversammlung des DTV 1919, in: Protokoll der 13. Generalversammlung des Deutschen Textilarbeiter-Verbandes (Anm. 14), S. 63–79, insb. S. 67 ff.; ferner: Högl (Anm. 22), S. 113–131.

50 Neuschl (Anm. 20), S. 265; ferner: Protokoll der 13. Generalversammlung des Deutschen Textilarbeiter-Verbandes (Anm. 14). – Die Resolution wurde mit 206 gegen 52 Delegiertenstimmen angenommen.

51 Högl (Anm. 22), S. 285, 121; ferner: Neuschl (Anm. 20), S. 265.

52 Vgl. Neuschl (Anm. 20), S. 348 f.

53 Vgl. ebd., S. 347.

54 Vgl. ebd., S. 152 f.

55 Vgl. ebd., S. 152.

1920, wenngleich sie kein Mandat erlangen konnte.[56] Allerdings mag zu ihrer Nominierung auch ein Mangel an profiliertem Personal beigetragen haben, denn bereits im Januar 1919 hatte sich ein Teil der linken USPD-Aktivisten entschlossen, zur KPD überzutreten. Sie nahmen damit die endgültige Spaltung der USPD im Oktober 1920 vorweg, als die Mehrheit der USPD-Delegierten der Reichs- und Landesparteitage für einen Anschluß an die Dritte Internationale (und die Annahme der „21 Bedingungen") votierte, was im Dezember 1920 zur Vereinigung mit der KPD führte und dieser die erhoffte Massenbasis brachte. Hingegen blieb Sofie Döhring bis 1922 der (Rest-)USPD verbunden. Der antigewerkschaftliche Kurs, den der Spartakusbund, der linke USPD-Flügel und die frühe KPD vertraten, war für die Gewerkschafterin nicht akzeptabel. Sie nahm damit eine Position ein, die sie mit einer Vielzahl von Mitgliedern und Funktionären des Textilarbeiterverbandes, die sich seit 1917 politisch allmählich der USPD genähert und angeschlossen hatten, teilte.

Auch in der SPD, der Sofie Döhring nach der Vereinigung von „Rumpf-USPD" und SPD[57] wieder angehörte, war sie seit Mitte 1920 im württembergischen Landesvorstand vertreten.[58] Zu den Landtagswahlen 1928 und 1932 wurde sie von der Partei für ein parlamentarisches Amt nominiert und erlangte auf der SPD-Liste jeweils ein Abgeordnetenmandat, so daß sie von 1928 bis April 1933 dem Württembergischen Landtag angehörte.

Der Landtag wurde für Sofie Döhring, obwohl sie zweimal nacheinander erfolgreich für ein Mandat kandidiert hatte und im Parlament von einem sprichwörtlich „hinterbänklerischen" Sitz in der letzten Reihe (1928/32) zu einem Platz in der Fraktionsmitte (1932/33) aufrücken konnte,[59] nicht zu ihrer zentralen Wirkungsstätte. Sie nahm an den Parlamentsdebatten kaum aktiv teil. Lediglich in ihrer ersten Legislaturperiode war sie seit dem 15. Januar 1930 Mitglied des Steuerausschusses. Und auch in der SPD-Fraktion übernahm sie keine Funktionen.[60] – Ihre zweifelsohne vorhandene Popularität als Gewerkschafterin bildete die Basis für die Position, die sie in der SPD-Hierarchie einnehmen konnte, und für ihre erfolgreiche Kandidatur für ein Landtagsmandat. Diese nach außen, auf die Wählerschaft gerichtete Präsenz, vermochte sie jedoch nicht in nachhaltige politisch-parlamentarische Aktivitäten umzumünzen. Das kann verschiedene Gründe haben, doch mögen habituelle Prägungen durch die Tätigkeiten im DTV und die relativ späte Begegnung mit dem parlamentarischen Arbeitsstil – sie war im Jahr 1928 bereits 43 Jahre – dazu in erster Linie beigetragen haben.

56 Vgl. die Zusammenstellung von Lenz (Anm. 45), S. 75; ferner: Biographisches Handbuch der württembergischen Landtagsabgeordneten 1815–1933. Bearb. von Frank Raberg, Stuttgart 2001, S. 148; sowie Statistik des Deutschen Reiches 291: Die Wahlen zum Reichstag 1920, H. 1–4, hier H. 1, S. 52.

57 Vgl. Neuschl (Anm. 20), S. 338 ff.

58 Vgl. Biographisches Handbuch der württembergischen Landtagsabgeordneten (Anm. 56), S. 148.

59 Vgl. Sitzordnung des Dritten (März 1931) und Vierten (Januar 1933) Württembergischen Landtags, abgedruckt bei Benigna Schönhagen, Zwischen Verweigerung und Agitation. Landespolitik der NSDAP in Württemberg 1928/29–1933, in: Die Machtergreifung in Südwestdeutschland. Hrsg. von Thomas Schnabel, Stuttgart 1982, S. 113–149, hier S. 144 f.

60 Vgl. Lenz (Anm. 45), S. 75 f.; ferner Biographisches Handbuch der württembergischen Landtagsabgeordneten (Anm. 56), S. 148.

Anfang April 1933 verlor Sofie Döhring ihr Landtagsmandat als mit dem „Gleichschaltungsgesetz vom 31. März 1933“[61] der bisherige Landtag aufgelöst und auf der Grundlage des Reichstagswahlergebnisses vom 5. März 1933 ein neuer Landtag gebildet wurde. In diesem von 80 Mitgliedern auf 54 verkleinerten fünften Landtag hatte die SPD-Fraktion nicht mehr vierzehn, sondern nur noch neun Mandate, die überwiegend nach dem Senioritätsprinzip an die bisherigen Landtagsmitglieder vergeben wurden.[62]

Zeit des Nationalsozialismus

Die nationalsozialistische „Machtergreifung“ machte es einer engagierten Gewerkschafterin und linken Sozialdemokratin wie Sofie Döhring unmöglich, ihre politischen und gewerkschaftlichen Aktivitäten (offen) fortzusetzen. Schon am 1. Mai 1933 war sie nur „Zaungast“ der Stuttgarter Maidemonstration und schaute sich „vom Straßenrand die marschierenden und demonstrierenden Arbeiterinnen“ an.[63] Die Besetzung der Gewerkschaftshäuser am folgenden Tag beendete ihre Gewerkschaftstätigkeit für die nächsten 12 Jahre.[64] Noch im Jahr 1933 soll sie, folgt man den eingangs erwähnten biographischen Nachschlagewerken – ob unmittelbar im Verlauf der Besetzung und Zerschlagung der freien Gewerkschaften am 2. Mai oder später aufgrund ihrer parteipolitischen und parlamentarischen Tätigkeiten ist unklar –, für drei Monate in das Konzentrationslager Heuberg[65] verbracht worden sein. Sollten diese Feststellungen zutreffen, dürfte sie jedoch in das seit dem 19. Jahrhundert als Frauengefängnis dienende ehemalige Kloster „Gotteszell“ in Schwäbisch Gmünd, „das erste württembergische Konzentrationslager für Frauen“,[66] eingesperrt worden sein.

61 Vgl. *RGBl.* Teil 1, 1933, Nr. 29, S. 153 f. (Vorläufiges Gesetz zur Gleichschaltung der Länder mit dem Reich. Vom 31. März 1933).

62 Vgl. Mittag (Anm. 7), S. 94 ff.

63 Protokoll des Gründungsverbandstages der Textil- und Bekleidungs-Arbeiter- und Arbeiterinnen am 15. und 16. Juni 1946 in Stuttgart, Stuttgart o. J., S. 6 (Vortrag Sofie Döhring).

64 Obgleich es bereits vor dem 2. Mai in vielen Städten zur Besetzung von zahlreichen Gewerkschaftshäusern und zur Verfolgung von Gewerkschaftsfunktionären gekommen war (vgl. Gerhard Beier, Das Lehrstück vom 1. und 2. Mai 1933, Frankfurt a. M. und Köln 1975, S. 33 f., 54–72) scheint Stuttgart/Württemberg zumindest bis Ende März davon verschont geblieben zu sein, vgl. Thomas Schnabel, Württemberg zwischen Weimar und Bonn 1928 bis 1945/46, Stuttgart 1986, S. 184. – Nach den Angaben in ihrer Entschädigungsakte wurde sie im Mai – spätestens im Juni – 1933 aus ihren Funktionen fristlos entlassen; für Mai und Juni erhielt sie noch ein reduziertes Gehalt, vgl. StArch Ludwigsburg, EL 350 ES 9283, Fragebogen „Wiedergutmachung nationalsozialistischen Unrechts, 20. März 1950, S. 2; ferner: Schreiben DGB Landesbezirk Württemberg-Baden an den Öffentlichen Anwalt für die Wiedergutmachung, Herrn Dr. Rosenthal, 21. November 1950, hier heißt es: „Frau Döhring wurde im Zuge der nationalsozialistischen Machtübernahme im Mai 1933 aus den Diensten der Gewerkschaften, auf Grund ihrer parteipolitischen Einstellung, fristlos entlassen.“

65 So u. a. die Angaben in: Sozialdemokratische Parlamentarier (Anm. 6), S. 413; Mittag (Anm. 7), S. 162; zuletzt: Biographisches Handbuch der württembergischen Landtagsabgeordneten (Anm. 56), S. 148.

66 Ulrike Puvogel und Martin Stankowski unter Mitarbeit von Ursula Graf, Gedenkstätten für die Opfer des Nationalsozialismus. Eine Dokumentation, Bd. I, 2., überarb. und erweiterte Auflage, Bonn 1995, S. 79. Das Konzentrationslager Gotteszell bestand von März bis Herbst 1933, so Gudrun Schwarz, Die nationalsozialistischen Lager, Frankfurt a. M. 1997, S. 168; es wurde in der Weise eingerichtet, daß „im

Obwohl in einer Reihe von einschlägigen Publikationen[67] festgestellt wird, daß Sofie Döhring 1933 für drei Monate im Konzentrationslager Heuberg inhaftiert war, konnte für diese Behauptung kein Nachweis gefunden werden. Auch in den von Sofie Döhring ausgefüllten oder unterschriebenen Fragebögen und Antragsformularen im Rahmen von Entschädigungs- (Wiedergutmachungsakten) und Entnazifizierungsverfahren (Spruchkammerakte) wird der behauptete Sachverhalt nicht erwähnt.[68] Da kaum davon ausgegangen werden kann, daß sie eine Inhaftierung in einem Konzentrationslager in diesem Zusammenhängen verschwiegen hätte, ist anzunehmen, daß Sofie Döhring 1933 weder in „Schutzhaft" genommen noch in einem Gefängnis oder Konzentrationslager inhaftiert worden war.

Die Zuweisung eines „standardisierten Verfolgungsmusters" in dem Sinne, daß ein engagierter Sozialdemokrat oder eine engagierte Sozialdemokratin in Württemberg 1933 im Konzentrationslager Heuberg war,[69] verweist auf ein durchaus dominantes, aber keineswegs geschlechtsneutrales Verfolgungsschicksal. Unterstützt wird die Annahme, daß Verfolgung und Inhaftierung fast jeden politisch engagierten, nationalsozialistisch-feindlichen Akteur 1933/34 „auf den Heuberg" brachte, sicherlich durch die im Reichsvergleich weit überproportionale „Inschutzhaftnahme" in Württemberg.[70] Hierin drückt sich aber offensichtlich auch ein Rezeptionsschema aus, das kaum danach fragt, ob es (im Jahr 1933) geschlechtsspezfische Unterschiede von Verfolgung und Inhaftierung durch das sich etablierende NS-System gab (und – wenn ja – worin

[Forts. von Anm. 66]
Landesgefängnis für Frauen in Gotteszell (Schwäbisch Gmünd) [...] eine separate Schutzhaftabteilung eingerichtet" wurde, Markus Kienle, Das Konzentrationslager Heuberg bei Stetten am kalten Markt, Münster 1998, S. 25; vgl. ferner Julius Schätzle, Stationen zur Hölle. Konzentrationslager in Baden und Württemberg 1933–1945, 2., verbesserte Aufl., Frankfurt a. M., 1980, S. 15 f. – Vgl. ferner das bei Kienle (S. 32 f.) abgedruckte Schreiben des Polizeipräsidiums Stuttgart, Württembergische Landeskriminalpolizei, vom 17. März 1933, in dem es heißt: „Durch den Herrn Polizeikommissar für Württemberg wurde die Verbringung der Schutzhäftlinge in das Schutzhaftlager Truppenübungsplatz Heuberg bei Stetten a. k. M. (Baden) angeordnet. In Schutzhaft befindliche Frauen sind in das Gerichtsgefängnis I Stuttgart – Zweigstelle Weimarstrasse – zu bringen"; sowie die ebenfalls als Faksimile wiedergegebene (S. 36) „Bestandsliste" der Belegung des Konzentrationslagers Heuberg, die dem Geheimen Lagebericht der württembergischen politischen Polizei vom 5. September 1933 entnommen ist, in der für den Zeitraum vom 1. April bis 23. August 1933 nur „männl.[iche] Schutzh.[äftlinge]" aufgelistet sind.

67 Sozialdemokratische Parlamentarier (Anm. 6), S. 413; Schumacher (Anm. 7), S. 27; Biographisches Handbuch der württembergischen Landtagsabgeordneten (Anm. 56), S. 148; Mittag (Anm. 7), S. 162.

68 In dem bereits zitierten Fragebogen „Wiedergutmachung nationalsozialistischen Unrechts", den Sofie Döhring am 20. März 1950 einreichte, steht in den Kategorien „Freiheitsentziehung" und „KZ-Haft" jeweils „nicht betr.[offen]", StArch Ludwigsburg, EL 350 ES 9283.

69 Exemplarisch hierfür die Erfahrungen, die Erich Roßmann in seiner Autobiographie beschreibt: Ein Leben für Sozialismus und Demokratie, Stuttgart und Tübingen 1947, S. 68–88 („Das Konzentrationslager Heuberg"), und die fast selbstzweifelnd klingende Bemerkung von Wilhelm Keil, Erlebnisse eines Sozialdemokraten, 2. Bd., Stuttgart 1948, S. 505: „Die Veröffentlichung meines Erlebnisberichts ist möglich geworden. Zahlreiche Freunde, die Interesse am ersten Band nahmen, unterbreiteten mir den Wunsch, den zweiten auf die Nazijahre auszudehnen. Ich entspreche dem Wunsch, obwohl ich von besonderen eigenen Leistungen aus dieser Zeit nichts erzählen kann. Nicht einmal KZ-Häftling bin ich gewesen. Warum ich davon verschont blieb, weiß ich nicht."

70 Vgl. Schnabel (Anm. 64), S. 185 f.

die Gründe dafür lagen) und ob sich diese im Laufe der Zeit, mit der Etablierung des NS-Systems, veränderten.[71]

Aber auch ohne Inhaftierung und Einkerkerung bedeutete die „Machtergreifung" des Nationalsozialismus für Sofie Döhring als Gewerkschafterin und sozialdemokratische Parlamentarierin einen tiefgreifenden Einschnitt in ihr bisheriges Leben und Arbeiten: eine enorme Statuseinbuße, der Verlust ihrer Tätigkeit als Geschäftsführerin der Stuttgarter Verwaltungsstelle des DTV, der Verlust des Landtagsmandats und ihrer parteipolitischen Positionen sowie der Zwang, in sehr bescheidenen Verhältnissen eine selbständige Existenz suchen zu müssen, um nur einige Veränderungen zu benennen, die sich für sie mit dem Regimewechsel im Jahr 1933 abrupt einstellten.

Über ihre Zeit nach dem 2. Mai 1933 – d. h. der Zerschlagung der Gewerkschaften, der nun systematisch erfolgten Besetzung von Gewerkschaftshäusern und der Verhaftung von Gewerkschaftern – ist wenig bekannt. Wohl eher kärglich dürfte Sofie Döhring weiterhin in Stuttgart gelebt haben. Sie mußte ihre bisherige Wohnung aufgeben[72] und war 1933/34 arbeitslos. Auch ihr war es – gleich anderen Gewerkschaftsfunktionären – aufgrund ihres bisherigen politischen und gewerkschaftlichen Engagements nicht möglich, nach dem 2. Mai 1933 eine Tätigkeit in irgendeinem Unternehmen zu finden.[73] Der Aufbau einer kleinen selbständigen Existenz war ein Ausweg aus dieser Situation. Sie unternahm daher den erfolgreichen Versuch, wie sie 1951 schrieb, „mit meinen Sparmitteln im Jahr 1934 in der Hackstraße 3 eine Wäscherei einzurichten".[74] Bis 1939/40 florierte dieser Betrieb in bescheidenem Umfang; immerhin waren in ihm anfangs zwei, später vier Beschäftigte tätig.[75] Vermutlich aufgrund kriegsbedingter

71 Vgl. die allerdings nicht weiter belegte Bemerkung von Christl Wickert, Widerstand und Dissens von Frauen – ein Überblick, in: Frauen gegen die Diktatur. Widerstand und Verfolgung im nationalsozialistischen Deutschland. Hrsg. von Christl Wickert, Berlin 1995, S. 16–31, hier S. 26: „Nachdem Frauen nach meinen bisherigen Befunden in der Anfangszeit des Nationalsozialismus weniger gefährdet waren als Männer, wurden sie jedoch nach der Konsolidierung des NS-Regimes zunehmend vom Gestapo-Apparat erfaßt, vor Gericht angeklagt und unterlagen damit der Entwicklung der ‚Instrumente des Maßnahmestaates'." Dieser Befund scheint eine Bestätigung zu finden in der Biographiensammlung: Der Freiheit verpflichtet. Gedenkbuch der deutschen Sozialdemokratie im 20. Jahrhundert. Hrsg. vom Vorstand der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands. Konzept und Redaktion Christl Wickert, Marburg 2000. Bei den wenigen Frauen, deren Biographie Aufnahme in das Gedenkbuch gefunden hat, finden sich nur wenige, die bereits im Jahr 1933 eine Inhaftierung erleiden mußten, und von diesen keine in Württemberg.

72 Vgl. Amtliches Stuttgarter Adreßbuch 1930, Stuttgart o. J., Teil II, S. 106, hier lautet die zumindest bis 1933 geltende Wohnanschrift noch: Am Weißenhof 36; nach der Eintragung im Amtlichen Stuttgarter Adreßbuch 1935, Stuttgart o. J. [1934], Teil II, ist die Wohnanschrift im Jahr 1934: Hackstr. 5, später, laut Adreßbuch der Stadt Stuttgart 1940, Stuttgart 1939, Teil II, S. 112, Hackstr. 3.

73 Im Fragebogen „Wiedergutmachung nationalsozialistischen Unrechts" (20. März 1950) heißt es in der Rubrik „Berufsschädigung in einem Arbeitsverhältnis": „Durch die vorhergehende Tätigkeit konnte kein festes Arbeitsverhältnis mehr erreicht werden." StArch Ludwigsburg, EL 350 ES 9283.

74 Schreiben Sofie Döhrings, 21. März 1951, an das Wiedergutmachungsamt Stuttgart, in: ebd., EL 350 ES 9283. Vgl. auch Amtliches Stuttgarter Adreßbuch 1935, Stuttgart o. J. [1934], Teil II. Im Adreßbuch der Stadt der Auslandsdeutschen Stuttgart 1940, Stuttgart 1939, Teil II, S. 112, findet sich die gleiche Eintragung.

75 Vgl. den von Sofie Döhring am 22. April 1946 ausgefüllten „Meldebogen auf Grund des Gesetzes zur Befreiung von Nationalsozialismus und Militariamus vom 5. 3. 1946", in: StArch Ludwigsburg, EL 901/20 Bü 101.

Einschränkungen stellte Sofie Döhring diese Wäscherei im Jahr 1940 auf einen Heißmangelbetrieb um, in dem sie nur noch alleine arbeitete. Während eines Luftangriffs wurde ihre Wohnung und ihr Geschäft im Jahr 1944 ausgebombt, so daß sie bis zum Ende des Krieges wiederum arbeitslos war.

Ob und in welcher Weise Sofie Döhring Kontakt zu Oppositions- und Widerstandsgruppen hatte,[76] ist bislang unbekannt geblieben. Doch dürfte sie wie viele sozialdemokratisch orientierte Gewerkschaftsfunktionäre der Weimarer Zeit weiterhin Verbindungen zu ehemaligen Partei- und Gewerkschaftsfunktionären unterhalten haben. Ohne eine solche Einbindung in ein (illegales) sozialdemokratisch-freigewerkschaftliches Milieu wäre es ihr kaum gelungen, sich seit Juli/August 1945 am Aufbau des Württembergischen Gewerkschaftsbundes und des Textilarbeiterverbandes in Stuttgart und Württemberg zu beteiligen. Für das Bestehen eines derartigen Netzwerkes spricht auch, daß der Lebensgefährte Sofie Döhrings, Karl Pöhlmann, zu dem Kreis der Gewerkschaftsfunktionäre zählte, die sich ab April 1945 um die Gründung einer „Stuttgarter Gewerkschaft" bemühten und Ende Mai 1945 den Württembergischen Gewerkschaftsbund etablierten.[77]

Beteiligung am Gewerkschaftsaufbau nach 1945

Seit Mai 1945, nun bereits im 60. Lebensjahr, beteiligte sich Sofie Döhring aktiv am Wiederaufbau des Textilarbeiterverbandes. In Stuttgart engagierte sie sich – bald wieder als hauptamtliche Angestellte (anfangs noch des Württembergischen Gewerkschaftsbundes) – für den Aufbau der Verwaltungsstelle Stuttgart des Textilarbeiterverbandes. Als Geschäftsführerin dieser Verwaltungsstelle war sie zunächst (1945/46 bis 1949) für den Industrieverband Textil und Bekleidung Nordwürttemberg/Nordbaden tätig; nach dem Zusammenschluß der Gewerkschaften der drei Westzonen auf dem Vereinigungskongreß (7. bis 9. April 1949) in den Jahren 1949 bis 1952 für die Gewerkschaft Textil-Bekleidung (für die Westzonen Deutschlands bzw. für die Bundesrepublik). In den wenigen Nachkriegsjahren verstand sie es, die Größe der Verwaltungsstelle auf über 10000 Mitglieder zu bringen.[78] Im Vergleich zu vielen männlichen Gewerkschaftsfunktionären (auch gemessen an ihrem Lebenspartner Karl Pöhlmann) vermochte sie es jedoch nicht, ihre Position innerhalb der Gewerkschaftshierarchie beim Neuaufbau der Organisationen zu verbessern. Für Frauen war es offensichtlich außerordentlich

76 Ob in den Reihen der württembergischen SPD ein breiter Widerstandswillen vorhanden war, wird gelegentlich in Zweifel gezogen; dabei wird auf die innerparteilichen Differenzen in der württembergischen Sozialdemokratie, die durch die Polarisierung zwischen Kurt Schumacher und Wilhelm Keil charakterisiert werden könnte, hingewiesen, eine Polarisierung, die das Ende der Partei in Württemberg prägte und „den Widerstandswillen ehemaliger Anhänger der Partei" schwächte, Schnabel (Anm. 64), S. 225.

77 Vgl. „Kurzbericht über die Gründung des Württembergischen Gewerkschaftsbundes" (31. Mai 1945) von Markus Schleicher, abgedruckt in: Quellen zur Geschichte der deutschen Gewerkschaftsbewegung im 20. Jahrhundert, Band 6 (Anm. 16), S. 570–575. – Pöhlmann wurde im Juni 1946 Vorsitzender des IV Textil und Bekleidung für Württemberg-Baden und war von April 1949 bis Juli 1952 zweiter Vorsitzender der Gewerkschaft Textil und Bekleidung der Trizone bzw. der Bundesrepublik.

78 Vgl. Trauerrede von Wilhelm Werner, 30. August 1977, S. 4.

schwierig, auch innerhalb einer mitgliedermäßig von Frauen dominierten Gewerkschaft die einmal erreichte Funktion und Position wesentlich zu verbessern. Nach 1945 kam hinzu, daß sie mit einer Vielzahl von männlichen Funktionären konkurrieren mußte, deren innerorganisatorische Karriere durch die NS-Zeit unterbrochen und verzögert worden war.

Auch nach 1945 reichte ihre Aktivität über die Verwaltungsstellentätigkeit hinaus. Neben lebenspraktischen und notlindernden Arrangements wie der Einrichtung einer Nähstube im Gewerkschaftshaus[79] griff sie ihr in den zwanziger Jahren entwickeltes arbeiterinnenpolitisches Engagement wieder auf, als sie auf dem Gründungsverbandstag des Industrieverbandes Textil und Bekleidung Nordwürttemberg/Nordbaden im Juni 1946 das Referat „Arbeiterinnenorganisation – Frauenorganisation" hielt.[80] Auf diesem Gründungsverbandstag wurde sie als Beisitzerin in den Verbandsvorstand gewählt und als Delegierte für den Bundestag des Württembergischen Gewerkschaftskongresses nominiert.[81] Beide Mandate wurden auf dem zweiten Verbandstag des IV Textil und Bekleidung am 30. und 31. August 1947 in Stuttgart erneuert.[82] Als Delegierte war sie auch auf dem Vereinigungskongreß der Gewerkschaft Textil-Bekleidung für die Westzonen Deutschland, der vom 7. bis 9. April 1949 in Bad Salzuflen stattfand, vertreten. Noch immer kennzeichnend für eine von männlichen Funktionären dominierte Gewerkschaft war es, sie in das Präsidium des Kongresses mit der Begründung zu akklamieren,

79 Vgl. Wilhelm Werner, Erinnerung an Sophie Döhring 1885–1977, 29. Juni 2001, S. 2.

80 Vgl. Protokoll des Gründungsverbandstages der Textil- und Bekleidungs-Arbeiter- und Arbeiterinnen am 15. und 16. Juni 1946 in Stuttgart, S. 6–8. – Nachhaltiger als in den zwanziger und dreißiger Jahren forderte sie angesichts des dominanten Frauenanteils in der Textil- und Bekleidungsindustrie, „in alle Instanzen der Organisation Kolleginnen als Vertreterinnen zu entsenden, um so den notwendigen weiblichen Einfluß ausüben zu können" (ebd., S. 5 f.). Sofie Döhring verstand diese Forderung instrumentell, indem über einen wachsenden Einfluß von Frauen innerhalb der Gewerkschaftsgremien vor allem der Organisationsgrad von Frauen in der Textil- und Bekleidungsindustrie gesteigert werden könnte, was wiederum den gesellschaftspolitischen und tarifpolitischen Einfluß des Verbandes stärken würde. Sie betonte daher erneut: „Wir wollen dabei keine Sonderinteressen vertreten, sondern haben ein gemeinsames Ziel: die Beseitigung der Ausbeutung des Menschen durch den Menschen" (ebd., S. 6.).

81 Vgl. ebd., S. 20; ferner Protokoll der Verhandlungen des 1. Kongresses des Gewerkschaftsbundes Württemberg-Baden vom 29. August bis 1. September 1946 in Kornwestheim, Stuttgart o. J., S. 5. Auf diesem Gründungskongreß des Württembergisch-Badischen Gewerkschaftsbundes (ebd., S. 78) setzte sich Sofie Döhring „im Namen der hier vertretenen Kolleginnen" dafür ein, „daß dem Bundesvorstand satzungsmäßig zwei Frauen angehören müssen", mit dem Kommentar: „Einer näheren Begründung bedarf unser Antrag nicht", doch reichte sie diese umgehend nach, indem sie auf die gewachsene Bedeutung der Frauenarbeit hinwies, weshalb „nunmehr die Frauen auch in allen Stellen der Gewerkschaften eine entsprechende Vertretung haben sollten". Aber dann hatte dieser Antrag dennoch nur symbolische Funktion, der zukünftige Ansprüche der arbeitenden und gewerkschaftlich organisierten Frauen geltend machen wollte. Pragmatisch und kompromißbereit, „damit wir mit unseren Beratungen heute vorwärts kommen", waren Sofie Döhring und die von ihr vertretenen Kolleginnen damit einverstanden, sich dem Vorschlag des Bundesvorstandes anzuschließen, der eine Vertreterin in diesem Gremium zunächst akzeptieren wollte. Als Mitglied des Bundesvorstandes wurde Klara Döhring vorgeschlagen.

82 Vgl. Industrieverband Textil und Bekleidung Nord-Württemberg/Nord-Baden. Zweiter Verbandstag am 30. und 31. August 1947 in Stuttgart, Stuttgart o. J, S. 46; Protokoll der Verhandlungen des 1. Kongresses des Gewerkschaftsbundes Württemberg-Baden (Anm. 81), S. 6. Folgt man dem „Verzeichnis der Delegierten" – Dritter Bundestag des Gewerkschaftsbundes Württemberg-Baden, 17. und 18. September 1949 in Stuttgart-Feuerbach, Schriftlicher Bericht des Vorstandes und Protokoll der Verhandlungen des Bundestages, S. 10 –, gehörte sie bis zu diesem Bundestag dem Bundesbeirat des Württembergischen Gewerkschaftsbundes an und war in dieser Funktion auf dem 3. Bundestag anwesend.

daß es als „selbstverständlich" angesehen wurde, daß „in die Leitung dieses Kongresses unserer Industriegewerkschaft, deren Mehrheit weibliche Mitglieder sind, auch eine Kollegin" gehöre.[83] Ein Mandat für das Leitungsgremium des fusionierten Verbandes erlangte sie indes nicht. Auch auf dem nächsten Kongreß der Gewerkschaft Textil-Bekleidung in Düsseldorf 1951 war Sofie Döhring noch als Delegierte und Diskutantin vertreten.[84]

Im Jahr 1952 beendet Sofie Döhring im Alter von 67 Jahren ihre aktive Gewerkschaftstätigkeit, für die sie am 28. Dezember 1951 mit dem Bundesverdienstkreuz ausgezeichnet worden war.[85]

Grenzen einer weiblichen Gewerkschaftskarriere

Gemessen am familiären Ausgangspunkt, an schulischer Bildung und beruflicher Ausbildung und Tätigkeit als Trikotweberin stellt die spätestens seit 1916 folgende Gewerkschafts- und Parteikarriere Sofie Döhrings einen bemerkenswerten Aufstieg dar, der in dieser Form fast nur innerhalb der Gewerkschaftsbewegung und der sozialdemokratischen Partei erfolgen konnte. In diesen Organisationen bestand die Notwendigkeit der Rekrutierung des *Funktionärskörpers* aus den eigenen Reihen, in ihnen boten sich für talentierte und engagierte Mitglieder zahlreiche Chancen, enge Mobilitätsgrenzen der Gesellschaft zumindest innerhalb des eigenen Milieus vertikal zu überwinden, Bildungsdefizite auszugleichen und verdeckte Fähigkeiten und Talente zu entfalten. Chancen dazu boten freie Gewerkschaften und Arbeiterparteien jedoch weder unbegrenzt noch geschlechtsneutral.

Die „öffentliche Biographie" Sofie Döhrings verdeutlicht beides: es bedurfte besonderer „Umstände", um die Position einer Geschäftsführerin der Ortsverwaltung Stuttgart zu übernehmen – die Personalknappheit im Ersten Weltkrieg; es bedurfte einer bestimmten Einstellung zur „Frauenfrage" in der Gewerkschaft, damit gewährleistet war, daß diese einflußreiche Funktion nicht für eine „separatistische Frauenpolitik" innerhalb der Organisation genutzt wurde; gleichzeitig folgte – zumindest wie es sich in den dokumentierten Redebeiträgen zeigte – eine Festlegung und Begrenzung auf frauenspezifische

83 So Werner Bock (bisheriger 1. Vorsitzender der IG Textil, Bekleidung, Leder der britischen Besatzungszone): Gewerkschaft Textil-Bekleidung für die Westzonen Deutschlands. Protokoll Vereinigungskongress der Gewerkschaft Textil-Bekleidung für die Westzonen Deutschlands vom 7. bis 9. April 1949 in Bad Salzuflen, Düsseldorf o. J., S. 6.

84 Vgl. Bericht 2. ordentlicher Kongreß der Gewerkschaft Textil-Bekleidung, Düsseldorf vom 30. Mai bis 2. Juni 1951, Düsseldorf o. J., S. 93 f., 149.

85 Vgl. „Vorschlagsliste Nr. 4 für die Verleihung des Verdienstordens der Bundesrepublik Deutschland" des Staatsministeriums Stuttgart vom 22. Dezember 1951 und „Verleihung des Verdienstordens der Bundesrepublik Deutschland gemäß Artikel 6 (2) des Ordensstatus", Bonn, den 28. Dezember 1951, in: BArch Berlin 122/38414. Zur Begründung der Ordensverleihung wird in sehr knapper Form darauf hingewiesen: „Frau Döhring hat in mehr als 25-jähriger Tätigkeit als Geschäftsführerin der Textilarbeitergewerkschaft und seit 1945 der Gewerkschaft Textil und Bekleidung sich für die Verbesserung der Arbeitsverhältnisse in der Textilindustrie und in der Bekleidungsindustrie in hervorragendem Maße eingesetzt. Sie hat durch ihr Wirken weitgehend dazu beigetragen, daß die Bedingungen für Frauenarbeit in den beiden Industriezweigen den sozialen Erfordernissen unserer Zeit angepaßt wurden."

Fragen in der Gewerkschaftspolitik. Das zusammen sicherte und begrenzte zugleich die Chancen innerhalb der Organisation auf die Funktion einer Geschäftsführerin der Ortsverwaltung Stuttgart des Textilarbeiterverbandes im ausgehenden Kaiserreich, während der Weimarer Republik und in den Aufbaujahren nach 1945. Politische Ambitionen, die, wie ihre USPD-Funktionen und ihr SPD-Landtagsmandat zeigen, vorhanden waren, schienen aus dieser relativen Stagnation keinen Ausweg zu bieten; zumindest konnten sich solche Chancen nicht weiter entfalten, da die Etablierung des NS-Regimes sowohl ihren gewerkschaftlichen als auch ihren politischen Ambitionen ein (vorläufiges) Ende setzte. Nach 1945 war der Elitenwechsel in den Westzonen dann doch zu gering, um Sofie Döhring Chancen für eine außergewerkschaftliche Karriere zu eröffnen, während sie innerhalb des Textilarbeiterverbandes mit den „aufgestauten" Karriereerwartungen ihrer männlichen Funktionärskollegen (einschließlich ihres Lebenspartners) konkurrierte. Die daraus folgende Beschränkung wurde oben skizziert.

Besso Lominadses Aufenthalt in Deutschland von Januar bis Mai 1927

Von Wladislaw Hedeler

Am Sonntag, dem 9. Januar 1927, zwei Tage nach der Sitzung des Präsidiums des Exekutivkomitees der Komintern (EKKI) zur deutschen Frage, traf Wissarion („Besso") Wissarionowitsch Lominadse[1] mit dem Zug in Berlin ein. Es war nicht seine erste Reise nach Deutschland. Bereits im August 1926 hatte der im März 1926 in das EKKI gewählte Jugendfunktionär die Arbeit der kommunistischen Parteien in Deutschland und Polen inspiziert. Zeitgenossen beschreiben ihn als Hitzkopf, aufbrausend und grob. Darin unterschied er sich nicht von seinem Landsmann und Förderer Sergo Ordshonikidse, der in Parteikreisen für seine Handgreiflichkeiten bekannt war. A. Mjasnikow, ein Parteiarbeiter aus Transkaukasien, hielt am 5. Februar 1924 im Tagebuch fest: „Hier sind auch einige Worte über den anderen, den dritten (oder ersten – das ist egal) Sekretär des ZK der KP Georgiens Lominadse angebracht. Er ist einer der jungen Mitarbeiter, einer von den ehemaligen ‚Linken'. Er gehörte in seiner Laufbahn etlichen Abweichungen an. Ein Hitzkopf, Impressionist, aufwallend und dreist. Das fällt in mehrfacher Hinsicht zu seinem Schaden aus. Sergo [Ordshonikidse] sagt, daß er [Lominadse] außerordentlich aufrichtig sei. Das ist wohl wahr. Nur ist mir aufgefallen, daß seine Aufrichtigkeit oft bis ins Extreme geht, bis zur Selbstgeißelung, zur Simplifizierung und sogar die Preisgabe von Partei- und politischen Geheimnissen einschließt. Sein Elan ist ein Spiegelbild seines unsteten Charakters. Er mag es, Unsinn zu reden, zu schimpfen, aber eigentlich ist er gut. Er arbeitet wie ein Ochse, ist nicht zu halten, ohne Plan und System, bis zur Erschöpfung. Oft schadet er damit sich selbst und der Sache [...]. Ein wertvoller Arbeiter, ein großer Demokrat [...]. Was er als Genosse darstellt, weiß ich nicht. Er scheint ehrgeizig zu sein. Sein Auftreten hat etwas. Er ist scharfsinnig, logisch und folgerichtig in seiner Gedankenführung."[2]

Am Vorabend der Tagung des Zentralkomitees (ZK) der Kommunistischen Partei Deutschlands (KPD), auf der Ruth Fischer und Arkadi Maslow aus der KPD ausgeschlossen wurden, wies Besso Lominadse unter dem Eindruck der Aktivitäten der Oppositionellen in der KPD darauf hin, daß es an der Zeit wäre, sich nicht mehr an die Entschließung des EKKI zu halten, die es untersage, die russische Diskussion in die westeuropäischen kommunistischen Parteien zu tragen. Lominadses Aufenthalt in Deutschland von Januar bis Mai 1927 spiegelt die Umsetzung dieser Aufgabenstellung wider.[3]

1 Wissarion Wissarionowitsch (Besso) Lominadse (1897–1935): Mitglied der SDAPR seit 1917, seit dem 6. Mai 1925 Vertreter der KJI im EKKI, seit dem 24. März 1926 Mitglied des Präsidiums des EKKI, von 1925 bis 1930 Kandidat, seit 1930 Mitglied des ZK der KPR(B). 1930 Erster Sekretär der KP in Transkaukasien. 1931 bis 1932 Wirtschaftsfunktionär, seit 1933 Sekretär der Stadtparteiorganisation von Magnitogorsk. 1935 Freitod.

2 Zitiert nach Oleg W. Chlewnjuk, Stalin i Ordshonikidse. Konflikty w Politbjuro w 30-e gody, Moskwa 1993, S. 21 f.

Was Lominadse in Berlin und im Reichsgebiet unternahm, über welche Rückendeckung er in Moskau verfügte und wie die Deutschen auf seine Vorschläge zur Verbesserung der Parteiarbeit reagierten, geht aus den im Stalin-Bestand des RGASPI[4] abgelegten 13 umfangreichen Berichten aus Deutschland hervor. Es handelt sich um insgesamt 61 Blatt, die Lominadse zwischen dem 11. Januar und dem 2. Mai 1927 an Genossen Michail, d.h. an Ossip Pjatnitzki,[5] Mitglied des Präsidiums des EKKI, schickte.[6] Bei allen Dokumenten, mit Ausnahme der zwei an Josef Stalin persönlich adressierten Briefe, handelt es sich um Kopien der von Lominadse verfaßten Berichte, die in der Regel keinen Hinweis auf den Empfänger Pjatnitzki enthalten. Die von Lominadse mitgeschickten Anlagen fehlen. Über den Verteiler des Sekretariats des ZK der Kommunistischen Partei Rußlands (Bolschewiki) erhielt Josef Stalin Kopien dieser Berichte.

Aus dem ersten Brief vom 11. Januar 1927 geht hervor, daß sich Lominadse direkt vom Bahnhof in die Berliner Bezirksleitung begab. Er traf im Karl-Liebknecht-Haus ein, als Philipp Dengel[7] sein Referat über das EKKI-Plenum beendet und die Diskussion bereits begonnen hatte. Der letzte dieser Briefe, auf denen viele Randbemerkungen und Anstreichungen von Stalin stehen, trägt das Datum: Montag, den 2. Mai 1927. Lominadse traf am 5. Mai 1927 in Moskau ein. Am Sonntag, dem 8. Mai 1927, verließ er Deutschland wieder.

Im folgenden wird anhand dieser Dokumente sein Aufenthalt vor dem Hintergrund der Auseinandersetzungen in der KPD skizziert.

Am Montag, dem 10. Januar, nahm Lominadse an der ZK-Sitzung teil. In der Berliner Bezirksleitung, schrieb er, verlief die Diskussion weitaus lebhafter als im ZK. Einige Genossen, darunter die „Ultralinken", kritisierten Nikolai Bucharin auf eine Weise, als ob er ein „Rechter" wäre. Namentlich benannte er Heinz Neumann[8] und Karl Volk[9],

3 Der Artikel entstand während der gemeinsamen Arbeit mit Elke Reuter, Horst Helas und Klaus Kinner an der Dokumentenedition „Die KPD auf dem Wege zur stalinistischen Partei", die 2003 im Verlag Karl Dietz erscheinen wird.

4 Rossijski gosudarstwennyj archiw sozialno-polititscheskoj istorii [künftig zitiert: RGASPI], Briefwechsel zwischen Stalin und Lominadse über die „Ultralinken" in Deutschland, die Arbeit des Essener Parteitages der KPD und über die Lage in der KPD. Der Bestand mit der Signatur „F. 558. Op. 11. D. 758" enthält Dokumente aus dem Zeitraum vom 8. Mai 1926 bis 27. Dezember 1934 im Umfang von 177 Blatt.

5 Ossip Pjatnitzki [eigentlich Josif Aronowitsch Tarschis] (17. (29.) Januar 1882–29. Juli 1938): 1893 Mitglied der SDAPR. 1920 Mitglied des ZK und der ZKK. Nach dem III. Weltkongreß der Komintern Leiter des Nachrichtendienstes. Nach dem IV. Weltkongreß Mitglied des Organisationsbüros und der Budgetkommission. Von 1923 bis 1935 Mitglied des EKKI und des Sekretariats. Seit 1935 Abteilungsleiter im ZK der KPdSU(B), 1935 Teilnahme am VII. Weltkongreß der Komintern. Auf dem Oktoberplenum des ZK der KPdSU(B) 1937 von seinen Funktionen entbunden und vom NKWD verhaftet. Am 30. Oktober 1938 hingerichtet.

6 RGASPI, a.a.O., Bl. 17.

7 Philipp Dengel (15. Dezember 1888–28. März 1948): 1925 bis 1941 Mitglied des ZK der KPD, 1924 bis 1930 Reichstagsabgeordneter. Teilnehmer am 10.–12. Parteitag der KPD, 1928 Mitglied des EKKI. Teilnehmer am VI. Weltkongreß der Komintern, seit August 1925 zusammen mit Ernst Thälmann an der Spitze der KPD, 1929 Mitglied des Polsekretariats des EKKI, 1928/1929 Chefredakteur der „Roten Fahne".

8 Heinz Neumann (6. Juli 1902 Berlin–27. April 1937): 1924 bis 1928 Vertreter des ZK der KPD beim EKKI, 1924 Mitglied der Redaktion der „Kommunistischen Internationale", zeitweise Instrukteur der KI. Juni 1929 Kandidat des PB des ZK der KPD, Chefredakteur der „Roten Fahne", 1930 bis 1932

die gegen Bucharin intrigierten, aber nicht den „Ultralinken" zuzurechnen waren. Lominadse protestierte gegen die Kritik an Bucharin und wies, wie er im Bericht mitteilte, „die These von den zwei Linien zurück und hatte damit die Mehrheit auf meiner Seite. Ich habe alle Differenzen, die es zwischen uns in Moskau gab, vergessen und Bucharin verteidigt." Die Stimmung gegen Bucharin, faßte er zusammen, „wird sich bald legen, es ist nichts als Geschwätz [...]. Ernst Thälmann, Philipp Dengel und Braun [d. i. Arthur Ewert[10]], die sich über die Gefahr, die von solchen Stimmungen ausgeht, im klaren sind, sind auf unserer Seite."

Grasse, Jäger und Hans Pfeiffer[11] von der Berliner Bezirksleitung protestierten gegen die ihrer Meinung nach falsche Entscheidung des EKKI bezüglich Heinrich Brandlers und August Thalheimers. Wir haben, beschrieb Lominadse seine Aktivitäten, in persönlichen Gesprächen versucht, sie umzustimmen und wenigstens davon zu überzeugen, ihren Brief zurückzuziehen. Erst nachdem Wilhelm Pieck und ich sie scharf angriffen, waren sie dazu bereit. Außerdem sei Paul Bertz[12] aus Chemnitz mit einer Kritik der Entscheidungen des EKKI aufgetreten. Dengel habe gut darauf geantwortet. Als Angriffspunkte der „Ultralinken" markierte Lominadse Stabilisierung, Rationalisierung, das Jahr 1923 und die Frage Brandler/Thalheimer.

Lominadse schloß seinen Brief mit der Frage, ob die Erklärungen, Aufrufe und Plattformen der „Ultralinken" in Moskau vorhanden seien oder er sie nachschicken solle. Die mit Ernst Meyer[13] erzielte Übereinkunft, der sich in der Frage Brandler/Thalheimer auf die Position des ZK der KPD[14] stellte, das die politischen Fehler der beiden verurteilte und eine Rückkehr nach Deutschland ablehnte, sei mit Ausnahme der „Ultralinken" von allen begrüßt worden. Thälmann liege mit einer Grippe im Bett. Die Grippeepidemie sei Thema der Berichterstattung in den Tageszeitungen. Dengel kränkele ebenfalls. „Das ZK arbeitet lasch", stellte Lominadse fest.

[Forts. von Anm. 8]
M. d. R. 1931 Mitglied des Präsidiums des EKKI. 1932 aus dem Sekretariat und dem Politbüro des ZK der KPD entfernt, als Instrukteur des EKKI nach Spanien geschickt. 1935 aus der Schweiz ausgewiesen, seit Oktober 1935 in der UdSSR, u. a. als Übersetzer in der Verlagsgenossenschaft ausländischer Arbeiter in der UdSSR. Am 27. April 1937 vom NKWD verhaftet, verurteilt und hingerichtet.

9 Karl Volk (1. April 1896–März 1961): 1926 Leiter des KPD Pressedienstes, im Februar 1928 als „Versöhnler" entfernt und an die „Hamburger Volkszeitung" versetzt.

10 Arthur Ewert (13. November 1890–3. Juli 1959): Von August 1925 bis Juni 1929 Mitglied des ZK der KPD und des Politbüros sowie bis Oktober 1928 des Sekretariats des ZK der KPD, Teilnehmer am VI. Kongreß der Komintern, „Versöhnler", 1928 bis 1935 Kandidat des EKKI, Ende 1928 bis Frühsommer 1929 Vertreter der KPD beim EKKI, danach Mitarbeit in der Reichstagsfraktion, von 1930 bis 1934 Beauftragter des EKKI in China und in den USA. Ab 1934 Arbeit in der Führung der KP Brasiliens. 1935 verhaftet, 1945 amnestiert, 1947 Rückkehr nach Deutschland.

11 Hans Pfeiffer (24. April 1895–3. April 1968): Von 1919 bis 1928 Sekretär der BL Berlin-Brandenburg, 1929 Mitglied des ZK der KPD, 1924 bis 1930 M. d. R., 1929 bis 1932 Kominternmitarbeiter.

12 Paul Bertz (8. August 1886–19. April 1950): Von 1922 bis 1925 Abgeordneter des Sächsischen Landtages, von Dezember 1924 bis 1930 M. d. R., 1925 bis 1927 und 1929 bis 1935 Kandidat und seit 1935 Mitglied des ZK, seit Herbst 1925 arbeitete er in der Gewerkschaftsabteilung des ZK. Auf dem 1. Reichskongreß der RGO in Berlin (30. November–1. Dezember 1929) wurde er in das Reichskomitee gewählt.

13 Erklärung des Genossen Meyer vom 24. Dezember 1926 in: *Die Rote Fahne,* Jg. 10, Nr. 16, 20. 1. 1927.

14 Beschluß des Zentralkomitees in der Frage der Genossen Brandler und Thalheimer, ebd., 2. Beilage.

Man habe ihm vorgeschlagen, auf der Berliner Parteiarbeiterkonferenz, die am 13. und 14. Januar[15] stattfinden sollte (es wurden ca. 1000 Teilnehmer erwartet), ein Referat über das EKKI-Plenum zu halten. Doch er habe abgelehnt. „Ich beherrsche die deutsche Sprache nicht, es ist noch zu früh, mich auf solchen Massenveranstaltungen zu zeigen. Ausgesprochen dringend ist mein Auftreten nicht, da die Mehrheit sicher ist." Der Brief endet mit der nachdrücklichen Bitte, ihm das gesamte Material zu schicken, das ihm versprochen worden war.

Der in Moskau am 24. Januar 1927 eingetroffene Brief[16] begann mit der Feststellung, daß er sich im Laufe der vergangenen Woche gut über die innerparteiliche Lage in der KPD informiert habe. Die „Ultralinken" seien noch sehr stark. Lominadse bezeichnete die Meinung der Genossen in Moskau (eine Meinung, die er bis zu seiner Ankunft in Deutschland geteilt hatte), daß die Aufgabe der Überwindung der „Ultralinken" bereits gelöst sei, als völlig falsch. „Das uns in Moskau vermittelte Bild ist ein schöngefärbtes Bild."

Das Referat von Hugo Eberlein[17] auf der Berliner Parteiarbeiterkonferenz (750 Teilnehmer) über die EKKI-Tagung war nach Einschätzung Lominadses „fad, langweilig und über ganze Strecken völlig falsch". Danach traten hintereinander Bartels von der Fraktion Ruth Fischer, Max Riese[18] von der „Weddinger Opposition" und noch ein „Vertreter der Weddinger Opposition", dessen Namen Lominadse nicht nannte, auf. Bartels habe eine halbe Stunde lang gesprochen und alle Angriffe des „Vorwärts" gegen die KPD wiederholt. Obwohl man ihn immer wieder unterbrach, habe er trotzdem verlängerte Redezeit bekommen. Danach kündigte Wilhelm Pieck ihn als Vertreter des EKKI an. Er habe es abgelehnt, zu so vorgerückter Stunde zu sprechen, denn als die Reihe an ihm war, ging es bereits auf Mitternacht zu, und er wollte seine Redezeit voll ausschöpfen.

Die Abstimmung nach Eberleins Rede fiel genauso aus wie das Referat. 21 Prozent der Anwesenden stimmten gegen die Bezirksleitung, d.h. für die „Linken". Vor drei Monaten hatten noch 30 Prozent für die „Linken" gestimmt. Trotz der neun Prozent Gewinn, sah Lominadse keinen Grund zur Freude, denn auf beachtliche Erfolge konnte er nicht verweisen. Seine Schlußfolgerung lautete: „Man muß Druck machen und zum Angriff übergehen." Das ZK hatte sich bis vor kurzem sehr liberal gegenüber den Oppositionellen verhalten. Das änderte sich, nachdem Ernst Schwarz[19] und andere aus

15 Zur Konsolidierung der Partei, ebd. In dieser Ausgabe ist auch die Resolution der 7. Erweiterten Exekutive „Zur innerparteilichen Lage der KPD" veröffentlicht.

16 RGASPI, a.a.O., Bl. 18–20.

17 Hugo Eberlein (4. Mai 1887–16. Oktober 1941): Von 1919 bis 1928 Mitglied der Zentrale bzw. des ZK und des PB der KPD. 1921 bis 1933 Abgeordneter des Preußischen Landtags, 1922 bis 1924 Mitarbeiter der Organisationsabteilung des EKKI. 1924/25 für die Leitung der Druckereien und Verlage zuständig, danach bis 1928 für die Finanzangelegenheiten der KPD, 1928 Mitglied der IKK, 1928/1929 „Versöhnler", Teilnehmer am VI. Kongreß der Komintern.

18 Max Riese: Polleiter, Führer der „Weddinger Opposition", Delegierter auf dem Essener Parteitag.

19 Ernst Schwarz(-Thiede) (18. Januar 1886–1958): 1918 SPD, 1920 KPD, Bezirkssekretär Hessen-Kassel, ab Oktober 1922 in Berlin, Mitglied der BL Berlin-Brandenburg, April 1924 bis Mai 1925 Polleiter Thüringen, ab Mai 1924 M.d.R., Anschluß an „ultralinke" Opposition um Arthur Rosenberg. Am 30. April 1926 als Anhänger von Korsch aus der KPD ausgeschlossen. Im Herbst 1926 Trennung von Korsch, Annäherung an die KAPD, danach im Schuldienst.

der KPD ausgeschlossene Mitglieder der „Weddinger Opposition" eigene Versammlungen organisierten, die ein lebhaftes Echo unter Arbeitern fanden.

Die „Konzentration" mit der Meyer-Gruppe, das zeigte die Konferenz der Sekretäre und Redakteure, gehe gut voran, vor allem nachdem sich Paul Böttcher[20] von Meyer getrennt habe.[21] Böttcher sei mit der Forderung aufgetreten, Brandler und Thalheimer unverzüglich nach Deutschland ausreisen zu lassen, und bestand auf der Auswertung der Ereignisse von 1923. „Ich und alle anderen sind über Böttcher hergefallen. Meyer mußte in unser Lied einstimmen. Leider greifen nicht nur die Ultralinken die Brandler/Thalheimer-Angelegenheit auf. Auch Chemnitzer und Berliner Gennossen tun dies." Lominadse teilte mit, die erstbeste Gelegenheit zu nutzen und nach Chemnitz zu fahren. „Irgendwas werde ich dort schon erreichen, und wenn ich die Leitung der Gruppe schwäche."

In der KPD klängen die Bucharin und das Jahr 1923 betreffenden Gespräche ab. Nur noch die „Ultralinken", lautete Lominadses Beobachtung, kritisieren Bucharin. „Was Karl Volk betrifft, so spiegelt der redaktionelle Artikel in der letzten Ausgabe der ‚Internationale' seine Haltung wider. Der Artikel ist von irgendeinem Russen geschrieben, und die darin enthaltene Kritik an Georgi Smoljanski[22] und Solomon Losowski[23] richte sich eigentlich gegen Nikolai Bucharin. Ich habe bereits gegen den kleinlichen Artikel protestiert. Volk versprach mir, in der nächsten Nummer eine redaktionelle Bemerkung zu veröffentlichen, aus der deutlich werden wird, daß diese die Kritik an Losowski nicht teile. Außerdem habe ich Alexander Slepkow[24] gebeten, eine Antwort zu verfassen. Das wird reichen. Wenn Volk nicht Wort hält, werde ich im Politbüro die Veröffentlichung durchsetzen."

Die Arbeitsorganisation im ZK lasse zu wünschen übrig, stellte Lominadse zum wiederholten Male fest. „Ich bin kein besonders akkurater Mensch, aber ich bin ob der Unorganisiertheit dort erschüttert."[25] Hinzu komme, daß Thälmann immer noch krank sei. Es habe keine Abstimmung darüber stattgefunden, wie sich die Landtagsfraktion

20 Paul Böttcher (2. Mai 1891–17. Februar 1975): Ab 1926 Chefredakteur der „Sächsischen Arbeiterzeitung", Leipzig. Auf dem 11. Parteitag 1927 nicht ins ZK gewählt, aber bis 1928 Fraktionsvorsitzender im Landtag und Mitglied der BL Westsachsen. Auf der Reichsparteiarbeiterkonferenz am 4. November 1928 protestierte er gegen den Abbau der innerparteilichen Demokratie. Ende 1928 als Redakteur der SAZ abgesetzt, am 4. Januar 1929 Parteiausschluß als „Rechter". Ab dann aktiv in der KPD(O), Polsekretär Westsachsen, Mitglied der RL, Redakteur der „Arbeiterpolitik".

21 RGASPI, a.a.O., Bl. 19.

22 Georgij Borissowitsch Smoljanski (1890–1937): Funktionär der KPdSU(B), seit 1925 Mitarbeiter des EKKI, vom NKWD verhaftet und zum Tode verurteilt.

23 Solomon Abramowitsch Losowski [eigentlich Solomon Abramowitsch Drisdo] (16. März 1878 bis 12. August 1952): Seit 1927 Kandidat, seit 1939 Mitglied des ZK der KPdSU(B), 1921 bis 1937 Generalsekretär der Roten Gewerkschaftsinternationale (Profintern).

24 Alexander Nikolajewitsch Slepkow (1891–1937): Chefredakteur der „Komsomolskaja Prawda", seit 1928 Mitglied des Redaktionskollegiums der „Prawda" und des „Bolschewik"; 1928/1929 Leiter der Abteilung Agitation und Propaganda des Gebietskomitees Mittlere Wolga der KPdSU(B); war im Sekretariat des Exekutivkomitees der Kommunistischen Internationale tätig; gehörte zur Schule Bucharins; von 1930 bis 1932 im Wechsel Parteiausschluß und Wiederaufnahme, am 16. April 1933 wegen Zugehörigkeit zur „parteifeindlichen konterrevolutionären Gruppe der Rechten um Slepkow und andere" zu acht Jahren Haft verurteilt. Am 26. Mai 1937 erschossen.

25 RGASPI, a.a.O., Bl. 20.

in Thüringen zur SPD und zur Gruppe um Franz Pfemfert verhalten sollte. Auch was die Reichstagsfraktion nach Eröffnung des Reichstags als vordringlichste Aufgabe in Angriff nehmen sollte, sei offen.

Im Brief vom 24. Januar 1927, der am 2. Februar 1927 in Moskau vorlag, teilte Lominadse mit, daß er seit einer Woche mit Referaten über die Ergebnisse des 7. EKKI-Plenums im Weddinger Bezirk auf der Parteiarbeiterkonferenz, sowie auf Versammlungen in Dortmund und in Essen aufgetreten sei. Außerdem sei er im ZK während der Beratung wichtiger Fragen zugegen gewesen.[26] Auf häufige Reden in Berlin werde er verzichten müssen, denn die Polizei habe Informanten, die sogar in der Berliner Bezirksleitung und dem „engeren" Büro sitzen.

Die Verhaftung von Gerhart[27] [d.i. Gerhart Eisler] sei ein schwerer Schlag gegen die Partei unter den Bedingungen der Auseinandersetzung mit den „Ultralinken". Lominadse machte darauf aufmerksam, daß in der zweiten Ausgabe des „Mitteilungsblattes" von Ruth Fischer und Maslow sein Klarname veröffentlicht worden sei. „Nutznießer dieser Spionagearbeit ist ausschließlich die Polizei. Wir lassen keine Möglichkeit ungenutzt, auf diese sowie die Veröffentlichungen über Tomski hinzuweisen, um die Anhänger von Maslow und Fischer, Paul Schlecht[28] und Bartels, zu entlarven."

Abschließend skizzierte Lominadse die Ergebnisse der Parteikonferenzen in vier Parteibezirken sowie in den Berliner Unterbezirken, an denen er teilgenommen hatte. Bei den Wahlen der Parteitagskandidaten konnten die „Ultralinken" bisher kein einziges Parteitagsmandat erlangen. Bis auf den Wedding schätzte Lominadse die Situation in den Unterbezirken als zufriedenstellend ein.

August Enderle,[29] Jacob Walcher,[30] Frieda Lehman,[31] Hans Brechenmacher,[32] Keller

26 Ebd., Bl. 21.

27 Gerhart Eisler (20. Februar 1897–21. März 1968): Seit 1926 in der Abteilung Information des ZK tätig, 1926 bis 1929 Mitglied der Berliner BL, auf dem 11. Parteitag der KPD ins ZK gewählt, 1927 „Versöhnler", 1929 als Beauftragter der KI in China.

28 Paul Schlecht (26. September 1882–1947): Mitglied der BL Berlin, 1924 bis 1927 Mitglied von Zentrale/ZK und Politbüro der KPD, 1924 bis 1928 M.d.R. Auf dem V. Weltkongreß der Komintern wurde er Mitglied des EKKI und Kandidat des EKKI-Präsidiums. Als Delegierter der „Urbahns-Gruppe" auf dem Essener Parteitag. Am 1. April 1927, nach dem Essener Parteitag, als Vertreter der „Urbahns-Gruppe" Ausschluß aus der KPD, 1928 Mitbegründer des Leninbundes, dann Austritt mit Ruth Fischer und Arkadi Maslow.

29 August Enderle (5. August 1887–2. Januar 1959): Ab 1924 Gewerkschaftsredakteur der „Roten Fahne". 1928 auf dem 4. RGI-Kongreß in Moskau. Opposition gegen die neue ultralinke Gewerkschaftspolitik. Ständige Mitarbeit in der „Internationale" und „Inprekorr" für Gewerkschaftsfragen. Funktionär im DMV. 1928 als „Rechter" aus der KPD ausgeschlossen, gehörte er zu den Mitbegründern der KPD(O), Mitglied der RL. Bei der Spaltung der KPD(O) 1932 ging er mit der „Minderheit" zur SAPD, Redakteur von deren Zentralorgan „Sozialistische Arbeiterzeitung".

30 Jacob Walcher (7. Mai 1887–27. März 1970): Als „Rechter" 1924 nicht wieder in das ZK gewählt, geht nach Moskau, da von der Polizei gesucht. 1926 kehrt er zurück, arbeitet wieder in der Gewerkschaftsabteilung. 1928 wird er als „Rechter" ausgeschlossen. Mitbegründer der KPD(O), Mitglied der RL. 1931/1932 Hauptsprecher der „Minderheit", geht mit ihr zur SAP.

31 Frieda Lehmann (1888–1934?): Ende 1925 Mitglied der „linken" Opposition in der KPD, 1925 kurzzeitig in der Gewerkschaftsabteilung des ZK der KPD, im April 1928 aus der KPD ausgeschlossen. Von 1930 bis 1933 im Leninbund.

32 Hans Brechenmacher (1892–?): Exportkaufmann, KPD Mitglied, Mitarbeiter der Abteilung Angestellte, 1928 KPD(O). 1937 Emigration, 1945 Rückkehr nach Bayern. Später Übersiedlung in die Schweiz.

und Hering würden für Brandler und Thalheimer Partei ergreifen. Lominadse signalisierte, daß hier „eine neue rechte Gruppierung entsteht". Die Berliner Parteileitung hatte einer Rückkehr von Brandler und Thalheimer unter der Bedingung zugestimmt, daß sie ihre politischen Fehler zugeben. Lominadse fragte in Moskau an, wie er sich hierzu verhalten solle, denn er müsse morgen im Politbüro dazu Stellung nehmen. Da ihm die Moskauer Haltung nicht bekannt war, mußte er auf eigenes Risiko auftreten. Bevor Lominadse am Sonnabend danach ins Ruhrgebiet fuhr, verständigte er sich mit Ewert und Dengel, am Montag eine Politbürositzung einzuberufen, um die anstehenden politischen Fragen – insbesondere den Hindenburg-Brief – zu diskutieren. Das Ergebnis der Beratung war der höchst unglücklich formulierte und in der „Roten Fahne" veröffentlichte Aufruf.[33] Denn keiner der anwesenden Genossen, monierte Lominadse, nahm die Arbeit ernst. Außerdem sei in diesem Zusammenhang Meyers Opportunismus erneut zum Vorschein gekommen. Lominadse legte Meyers Veröffentlichungen über die Regierungskrise als Beweise bei.

Lominadse erinnerte an seine im Brief vom 24. Januar 1927 unterbreiteten Vorschläge und Fragen bezüglich des von Willi Münzenberg organisierten Kolonialkongresses[34] in Berlin, auf die er immer noch keine Antwort erhalten habe. Ohne Unterstützung aus Moskau drohe der von der Ostabteilung[35] des EKKI schlampig vorbereitete Kongreß zu scheitern.

Der am Dienstag, dem 1. Februar 1927, abgeschickte Bericht traf am 5. Februar in Moskau ein.[36] Aus ihm geht hervor, daß die Vorbereitung auf den Parteitag in Berlin außerordentlich gut begonnen hatte. Die Arbeiter wandten sich von den „Ultralinken" ab und stellten sich auf die Seite des ZK. Im schlechtesten Falle, prophezeite Lominadse, werden die Oppositionellen mit 15 Prozent auf dem Parteitag vertreten sein. Das Wahlergebnis in Thüringen sei ebenso symptomatisch „wie die vorgestern im Lustgarten durchgeführte Demonstration[37], an der 40000 bis 50000 Berliner teilgenommen hatten". „Die Thüringer Landtagswahlen", heißt es in der „Roten Fahne", „sind in ihrem Ergebnis hinter dem Erfolg der Partei bei den Landtags- und Gemeindewahlen in Sachsen, wo es unserer Partei gelang, große Massen früherer sozialdemokratischer Wähler zu gewinnen, wesentlich zurückgeblieben."[38] Die KPD war unter der Losung „Für ein rotes Thüringen" angetreten, während die in die Opposition gedrängte Sozialdemokratie für die „Wiederherstellung der sozialistischen Mehrheit in Thüringen" kämpfte und ihren Einfluß unter der Bevölkerung stärken konnte. Für Lominadse war die Hauptsache, daß „die Massen jetzt in Bewegung gekommen sind".

33 Gegen den Bürgerblock!, in: *Die Rote Fahne*, Jg. 10, Nr. 19, 23. 1. 1927.

34 Der Kongreß der Kolonialvölker, ebd., Nr. 36, 12. 2. 1927. Der Kongreß fand vom 10. bis 14. Februar 1927 in Brüssel statt.

35 Die Ostabteilung wurde nach dem V. Weltkongreß der Komintern von F. Petrow und G. Wojtinski geleitet. Am 24. März 1926 wurde die Abteilung aufgelöst und an ihrer Stelle zwei Ländersekretariate für den Nahen und Fernen Osten geschaffen.

36 RGASPI, a. a. O., Bl. 25.

37 Die KPD hatte zu einer Massendemonstration gegen den Bürgerblock und Kriegsgefahr am Sonntag, dem 30. Januar 1927, im Lustgarten aufgerufen.

38 Verlauf der Thüringer Landtagswahl, in: *Die Rote Fahne*, Jg. 10, Nr. 26, 1. 2. 1927, Beilage.

In dieser Situation hatte Heinz Neumann damit begonnen, Thesen zu schreiben. „Er schreibt und schreibt und wird nicht damit fertig." Die Thesen sollten die Antwort der KPD auf die in der „Roten Fahne" veröffentlichten, vom 7. EKKI-Plenum angenommenen Thesen „Über die internationale Lage und die Aufgaben der Kommunistischen Internationale"[39] sein. Lominadse hatte in der theoretischen Zeitschrift der KPD, „Die Internationale", einen Artikel über das EKKI-Plenum veröffentlicht, in dem er den „historischen Wendepunkt" benennt und die „Strategie des revolutionären Kampfes" aufzeigt.[40] „Es läßt sich nicht genau voraussagen, wie die weitere Entwicklung 1927/28 sein wird, aber es ist klar, daß sich im welthistorischen Maßstab das Tempo nicht verlangsamt, sondern beschleunigt", lautet Lominadses Hauptargument gegen die „Rechten".[41]

„Ernst Thälmann tauchte gestern zum ersten Mal endlich im ZK auf, ich war dabei, als die engere Beratung mit Dengel und Ewert stattfand. Vorerst gibt es keine tiefergehenden Differenzen zwischen Thälmann, Dengel und Ewert über die innerparteiliche Politik und die Haltung gegenüber den Rechten (Gruppe um Böttcher). Auch mit Meyer gibt es keine Probleme, mit Neumann dagegen gab's schon zweimal ernsthaften Krach über politische Fragen, heute findet die Politbürositzung statt. Ich werde entsprechend Ihren Weisungen einen Beschluß über die Verstärkung des Kampfes gegen Schwarz und Co. durchsetzen." Wie die vorhergehenden Briefe endete auch dieser mit Hinweisen auf Fragestellungen, zu denen Lominadse in Unkenntnis der Festlegungen des EKKI nicht aussagefähig war. Diesmal betrafen seine Fragen die Haltung des EKKI zu Münzenbergs zahlreichen Organisationen sowie die neuesten Beschlüsse über die Internationale Arbeiterhilfe. Da Lominadse nicht über die erforderlichen Informationen verfügte, konnte er sich zu diesen in der deutschen Debatte aufgeworfenen Fragen nicht äußern.

Am Freitag, dem 11. Februar 1927, traf in Moskau der nächste Bericht von Lominadse ein.[42] „Sehr interessant und richtig", notierte Stalin oben rechts und ließ zwanzig Kopien des Briefes, der eine Einschätzung der innerparteilichen Lage in der KPD enthielt, anfertigen und an die Politbüromitglieder Andrejew, Bucharin, Kaganowitsch, Kalinin, Kirow, Mikojan, Molotow, Ordshonikidse, Petrowskij, Rudsutak, Rykow, Tomski, Tschubar, Uglanow und Woroschilow verteilen.[43]

Lominadse teilte mit, daß sich die Situation in der KPD vor allem in Berlin verbessert habe. Bis auf Wedding und Weißensee stehe die Mehrheit der Delegierten auf Seiten des ZK. In Charlottenburg, einer Hochburg der „Linken", haben diese nur noch ein Drittel der Stimmen auf sich vereinigen können. Ähnlich sei es in Tempelhof und Neukölln. Für Montag, den 14. Februar 1927 sei im Wedding eine Konferenz geplant,

39 Ebd., Nr. 23, 26. 1. 1927, 3. Beilage.

40 M. Osten [Besso Lominadse], Die Probleme der VII. Erweiterten Exekutive. Zur Verteidigung der Kommunistischen Internationale, in: *Die Internationale*, Jg. 10 (1927), Nr. 2/3, S. 45–56; H. Weber, Peters und Max Riese traten mit einer Entgegnung hervor, ebd., S. 83–86, und ebd., Nr. 4, S. 119–121. Willi Kötter, Artur Vogt und Jädicke publizierten ihre Einwände ebd., S. 114–119.

41 M. Osten [Besso Lominadse], Die Probleme der VII. Erweiterten Exekutive (Anm. 40), S. 47.

42 RGASPI, a. a. O., Bl. 26–29.

43 Ebd., Bl. 26.

auf der Thälmann sprechen solle. Er wolle sich ebenfalls an der Diskussion beteiligen und brachte seine Hoffnung zum Ausdruck, daß auch dieser Unterbezirk erobert werden könne. „In Weißensee wird es uns wohl nicht gelingen", notiert Lominadse, „die Mehrheit zu erlangen. Aber Weißensee ist nur ein kleiner Parteibezirk, da fällt die Niederlage nicht besonders ins Gewicht."

Leipzig befinde sich völlig in der Hand der „Ultralinken". Es wäre gut, einen richtigen Sekretär dort zu haben und die Arbeit konzentriert und in Abstimmung mit Berlin zu führen. Nur dann könne man eine Änderung der Situation herbeiführen. Doch das ZK, kritisierte Lominadse, habe viel zu spät reagiert und erst jetzt einige Genossen entsandt, damit sie vor Ort Wahlkampf führen. Georg Schumann,[44] der vom ZK als zukünftiger Sekretär vorgesehen sei, fahre nach Leipzig. In der Pfalz hätten die „Ultralinken" zwei ihrer Gefolgsleute als Delegierte zum Parteitag gewählt. Mit diesem Bezirk werde sich die Berliner Führung nach dem Parteitag beschäftigen. Am Sonntag haben im Ruhrgebiet die Wahlen zum Parteitag stattgefunden. 107 stimmten für das ZK, fünf für die Ruth-Fischer-Fraktion und sechs für die entschiedene Linke „ein Mittelding zwischen Schwarz und Korsch". Diese zwei ultralinken Gruppierungen haben sich nicht auf einen Kandidaten einigen können.

Auch was die „Rechten" in der Partei betreffe, habe sich die Situation in der KPD zum Besseren gewendet. Die Richtung um Böttcher ziehe sich zurück, nachdem sie eine Niederlage erlitten habe. „Nach meinem Aufenthalt in Dortmund hat sich auch hier die Lage entspannt", schrieb Lominadse. In diesem Zusammenhang fragte er nach, wie er sich bezüglich der Spaltung der Meyer-Gruppe verhalten solle. Er werde auch weiterhin gegen Böttcher polemisieren, selbst wenn dieser es vorziehe, zu schweigen. Auch hierfür bat Lominadse um Zustimmung.

Ferner hatte Lominadse Thälmann bei der Absetzung von Böttcher als Sekretär in Sachsen unterstützt und in diesem Zusammenhang Ewert, der gegen diesen Schachzug war, kritisiert. Dabei legte er Wert darauf, irgendeinen Vorwand für die Absetzung zu finden, um diese „Orgrepression" als demokratischen Akt ausgeben zu können. Außerdem hatte Lominadse an der Stadtparteikonferenz in Chemnitz teilgenommen und in der Diskussion gesprochen. „Von 220 Delegierten haben 54 für unseren Vorschlag gestimmt." Die Oppositionellen hatten sich gut vorbereitet und die Frage der Rückkehr von Brandler und Thalheimer in den Mittelpunkt der Debatte gerückt. Die Diskussion zum Referat von Neumann über die Ergebnisse des EKKI-Plenums drehte sich ausschließlich um diese Frage. Vor allem Bertz sei mit einer eigenen Plattform aufgetreten. Im Unterschied zur Stadtparteikonferenz werde der Bezirksparteitag besser ausgehen, prognostizierte Lominadse. Seit anderthalb Jahren, seit dem Offenen Brief des EKKI, sei Chemnitz in Opposition zum ZK der KPD. Deshalb dürfe man nicht so hysterisch wie Neumann reagieren und der Parteiorganisation und ihren Aktivisten Vorwände liefern, sich als Strömung zu formieren. „Das Beispiel Chemnitz zeigt, wie gering die Autorität des ZK in der KPD eigentlich ist." Lominadse äußerte sein Befremden darüber, daß die Vorbereitung auf den Parteitag unter dem Zeichen einer internationalen

44 Georg Schumann (28. November 1886–11. Januar 1945): 1927 bis 1929 Mitglied des ZK der KPD, 1927 Polsekretär des Bezirks Westsachsen der KPD, 1928 M.d.R., Sozialpolitiker.

Kampagne erfolge und deutsche Themen so gut wie keine Rolle spielten. „Neumanns nach zwei Wochen endlich vorlegte Thesen taugen nichts und sind deswegen verworfen worden."[45] Jetzt arbeite eine Kommission am Entwurf. Lominadse brachte sein Mißtrauen gegenüber dieser Kommission zum Ausdruck, auf die kein Verlaß sei.

In dieser Situation mußte Lominadse kurzfristig nach Brüssel reisen, um an der Vorbereitung des Kolonialkongresses teilzunehmen, der für die Zeit vom 10. bis 14. Februar geplant war. Daher finden sich in seinen Briefen keine Beschreibungen des Bezirksparteitages Berlin-Brandenburg-Lausitz, auf dem die neue Bezirksleitung gewählt wurde, und der den Parteitag flankierenden Großveranstaltungen auf dem Bülowplatz und in den Sophiensälen.

Der nächste Brief aus Berlin war auf den 17. März datiert und traf am 19. März 1927 in Moskau ein.[46] Am 20. März erhielten Bucharin, Kujbyschew, Molotow, Ordshonikidse, Rykow und Woroschilow eine Kopie. „Ich hatte nicht vor, einen ausführlichen Bericht über den Essener Parteitag der KPD zu schreiben, weil sie (mit dieser Post) eine schriftliche[47] und (in einigen Tagen auch eine) mündliche Information von Kuusinen erhalten." Lominadse und Otto W. Kuusinen waren sich über die allgemeine Einschätzung einig. „Aber Sie können sich ein objektiveres Bild machen, wenn Ihnen zwei nicht abgestimmte Berichte vorliegen."

„Am Tag der Eröffnung des Parteitages war ich in Berlin", schrieb Lominadse. „Thälmann und Neumann arbeiteten noch am Referat. Ich habe das Exposé gesehen und hätte, wenn es zu einem Gespräch mit Thälmann gekommen wäre, auf einer anderen Gliederung bestanden." In Essen traf Lominadse mit einem Tag Verspätung ein. Die Delegierten, mit denen er sich unterhielt, berichteten ihm, daß die Eröffnung langweilig und lau gewesen sei. Ein Aufschwung wäre nicht spürbar, die Arbeiterschaft Essens zeigte kein Interesse am Parteitag, die endlosen Grußansprachen waren eintönig und ermüdend. „Einer der wenigen, der den richtigen Ton getroffen hat, war Dengel. Als ich aus Moskau abfuhr, stand ich unter dem Eindruck von Zetkin, die Dengel als eine politische Null bezeichnete. Man muß sich nur das von Dengel geschriebene Referat ansehen, um zu erkennen, daß Zetkin sich irrt. Dengel holt nicht die Sterne vom Himmel, gehört aber zu den Besten im ZK.

Den Eindruck, den Thälmanns Referat hinterlassen hat, kann man nicht in einem Satz skizzieren. Sie wissen, wie Teddy spricht! Er las das Referat über drei Stunden lang monoton vom Blatt ab. Dabei unterliefen ihm eine Unmenge von Fehlern. Thälmanns Referat war dem Inhalt nach gut, nur die Form taugte nicht. Viele Delegierte sahen nicht in Thälmann, sondern in Ewert und Co. die eigentlichen Parteiführer. Ewerts Referat war nach dem von Kuusinen das beste. Die Linken kamen zu Wort, wurden aber ständig unterbrochen und ausgelacht. Die Diskussion zum Referat von Thälmann war ausgesprochen interessant. Das Schlußwort von Thälmann eher langweilig. Geschkes

45 RGASPI, a.a.O., Bl. 29.

46 Ebd., Bl. 30–44.

47 Stiftung Archiv Parteien und Massenorganisationen der DDR im Bundesarchiv [künftig zitiert: SAPMO], RY 1/I 6/3/158. Kuusinen trug seinen Bericht über den 11. Parteitag der KPD am 6. April 1927 vor dem EKKI-Präsidium vor (ebd., RY 1/I 6/10/19, Bl. 4–10).

Referat über die Jugendarbeit war ein Reinfall, aber das war zu erwarten. Für die Diskussion der Gewerkschaftsfrage blieb leider kaum Zeit. Das Auftreten der soz[ial]demokratischen Arbeiter auf dem Parteitag und die nach dem Parteitag organisierte Demonstration (12 500 Teilnehmer) haben einen großartigen Eindruck hinterlassen."

Nach dieser allgemeinen Einschätzung wandte sich Lominadse Einzelfragen zu.[48] Er begann mit der Feststellung, daß es den „Linken" auf dem Parteitag weder gelungen sei, den Parteitag zu spalten noch eine Abspaltung einzuleiten. Der Ausschluß der Reichstags- bzw. Landtagsabgeordneten Schlecht, Anton Grylewicz[49] und Bartels sei nur noch eine Frage der Zeit, denn alle seien der Forderung des Parteitages, ihr Mandat niederzulegen, nicht nachgekommen. Es sei möglich, die Diskussion mit den „Ultralinken" zu beenden, was aber nicht heiße, daß ihr Einfluß in der Partei völlig untergraben sei. Jetzt müsse man zu umfangreichen organisatorischen Maßnahmen greifen. Diese müssen durch Vortragsreisen von vom ZK benannten Genossen in die Bezirke und Unterbezirke begleitet werden.

„Was die Chemnitzer Richtung bzw. Strömung betrifft, so kam es während des Parteitages zu einem Zwischenfall. Als die Abstimmung über den Beschluß zum Rechenschaftsbericht nach dem Schlußwort von Thälmann erfolgte, enthielten sich neun Genossen aus Chemnitz und drei aus dem Ruhrgebiet der Stimme. Wenn das schon im Zusammenhang mit der Frage nach der Rückkehr von Brandler und Thalheimer passierte, was sollte dann erst während der Abstimmung über die innerparteiliche Entwicklung erfolgen?" Um weitere Zwischenfälle dieser Art auszuschließen, bestand Lominadse auf einer Unterbrechung des Parteitages und setzte sich damit gegen Wilhelm Pieck durch. In der Pause fand eine Beratung mit den Chemnitzer Delegierten statt, die unter Druck gesetzt wurden, indem man ihnen unterstellte, die „Ultralinken" in der Partei zu unterstützen. Die Chemnitzer Delegierten gingen auf die Vorschläge bezüglich der von Thalheimer und Brandler geforderten (abgeschwächten) Selbstkritik ein, gaben nach und stimmten für die Vorschläge des ZK. Damit sei der schwere Konflikt, der in eine neue Opposition hätte einmünden können, aus der Welt.

Die Abstimmung habe zwar stattgefunden, aber die theoretische Klärung stehe noch aus, faßte Lominadse zusammen. Er wies in diesem Zusammenhang auf den Artikel von Walcher in der „Internationale"[50] hin, zu dem er in der gleichen Nummer eine Entgegnung publiziert habe.[51] „Walcher hat einen Artikel über die linken SPD-Führer für die ‚Internationale' geschrieben, und ich eine schroffe Entgegnung."

„Die gegenwärtige politische und wirtschaftliche Situation enthält zahlreiche Elemente, die das Wachstum der KPD und die Stärkung der Linksbewegung begünstigen",

48 RGASPI, a.a.O., Bl. 34.

49 Anton Grylewicz (8. Januar 1885–1971): Als Delegierter der „Urbahns-Gruppe" auf dem Essener Parteitag. Am 1. April 1927 Ausschluß aus der KPD, 1928 Mitbegründer des Leninbundes, bis Februar 1930 dessen Reichsorganisationsleiter, Austritt aus dem Leninbund.

50 Jakob Walcher, Die KPD und der linke Flügel der deutschen Arbeiterbewegung, in: *Die Internationale*, Jg. 10 (1927), Nr. 7, S. 208–213. Der Artikel erschien mit folgendem redaktionellen Hinweis: „Der Aufsatz des Genossen Walcher entspricht nicht in allen Punkten den Auffassungen der Partei in der Frage des linken Flügels. Unsere Antwort ist in dem Aufsatz des Genossen Osten niedergelegt. Die Redaktion."

51 M. Osten [Besso Lominadse], Die KPD als Führer und Organisator des „linken Flügels", ebd., S. 213–220.

hatte Walcher einleitend festgestellt.[52] In der gegenwärtigen Situation wäre es ein Fehler, jeden Konflikt bis zum offenen Kampf durchzukämpfen. „Alle erdenklichen Einwände gegen die hier befürwortete Taktik müssen gegenüber der nüchternen Erwägung verstummen, daß alle unsere Bemühungen in den Gewerkschaften, einen zu Kampf und Sieg fähigen Flügel zustande zu bringen, absolut hoffnungslos sind, wenn wir vor der Herausbildung und der Unterstützung eines linken Flügels in der SPD Angst gaben."[53]

Lominadse sah hierin eine Polemik gegen Bucharin und den Versuch, die Debatte über 1923 wieder aufzunehmen. „Bucharin wird jetzt für seine 1923 bezogene Position von drei Seiten attackiert: von den Ultralinken, den linken Sozialdemokraten und den Rechten in der KPD." Für Lominadse war der „linke Flügel" nur als Gruppierung und Sammlungsbewegung um die KPD als Pol und einzigem Kristallisationspunkt denkbar.[54] Auf dem Parteitag sei die Debatte mit den „Rechten" immer wieder um das Verhältnis zu den linken Sozialdemokraten und die Losung der „Arbeiterkontrolle der Produktion" entflammt. Damit habe die KPD auf die Losung der SPD von der „Wirtschaftsdemokratie" reagiert. Im Anschluß an diese Ausführungen gab Lominadse im Brief vom 19. März 1927 in aller Ausführlichkeit die Debatte auf dem Parteitag über die Losung der Produktionskontrolle wider.

Die Diskussionen mit den „Rechten" wurden über die Zusammensetzung des ZK geführt. Die Delegierten aus Thüringen und Oberschlesien bestanden auf der Einbeziehung von Walcher und Böttcher. Lominadse und die vier ZK-Mitglieder Thälmann, Ewert, Dengel und Meyer führten eine vierstündige Beratung mit den „Rechten" über diese Frage durch. „Schließlich konnten wir sie überzeugen, ihre Kandidatenvorschläge zurückzuziehen. Obwohl in den darauf folgenden Abstimmungen sämtliche Änderungsvorschläge der Rechten abgelehnt wurden, stimmten diese allen Vorschlägen des ZK zu." Lominadse schätzte mit Blick auf die Aktivitäten der Wortführer der „Rechten" ein, daß sich in der KPD ein rechter opprtunistischer Flügel unter der Führung von Walcher und Brandler herausbildet hatte. „Die rechte Gefahr in der Partei ist nicht mehr zu übersehen. Dennoch kommt man vorerst nicht umhin, mit den Wortführern der Rechten zusammenzuarbeiten. Man muß allmählich und Schritt für Schritt die Spitzenfunktionäre der Rechten durch ZK-treue Leute ersetzen."

Inzwischen hatte Lominadse aus Moskau Material sowie Weisungen die Tätigkeit der Antiimperialistischen Liga betreffend erhalten. Er bat um weitere Informationen bezüglich des Westeuropäischen Büros der Komintern, da dieser Punkt demnächst im Politbüro der KPD diskutiert werden sollte.

Lominadses am 21. März geschriebener Brief traf am 24. März 1927 in Moskau ein. Am 1. April erhielten Bucharin, Kalinin, Kujbyschew, Molotow, Ordshonikidse, Rykow, und Woroschilow eine Kopie. Der Brief begann mit der nachdrücklichen Bitte um Antwort auf eine Reihe von Fragen.[55] Die Hauptfrage betraf die Haltung zur Koalitionspolitik. Lominadse war der Meinung, daß jeder Verzicht auf Kritik an dieser Politik

52 Jakob Walcher, Die KPD und der linke Flügel der deutschen Arbeiterbewegung (Anm. 50), S. 208.

53 Ebd., S. 213.

54 M. Osten [Besso Lominadse], Die KPD als Führer und Organisator des „linken Flügels" (Anm. 51), S. 214.

55 RGASPI, a. a. O., Bl. 45–51.

bedeute, „daß wir zu Trägern dieser Politik werden". Statt dessen forderte er, die Sozialdemokraten „mit einem Ultimatum zu erpressen, sobald wir die Arbeiter auf unserer Seite haben". Da Kuusinen ein derartiges Herangehen ablehnte, hatten beide in Anwesenheit von Dengel und Ewert lange darüber gestritten. „Im Politbüro haben wir dann eine Meinung vertreten und diese auch durchgesetzt. Außerdem wurde im Politbüro die Gründung des Klubs der Freunde Sowjetrußlands diskutiert. Niemand war dafür, es ist Kuusinen nicht gelungen, die Politbüromitglieder davon zu überzeugen."

Zwei Rote Professoren, Lominadse nannte Slepkow und Astrow,[56] „sollten herkommen und mindestens bis Oktober bleiben, um in der Redaktion der ‚Internationale' mitzuarbeiten". Seine im Brief aufgeworfene Frage, ob er nach dem Maiplenum nach China fahren könne, wird in Moskau positiv entschieden.

Auf dem Brief vom 27. März 1927[57] findet sich oben rechts Stalins Notiz: „Für die Politbüromitglieder + Ordshonikidse und Kujbyschew".

Der Bericht enthält ausführliche Schilderungen der Zusammenstöße zwischen Nationalsozialisten und Kommunisten. 25 Mitglieder einer Charlottenburger RFB-Kapelle, die aus Jüterbog auf dem Weg nach Berlin waren, wurden von 400 bis 500 Nazis in Lichterfelde-Ost in der Eisenbahn überfallen und krankenhausreif geschlagen. Während die „Rote Fahne" titelte: „Mit Revolvern, Dolchen und Totschlägern gegen wehrlose Eisenbahnfahrgäste", erstattete Lominadse den internen Bericht. Seiner Auskunft nach haben die RFB-Mitglieder das Feuer eröffnet, und erst, nachdem die Munition ausgegangen war, konnten die Nazis den Waggon stürmen. Von den 20 ins Krankenhaus eingelieferten Verletzten waren nur zwei Nazis. Für Dienstag, den 22. März war eine Protestkundgebung in Charlottenburg geplant.[58]

Damit war die nächste Konfrontation vorprogrammiert. Während einer Demonstration auf der Weberwiese in der Nähe des Anhalter Bahnhofs in Berlin eröffneten RFB-Mitglieder das Feuer auf die Polizei, worauf diese das Feuer erwiderte und in die Menge schoß, nachdem ein Polizeitrupp bereits entwaffnet worden war.[59] Die Meldung in der „Roten Fahne" lautete: „Ein Augenzeuge, der neben dem Offizier stand, hörte wie dieser halblaut zu den um ihn herumstehenden Schupobeamten sagte: ‚Feste los'. Bei diesen Worten gab der Leutnant selbst den ersten Schuß ab."[60]

56 Walentin Nikolajewitsch Astrow (1898–1995?): Von 1924 bis 1929 Mitglied des Redaktionskollegiums des „Bolschewik", 1928 Mitglied des Redaktionskollegiums der „Prawda", von 1929 bis 1931 Professor für Geschichte der Sowjetunion an der Filiale der Kommunistischen Universität in Iwanowo. Seit 1932 wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Geschichte der Kommunistischen Akademie, im Februar 1933 verhaftet, am 16. April 1933 wegen Zugehörigkeit zur „parteifeindlichen konterrevolutionären Gruppe der Rechten um Slepkow und andere" zu fünf Jahren Haft in Woronesh verurteilt, auf Anweisung Stalins aus der Haft entlassen. Im November 1936 erneut verhaftet, nach Aussagen gegen Bucharin 1937 entlassen.

57 RGASPI, a. a. O., Bl. 52–56.

58 Unter der Losung „Heraus gegen die Arbeitermörder!" riefen die BL Berlin-Brandenburg der KPD und die Gauleitung Berlin-Brandenburg des RFB am Dienstag, dem 22. März, für eine Demonstration in Charlottenburg auf. *Die Rote Fahne,* Jg. 10, Nr. 68, 22. 3. 1927.

59 Zörgiebels Schupo-Offiziere schießen! 1 Toter, 5 Schwerverwundete auf der Weberwiese, Schüsse in Charlottenburg. Viele Verletzte – Wuchtige Massenkundgebungen gegen den Faschistenterror, ebd., Nr. 69, 23. 3. 1927.

60 Das Blutbad auf der Weberwiese, ebd.

Die Nachfrage nach der „Roten Fahne" sei in diesen Tagen gewaltig gestiegen, teilte Lominadse mit, die Ausgabe schon in den Morgenstunden vergriffen, aber der Verlag könne nicht mehr drucken.[61] „Sie können sich denken, wie schwer es ist, hier zu arbeiten, ohne auch nur eine einzige Weisung bezüglich der strittigen Fragen zu erhalten. Ich kenne Ihre Auffassung über die Arbeiterkontrolle nicht. Zuletzt habe ich über Mecklenburg geschrieben. Keine Antwort. Nichts. Wie weiter mit dem Klub? Ich weiß überhaupt nichts und muß auf eigenes Risiko arbeiten. Hier ein weiteres Problem, ich bin sicher, auch hierauf keine Antwort zu erhalten, schreibe es Ihnen aber trotzdem. Die Reichstagsfraktion wird demnächst über den Vorschlag der SPD hinsichtlich der Verstaatlichung abstimmen. Wie soll ich mich verhalten?" Für den 31. März sei ein Plenum des ZK[62] geplant. Unter „Verschiedenes" werden wir die Frage nach dem Klub aufwerfen, außerdem zur Vorbereitung auf die Feiern zum 10. Jahrestag der Revolution entsprechend Ihren Instruktionen Stellung nehmen.[63]

Einen Tag vor dem Plenum sei nach dem Plan Kuusinens die Beratung mit den „Rechten" durchgeführt worden. Ich hatte vorgeschlagen, teilte Lominadse mit, mit ihnen die Gewerkschaftsarbeit zu diskutieren. Prinzipielle Fragen muß man mit ihnen nicht beraten, doch es wird wohl nicht ohne eine solche Debatte gehen.

Schlecht, Bartels und Grylewicz seien aus der Partei ausgeschlossen worden.[64] Im Wedding habe eine Versammlung erstmals einstimmig den Vorschlag abgelehnt, ausgeschlossene „Linke" wieder aufzunehmen. Heute wolle er nach Leipzig fahren, wo die „Ultralinken" mit einer Mehrheit die Wahl von Schumann als Sekretär verhindert haben.

Im Anschluß an das Plenum plante Lominadse, für zirka zwei Wochen in einen Bezirk zu fahren, um in die Parteiarbeit vor Ort einzugreifen.

Am 1. April 1927 wandte sich Stalin mit einem Brief an Lominadse.[65] Stalin, der mit Koba unterschrieb, teilte „Albert" mit, daß er dessen Briefe akkurat erhalte, sie akkurat vervielfältige und akkurat an die Politbüromitglieder weitergebe. „Ich dachte", schrieb Stalin, „daß auf die von Dir aufgeworfenen Fragen gewöhnlich Bucharin antwortet. Es stellt sich heraus, daß er gar nicht daran dachte, das zu tun. [...] Ich denke, daß Du in den Streitfragen den richtigen Standpunkt vertrittst. [...] Erst jetzt (nach Deinen Briefen) beginne ich zu verstehen, wie viele üble Zwischengruppen es in der KPD gibt (und noch geben wird). Sehr schade, daß ich jetzt nicht eingehender auf Deine Fragen eingehen kann (bin zu beschäftigt). Aber ich werde alles Notwendige veranlassen, damit Deine Fragen von seiten des EKKI nicht unbeantwortet bleiben."

Stalin bat, Thälmann seine Grüße auszurichten und fügte hinzu, Lominadse solle unbedingt in der Liga bleiben und für ihre Arbeit verantwortlich sein. Er sei dagegen,

61 RGASPI, a.a.O., Bl. 54.

62 Am 30. März fand eine Politbürositzung statt, auf der der Bericht der SPD-Kommission und deren weitere Aufgaben diskutiert wurden, am 1. April die Tagung des ZK der KPD.

63 RGASPI, a.a.O., Bl. 55.

64 Die Plenarsitzung des Zentralkomitees, in: *Die Rote Fahne*, Jg. 10, Nr. 79, 3.4.1927, 2. Beilage. In der Zeitung ist der Beschluß der Plenarsitzung vom 1. April 1927 zur Angelegenheit Schlecht, Bartels und Grylewicz veröffentlicht. Die drei Abgeordneten wurden aufgefordert, ihre Mandate niederzulegen oder sich den Beschlüssen des Essener Parteitages zu beugen. Nachdem sie sich geweigert hatten, wurden sie u.a. wegen fortgesetzten Bruches der Parteidisziplin aus der KPD ausgeschlossen.

65 RGASPI, a.a.O., Bl. 57–58.

daß Lominadse die Arbeit in einem Bezirk übernehme. Er solle sich gedulden und nicht in der unmittelbaren Massenarbeit untergehen. Sein Brief schloß mit dem Ratschlag: „Fürchte Dich nicht vor dem Vorwurf, daß Du Dich von den Massen ‚gelöst' hast."

Stalin hatte Wort gehalten. Am Donnerstag, dem 7. April 1927, bestätigte Lominadse Briefe „von Ihnen, N. Iw. [Bucharin], von Kuusinen und von Zejtlin[66]" erhalten zu haben.[67] Da er nicht jedem einzeln antworten könne, schicke er Stalin einen Brief mit der Bitte, ihn den anderen zur Kenntnis zu geben.

Zunächst berichtete er über die schleppend anlaufende Chinakampagne. Die Chinafrage habe niemanden interessiert. Als Schanghai genommen und Nanking bombardiert wurde, begannen hier die Zusammenstöße mit den Faschisten. Am Mittwoch brachte die „Rote Fahne" auf der Titelseite einen Bericht aus dem Polizeipräsidium, das Nazis die Häuser vom Kommunisten und Reichsbannermitgliedern kennzeichnen. „Wir haben Kurt [d. i. Heinrich Süßkind[68]] von der ‚Roten Fahne' deswegen kräftig den Kopf gewaschen. Mit Kurt und der ‚Roten Fahne' sieht es überhaupt schlecht aus. Seit Donnerstag (7. April 1927) hat die ‚Rote Fahne' ihre Berichterstattung geändert." Als Beispiel für einen guten Artikel nannte Lominadse den Beitrag von Junior [d. i. Neumann] über China. „In der Provinz aber erscheint nichts. Meyer von der Presseabteilung unternimmt nichts." Lominadse wies darauf hin, daß die Redaktion der „Roten Fahne" verstärkt werden müsse.

Am vergangenen Dienstag, dem 5. April 1927, habe eine „ Massenkundgebung gegen den imperialistischen Mordzug in China" im Sportpalast[69] stattgefunden. Anfangs, ist dem Brief vom 11. April 1927[70], er lag am 14. April in Moskau vor, zu entnehmen, sei die Stimmung gut gewesen. 20000 Berliner seien gekommen. Doch Thälmann, der als Redner angekündigt worden sei, habe sich um anderthalb Stunden verspätet, Pieck die Zeit mit einer Ansprache überbrückt. Nachdem Thälmann endlich eingetroffen war und 45 Minuten gesprochen hatte, hätten weitere fünf Redner (darunter Vertreter der amerikanischen und indischen Arbeiter) das Wort ergriffen. Bis auf Münzenbergs Ansprache seien alle Reden langweilig gewesen. Das Publikum war bereits müde, als über die Entschließungen abgestimmt wurde. Danach trat Thälmann erneut an das Rednerpult, um ein Schlußwort zu halten. Da er nur gähnende Langeweile verbreitete, seien sehr viele Zuhörer gegangen, so etwas habe es früher nicht gegeben.

Lominadse illustrierte mit diesem Bericht die Unfähigkeit der Partei, den Elan der Massen aufzugreifen und zu lenken. „Unsere Direktiven über Protestdemonstrationen

66 Jakow Semjonowitsch Zejtlin (1901–1937): Am Ort seiner Verbannung am 19. April 1937 verhaftet, verurteilt und erschossen.

67 RGASPI, a. a. O., Bl. 59–63.

68 Heinrich Süßkind (30. November 1895–3. Oktober 1937): 1919 KPD, 1923 Rückkehr nach Deutschland und bis Juni 1923 Chefredakteur der „Roten Fahne", ging 1924 zu den „Linken", Wortführer der „Chemnitzer Linken", 1927 zunächst auf der Seite der Thälmann-Gruppe, dann „Versöhnler" und bis 1928 Chefredakteur der „Roten Fahne", nach der Wittorf-Affäre entfernt, 1933 Emigration über Prag nach Moskau, Mitarbeiter der deutschen Vertretung beim EKKI, 1934 aus der KPD ausgeschlossen. 1936 verhaftet und am 3. Oktober 1937 zum Tode verurteilt.

69 20000 demonstrieren im Sportpalast, in: *Die Rote Fahne*, Jg. 10, Nr. 81, 6. 4. 1927, 1. Beilage.

70 RGASPI, a. a. O., Bl. 74–75.

in der Provinz sind noch nicht umgesetzt worden. Für Donnerstag, den 7. April 1927 sind in mehreren Städten große Demonstrationen geplant."

Aus den einleitenden Bemerkungen im Brief an Stalin vom 11. April 1927[71] wird deutlich, daß die Moskauer Genossen in ihren Antwortschreiben an Lominadse, insbesondere ist Nikolai Bucharin zu nennen, vor provozierten Konfrontationen warnten. „Vielen Dank für Ihren Brief", schrieb Lominadse an Stalin. „Ich hatte schon befürchtet, ein Ultralinker geworden zu sein. Ihr Brief hat meine Zweifel zerstreut." Lominadse teilte mit, für vier Tage nach Hamburg, für drei nach Halle und für fünf Tage ins Ruhrgebiet zu fahren, um sich mit der Partei-, Gewerkschafts- und politischen Arbeit vor Ort, die er überhaupt nicht kenne, vertraut zu machen.[72] Im folgenden Brief schilderte Lominadse die ersten Erfolge der RGO in Berlin und Halle. In Oberschlesien, in Hamburg und im Ruhrgebiet haben die Kommunisten, schrieb Lominadse, fast alle Positionen in den Gewerkschaften eingebüßt. Die Reformisten haben große Erfolge zu verzeichnen.

Der am Montag, den 18. April 1927 abgeschickte Brief lag am 26. April 1927 in Moskau vor. Lominadse teilte mit, daß er einen Bericht über die Gewerkschaftsarbeit und die innerparteiliche Situation in der KPD vorbereite. Am Sonnabend (16. April 1927) habe eine Konferenz mit zwei Engländern, einem Tschechen, Thälmann, Bennet und mir stattgefunden. „Ein zufällig anwesender Schwede war auch dabei. Ich war in Hamburg, auf dem Jugendkongreß. [...] Ich wollte heute nicht über die Rechten schreiben,[73] aber ich komme nicht umhin, es zu tun. Der unmittelbare Anlaß sind die Publikationen von Fritz Reinhard[74] vom Exekutivkomitee der KJI und Tiedt (über die Haltung zu den linken Sozialdemokraten) in der Bezirkspresse, die mit ihren Artikeln die Rechten verteidigen. Letztere halten hartnäckig an ihren vom Parteitag zurückgewiesenen Auffassungen fest. Hierzu gehört auch die Frage der internationalen Gewerkschaftseinheit. Walcher, Enderle und Beck behaupteten, das die ‚linke' Taktik der russischen Gewerkschaften die Gewinnung der soz[ial]dem[okratischen] Massen für unsere Seite erschwert. Vor dem Plenum haben ich, Thälmann und Dengel mit Frölich, Beck, Ewert und Walcher gesprochen. Sie unterbreiteten keinen einzigen Vorschlag zur Gewerkschaftsarbeit. Walcher schlug vor, einen ‚Offenen Brief' an den ADGB zu verfassen, Siewert war dagegen, Frölich hat sich hierzu nicht geäußert." Das Politbüro hatte beschlossen, daß sich die Fraktion der KPD an die Fraktion der SPD mit dem Vorschlag wendet, für ihren Entwurf des Arbeitszeitnotgesetzes zu stimmen, falls die SPD die von der KPD eingebrachten Änderungen berücksichtige. Es ist nicht dazu gekommen, weil die SPD zugunsten des von den bürgerlichen Parteien unterbreiteten Vorschlages auf einen eigenen Entwurf verzichtet habe.

Zu den dringlichsten Fragen über die Lominadse am 25. April 1927[75] nach Moskau (der Brief lag dort am 29. April vor) berichtete, gehörten Personalfragen.[76] „Zum

71 Ebd., Bl. 64–73.
72 Ebd., Bl. 67.
73 Ebd., Bl. 77.
74 Fritz Reinhard (3. März 1904–1954): 1925 wurde er als deutscher Vertreter in die KJI nach Moskau entsandt. Wegen seiner Kontakte zu Brandler und Thalheimer 1928 nach Berlin zurückgerufen, im gleichen Jahr ausgeschlossen. Er wurde Mitglied der KJO und trat in deren Reichsleitung ein.
75 RGASPI, a. a. O., Bl. 78–85.

gegenwärtigen Zeitpunkt steht es schlecht um die zentrale Parteiführung. Ewert, der in der letzten Zeit die gesamte laufende Arbeit des ZK erledigte, ist illegal, und die Polizei fahndet nach ihm. Obwohl er in einer konspirativen Wohnung weiterarbeitet, ist er für die Arbeit ausgefallen. Trotz der Gefahr, an der Grenze verhaftet zu werden, will er zum nächsten Plenum des EKKI nach Moskau reisen."

Dengel sei noch im Urlaub und wolle erst am 15. Mai zurückkommen. Da auch er ernsthaft erkrankt sei, fiele er ebenfalls als vollwertiger Arbeiter aus. Lominadse hatte Zweifel, daß Dengel mit der Arbeit fertig werden könne. Wenn Dengel und Ewert ausfallen, schrieb er, stehe Thälmann alleine da. Thälmanns Verhältnis zu Neumann bezeichnete er als „getrübt", seit Neumann Kritik am Parteivorsitzenden geübt habe. Auch zu den anderen Parteijournalisten – zu Robert [d.i. Karl Volk] und Kurt [d.i. Heinrich Süßkind] – sei Thälmanns Verhältnis „sehr gespannt".

Thälmann solle – so lautete Lominadses Empfehlung – von Neumanns Einfluß befreit werden, Paul Dietrich[77] sei noch da, aber er ist ein „mittelmäßiger Funktionär". Während es in der gegenwärtigen Situation keine straffe Führung gebe, verfügen die „Rechten" über qualifizierte Kräfte.[78] Nach Lominadse seien Walter Ulbricht und Franz Dahlem gute Funktionäre, aber keine Führerfiguren, Flieg wäre mit Organisationsfragen überlastet, während Heckert in der Gewerkschafts-, und Eberlein in der Wirtschaftsarbeit untergehen. Dietrich agiere bereits als Thälmanns Stellvertreter. Lominadses Eindruck war, „daß die Partei nicht mit den Ereignissen Schritt halten kann. Die Chinakampagne ist hierfür ein gutes Beispiel. Auf viele innenpolitische Fragen reagiert die KPD nicht oder mit großer Verspätung." Er nannte als Beispiele die Steuerpolitik, die Wohnungsfrage, das Konkordat sowie die Schul- und Sportpolitik.

Die Sache mit den „Rechten" spitze sich immer mehr zu, faßte Lominadse zusammen, nachdem er von Robert [d.i. Karl Volk] Brandlers Artikel „Über das Aktionsprogramm der KPD" zugeschickt bekommen hatte, den dieser vor etwa anderthalb Monaten für die „Kommunistische Internationale" geschrieben hatte. Bei diesem Artikel handelte es sich laut Lominadse um „die Plattform der Rechten". In diesem Sinne habe er bereits das Politbüro der KPD informiert und darauf aufmerksam gemacht, daß Walcher, Siewert und Beck mit dem Artikel wortwörtlich jene Passagen über die Produktionskontrolle einschmuggeln, die auf dem Parteitag zurückgewiesen worden seien. Zur ideellen komme nun die organisatorische Beziehung der „Rechten" zu Brandler, warnte Lominadse. „In der Besprechung des Politbüros mit den unterzeichneten Genossen und dem Vertreter des EKKI, Gen. Lominadse am 4. Mai d. J.", schrieben Böttcher, Robert Siewert, Waldemar Bolze und Max Köhler am 11. Juli 1927 an das Politbüro, „wurde uns versprochen, daß das von dem Genossen Brandler schon vor einigen Monaten ausgearbeitete Aktionsprogramm in der kürzesten Frist veröffentlicht

76 Ebd., Bl. 78.

77 Paul Dietrich (6. November 1889–5. November 1937): Seit Februar 1926 Polleiter des Bezirks Wasserkante, auf dem Essener Parteitag 1927 Mitglied des ZK, 1928 M.d.R., Teilnehmer am VI. Kongreß der Komintern, „Versöhnler", 1929 nach Moskau versetzt, in der Komintern für Ägypten und Palästina verantwortlich. 1929 nicht mehr in das ZK gewählt. Von der Dwojka am 11. August 1937 verhaftet, am 29. Oktober 1937 verurteilt, in Lewaschowo bei Leningrad erschossen.

78 RGASPI, a.a.O., Bl. 81.

wird." Es ist bisher nicht erschienen, heißt es in dem Brief, „für eine Politik auf längere Sicht ist es aber notwendig, sonst könne die Partei nicht auf die politischen und wirtschaftlichen Fragen genügend aktiv und positiv antworten. Wir leben von der Hand in den Mund." Die Unterzeichner schlugen dem Politbüro vor, das Aktionsprogramm in der nächsten Ausgabe der „Internationale" zu veröffentlichen.[79] Ewert hatte vom Politbüro den Auftrag erhalten, eine Stellungnahme für die „Kommunistische Internationale" zu verfassen. Lominadse erinnerte in diesem Zusammenhang an die Information, daß die „Rechten" während des Parteitages eine Beratung in Berlin abgehalten hatten. Für den 5. Mai 1927 war ein Plenum geplant, auf dem u. a. die Lage in der KPD diskutiert werden sollte.[80] Es müsse genutzt werden, um den „Rechten" eine Abfuhr zu erteilen, forderte Lominadse.

„Im letzten Brief schilderte ich die Situation in der Parteiführung", beginnt Lominadse seinen Brief vom 2. Mai 1927.[81] Dieses Schreiben lag am 5. Mai in Moskau vor. „Wie recht ich mit meinen Beobachtungen hatte, wurde am darauffolgenden Tag deutlich, als wir bereits praktisch mit dieser Frage konfrontiert waren." Während der Sekretariatssitzung am Dienstag erklärten Pieck, Eberlein, Kurt und Lenz[82] unisono, „daß es auf eine Krise hinausläuft, wenn es so weitergeht wie bisher. Der Einschätzung, daß die ständige politische Führung nicht gewährleistet ist, schlossen sich fast alle Teilnehmer der Sitzung an. Daraufhin schlug ich vor, eine Beratung der Führungsmitglieder zu organisieren. Diese fand am Freitag statt. Im Vorfeld hatte ich mit mehreren ZK-Mitgliedern, darunter Thälmann, Flieg und Heckert gesprochen. An der Beratung nahmen Thälmann, Ewert, Heckert, Kurt, Dietrich, Flieg, Dahlem, Geschke und Eberlein teil. Während dieser Sitzung wurde Thälmann massiv kritisiert und angegriffen." Lominadse schlug u. a. vor, das Polsekretariat durch Pieck und Heckert zu verstärken. Pieck lehnte das wegen Überlastung ab. Außerdem sollte auf Lominadses Vorschlag hin Ernst Schneller aus Chemnitz abberufen und ins ZK geholt werden. Wer die Funktion des Polsekretärs in Chemnitz übernehmen sollte, blieb offen. Karl Becker[83] war für die politische

79 SAPMO, RY 1/I 2/3/67, Bl. 16.

80 Die Tagung des ZK der KPD fand am 5. Mai statt. Ewert hielt das Referat über die Wirtschaftslage und die Wirtschaftskämpfe (SAPMO, RY 1/I 2/1/55). Auf der Tagesordnung stand ferner die Diskussion des Reichsschulgesetzes und die Lage in der SPD. Thälmann hielt das Referat über die innerparteiliche Lage. Es wurden eine Resolution „Zur innerparteilichen Lage" (ebd., RY 1/I 2/1/55, Bl. 110–114) und der Beschluß „Zur Lage in der Partei" (ebd., Bl. 88–93) angenommen.

81 RGASPI, a. a. O., Bl. 86–89.

82 Joseph Winternitz (1896–22. März 1952): Seit 1924 Sekretär der KPD und Abteilungsleiter für Propaganda der Zentrale, 1925 Sympathisant der „Ultralinken" um Ruth Fischer. Auf dem 10. Parteitag 1925 Sekretär der Politischen Kommission und Kandidat des ZK; auf dem 11. Parteitag 1927 Kandidat des ZK, bis 1928 untergeordnete Parteifunktionen. Nach der Wittorf-Affäre Leiter der Agitpropabteilung des ZK, 1929 auf dem 12. Parteitag Wahl als ZK Mitglied.

83 Karl Albin Becker (19. November 1894–1. Dezember 1942): 1923/1924 gehörte er der Zentrale und 1927 bis 1929 dem ZK der KPD an, Chefredakteur der KPD-Gewerkschaftszeitung „Kampf". Er war von Februar bis Herbst 1923 Mitglied des Politischen Büros der Zentrale und gemeinsam mit Remmele verantwortlich für die Betriebsrätebewegung. 1924 Redakteur der „Roten Fahne", 1928 bis 1932 Mitglied des Preußischen Landtags und des Fraktionsvorstandes der KPD, 1928/29 gehörte er im ZK zu den „Versöhnlern". 1931 Sekretär des Bundes der Freunde der Sowjetunion, bis 1934 illegal in Deutschland, lebte dann in Paris. Nach dem Überfall auf die Sowjetunion in Paris verhaftet und an die Gestapo ausgeliefert. Anfang September 1942 vom Volksgerichtshof zum Tode verurteilt.

Arbeit im Apparat des ZK vorgesehen. Außerdem sollten Politbürositzungen wenigstens einmal in der Woche stattfinden und ein regelmäßiger Kontakt zu Ewert in seinem illegalen Quartier hergestellt werden.

Der nächste Streitpunkt war das Verhältnis gegenüber den „Rechten". Thälmann unterbreitete das in Moskau abgestimmte Szenario, das die Auflösung des sächsischen Ländersekretariats und damit die Ausschaltung Böttchers vorsah. Ewert, den Lominadse als Sympathisanten der „Rechten" einschätzte, war entschieden dagegen. Lominadse war ferner der Meinung, daß die „Rechten" auf der Berliner Gewerkschaftskonferenz[84] bereits mit einer organisierten und massiven Polemik gegen die Beschlüsse des Parteitages aufgetreten sind. Deshalb wies Lominadse die Bereitschaft der Politbüromitglieder, die konträren Standpunkte in der Presse zu diskutieren, „als Preisgabe errungener Positionen und de facto Pressefreiheit für die Rechten" zurück. Nur Thälmann war von Anfang an auf seiner Seite. Überhaupt, schrieb er, hapere es mit der Berichterstattung in der „Roten Fahne". Das „Berliner Tageblatt" veröffentliche politischere Beiträge über die Ereignisse in China als die Parteizeitung. Obwohl Rosenbergs Austritt aus der KPD seine Wirkung auf die einfachen Mitglieder nicht verfehlt habe, blieb dieser Schritt im Zentralorgan völlig unkommentiert.[85] Ferner sind Stalins Thesen nicht im Stück, sondern mit einer Unterbrechung von vier Tagen publiziert worden.[86] Kurt [d. i. Heinrich Süßkind], der den zweiten Teil überhaupt nicht veröffentlichen wollte, habe auf einem Kommentar bestanden. Diesen schrieben dann Neumann und Slepkow. „Erst auf meine nachdrückliche Forderung hin publizierte er den zweiten Teil der Thesen und eine entstellte Fassung des Artikels von Slepkow." Lominadse schätzte ein, daß die Parteiführung nicht offensiv genug auf Verleumdungskampagnen des „Vorwärts" reagiere, wodurch es den Gegnern der Partei fast gelungen sei, die für den 8. Mai geplante antifaschistische Demonstration, auf die sich die KPD seit Ende Januar vorbereitete,[87] zu verhindern. Pieck, der sie schon absagen wollte, konnte im Verlaufe der Sekretariatssitzung noch vom Gegenteil überzeugt werden. Die Demonstration zum 1. Mai und den „Sieg" der KPD gegen die SPD im Kampf um den Einfluß im Freidenkerverband wertete Lominadse als weitere Zeichen der zunehmenden Linksentwicklung innerhalb der deutschen Arbeiterschaft. Nachdem auch das Stahlhelmtreffen mit einem Fiasko für die Organisatoren endete, schien sich die Prognose zu bestätigen, mit der die KPD angetreten war: Berlin bleibt rot!

Nach Moskau zurückgekehrt, nahm Lominadse an der 8. Erweiterten Tagung des EKKI, die vom 18. bis 30. Mai 1927 in Moskau stattfand, teil. Das Plenum beschloß u. a. die Thesen „Die Aufgaben der Kommunistischen Internationale im Kampf gegen Krieg und Kriegsgefahr". Weitere Themen waren die Aufgaben der Kommunistischen

84 Die Berliner Gewerkschaftskonferenz, in: *Die Rote Fahne*, Jg. 10, Nr. 91, 26. 4. 1927, 1. Beilage. Die Konferenz fand am Sonnabend und Sonntag, dem 23. und 24. April 1927, im Festsaal des Preußischen Landtages statt.

85 RGASPI, a. a. O., Bl. 87. Der erste Kommentar zum Austritt von Rosenberg erschien in der 1. Beilage zur „Roten Fahne" vom 29. 4. 1927.

86 Die Fragen der chinesischen Revolution. Thesen des Genossen Stalin, in: *Die Rote Fahne*, Jg. 10, Nr. 96, 24. 4. 1927, 1. Beilage.

87 Stahlhelmprovokation in Berlin. Faschistentag am 7. und 8. Mai – Antwort durch einen wuchtigen Mai-Aufmarsch, ebd., Nr. 24, 29. 1. 1927.

Partei Chinas und der Kommunistischen Partei Großbritanniens sowie die Auseinandersetzung mit Leo Trotzki. Um die Arbeit operativer gestalten zu können, wurde das EKKI umstrukturiert. Von nun an gab es sechs Ländersekretariate. Dem u.a. für Deutschland zuständigen mitteleuropäischen Ländersekretariat gehörten Arthur Ewert, Hermann Remmele und Heinz Neumann an.

Während dieser Tagung erreichte Nikolai Bucharin der Brief Jacob Walchers vom 26. Mai 1927, in dem es u.a. heißt: „Ebenso unhaltbar ist nach meiner Überzeugung die Position des ZK im Fall Tittel. T[ittel] ist Polsekretär in Thüringen. Dort ist die Sozialdemokratie in Rechte und Linke gespalten, die sich auf zwei geographisch verschiedene Gebiete verteilen. T[ittel] hat nun unsere Genossen in einem Artikel angewiesen, daß sie in den Gebieten, wo noch die rechten Sozialdemokraten dominieren, wo bislang überhaupt noch keine Opposition vorhanden ist, die Äußerungen der linken Sozialdemokraten gegen die offizielle Politik der SPD ausnützen sollen. Es muß allerdings gesagt werden, daß Tittel seinen Gedankengang hätte in besseren Formulierungen zum Ausdruck bringen können. Aber das ZK wendet sich auch in diesem Falle nicht gegen anfechtbare Formulierungen, sondern dagegen, daß Tittel auffordert, die Argumente der Linken zum Kampf gegen die Rechten zu benützen.

Ich glaube, die ernsten Folgen, die sich aus dieser Einstellung des ZK nach meiner Überzeugung unvermeidlich ergeben müssen, rechtfertigen es, wenn ich Dich bitte, Dir diese Dinge genau anzusehen. Wenn Du dann noch Zeit findest, den Artikel zu lesen, den ich unter dem Titel: ‚Die KPD und der linke Flügel der deutschen Arbeiterbewegung' im theoretischen Organ unserer Partei veröffentlicht habe,[88] sowie die Antwort, die der Genosse Osten [d.i. Lominadse] daraufhin geschrieben hat,[89] so wirst Du über die Tragweite dieser Frage unterrichtet sein. Die nächste Nummer der ‚Internationale' wird eine Erwiderung von mir enthalten und wiederum eine Replik des Genossen Osten [d.i. Lominadse].[90] Ich will mich über den Ton des Genossen Osten [d.i. Lominadse] in diesem zweiten Artikel nicht auslassen, aber ich finde, daß es nicht im Parteiinteresse liegt, wenn mich Genosse Osten [d.i. Lominadse] so quasi zu den Renegaten zählt und mir mit dürren Worten droht: ‚Keinen Schritt weiter! Denn noch ein Schritt, und dann gibt es kein Zurück mehr zum revolutionären Bolschewismus.' Ich finde solche Drohung, was mich persönlich betrifft, kindisch. Aber ich kann mir nicht vorstellen, daß es für unsere Sache von Nutzen ist, wenn man in der Öffentlichkeit verkündet, Leute, die so wie Jacob Walcher denken, sind reif für den Ausschluß. Da Osten [d.i. Lominadse] ja nicht irgendwer ist, sondern hier als Vertreter der Exekutive fungiert, wäre es mir sehr lieb, wenn ich erfahren könnte, ob seine Auffassung, die wahrlich von Sachkenntnis nicht getrübt ist, von irgend jemand in der Exekutive gebilligt wird. [...] Inwieweit Genosse Osten [d.i. Lominadse] für die eigenartigen Methoden in der ‚Durchführung' der Konzentration verantwortlich ist, entzieht sich meiner Kenntnis. Die Dinge liegen hier so, daß das ZK zwar theoretisch die Konzentration anerkennt, aber praktisch geschieht

88 Siehe Anm. 50.

89 Siehe Anm. 51.

90 Jakob Walcher, Nochmals die KPD und der linke Flügel, in: *Die Internationale*, Jg. 10 (1927), Nr. 11, S. 325–334; M. Osten [Besso Lominadse], Über opportunistische Entstellung der Taktik der Einheitsfront. (Eine Erwiderung an Gen. Walcher), ebd., S. 335–344.

vielfach das Gegenteil." Der Brief schloß mit der Bitte, Leute wie Lominadse nie wieder nach Deutschland zu schicken. „Von offiziellen Lobhudlern abgesehen, sind alle der Meinung, daß er mehr geschadet als genutzt, den Konzentrationsprozeß aufgehalten und gestört habe."[91]

Die Intervention der Deutschen hatte Erfolg. In der KPD nahm man mit Interesse zur Kenntnis, daß die Zeitschrift „Die Internationale" in ihrer Ausgabe vom 15. Juni 1927 die vorgesehene Fortsetzung des Osten-Artikels nicht mehr veröffentlichte. Lominadse hatte bereits ein anderes Tätigkeitsfeld gefunden, denn seine nächste Mission führte ihn nach China. Die Auswirkungen seines Deutschlandaufenthaltes bekamen die „Rechten" in der KPR(B) bereits während der Vorbereitungen auf den 6. Weltkongreß der Komintern zu spüren. Der im Parteiapparat mit ihrer tätigen Hilfe kultivierte Terror (vorerst noch in Gestalt von „Orgrepressalien") richtete sich bereits gegen sie. Daß der nächste Schritt die physische Vernichtung sein würde, konnten sich die meisten von ihnen nicht vorstellen. „Mir steht eine Prozedur bevor, die ich nicht in der Lage bin auszuhalten", schrieb Lominadse bevor er sich 1935 erschoß. „Ungeachtet aller meiner Fehler habe ich mein ganzes bewußtes Leben der Sache des Kommunismus, der Sache unserer Partei gewidmet. Klar ist nur, daß ich die Entscheidungsschlacht in der internationalen Arena nicht mehr erleben werde. Aber sie ist nicht mehr fern. Ich sterbe im Glauben an den Sieg unserer Sache."[92]

91 Der Brief ist im Wortlaut in der Dokumentenedition „Die KPD auf dem Weg zur stalinistischen Partei" (Anm. 3) abgedruckt.

92 Zitiert nach Chlewnjuk (Anm. 2), S. 54.

Neue Literatur

LERCHENMUELLER, Joachim: **Die Geschichtswissenschaft in den Planungen des Sicherheitsdienstes der SS. Der SD-Historiker Hermann Löffler und seine Denkschrift „Entwicklungen und Aufgaben der Geschichtswissenschaft in Deutschland"** (= Archiv für Sozialgeschichte. Hrsg. von der Friedrich-Ebert-Stiftung in Verbindung mit dem Institut für Sozialgeschichte Braunschweig/Bonn, Beiheft 21). – Bonn: Verlag J. H. W. Dietz Nachf. 2001. 320 S.

In den Jahren 1938/39 erstellte der Sicherheitsdienst der SS (SD) eine Reihe von Denkschriften und Gutachten, die verschiedene Wissenschaftsgebiete zum Thema hatten. Für den Lagebericht über die Geschichtswissenschaft wurde der Historiker SS-Obersturmführer Hermann Löffler, ein Mitarbeiter des SS-Amtes Ahnenerbe, das mit dem Inlands-SD eng kooperierte, zeitweise ins SD-Hauptamt beordert, wo er eine Personenkartei erstellte.

Joachim Lerchenmueller, Verfasser von Arbeiten zur Keltologie und Germanistik im Nationalsozialismus, publiziert nun die überlieferten Teile der Denkschrift, ergänzt um einige weitere Dokumente und mit einer ausführlichen Einleitung versehen. Löffler sieht er als Angehörigen einer Gruppe jüngerer nationalsozialistischer Geschichtswissenschaftler, die ihre persönliche Karriere mit dem Aufstieg des Sicherheitsdienstes verbanden. Nach einer längeren Beschreibung des Dokuments und den Bedingungen seiner Entstehung schildert Lerchenmueller ausführlich den Bildungsgang und Karriereweg Hermann Löfflers, der vom Sicherheitsdienst über die Reichsuniversität Straßburg zur Einsatzgruppe E/Kroatien führte. Immer wieder werden auch andere Historiker, die der SS verbunden waren, zum Vergleich herangezogen, insbesondere Ernst Anrich und Günther Franz. Lerchenmüller zeigt die Praxis des SD, nachrichtendienstliche Lageberichte zu Dissertationen auszuarbeiten und so seine Mitarbeiter wissenschaftlich zu qualifizieren. Er nennt eine Reihe von Arbeiten, die auf diesem Wege entstanden sind und gibt Informationen zu ihren Autoren. Ernst Wilhelm Eschmanns Habilitationsschrift über die französischen Führungsschichten ist aber kein Produkt der Tätigkeit des SD, sondern unabhängig davon entstanden. Sie erscheint daher zu Unrecht in Lerchenmuellers Aufzählung. Diesem und anderen Fehlern und einer Reihe von Spekulationen stehen Passagen gegenüber, die trotz einer vergleichsweise guten Quellenlage übervorsichtig formuliert sind.

Ein Abschnitt über die zweite Karriere von Löffler leitet zu einem Kapitel über, das die wissenschaftlichen Überlebensstrategien anderer SD-Historiker beschreibt. Die relativ ungebrochene Karriere von Franz steht in deutlichem Gegensatz zu den Umwegen, auf denen Löffler erst Anfang der 1960er Jahre zu einer Professur an der Pädagogischen Hochschule Heidelberg kam, und zu dem Weg, den Ernst Anrich außerhalb der universitären Strukturen durch seine Wissenschaftliche Buchgemeinschaft bzw. Buchgesellschaft ging. In welchem Zusammenhang das einleitend vorgestellte Material zur Denkschrift und ihren Entstehungsbedingungen steht, erschließt sich nicht immer. Informationen zur Überlieferungsgeschichte fehlen.

Um ein Schlüsseldokument nationalsozialistischer Wissenschaftspolitik handelt es sich bei der Denkschrift Löfflers nicht. Sie ist – auch gemessen an dem, was die wissenschaftlichen Mitarbeiter des SD zu leisten vermochten – unteres Niveau. Unter erheblichem Zeitdruck entstanden, fehlerhaft in Sprache und Inhalt, ist sie eine Mischung aus weltanschaulichem Bekenntnis, Pamphlet und Denunziation. Das Schriftstück könnte also die Gedankenwelt eines Angehörigen einer selbsternannten wissenschaftlichen Elite zeigen. Aber diese Chance ist durch die Eingriffe des Herausgebers verspielt. Nachdem die Texte ohne Not den „Erfordernissen der Rechtschreibreform" angepaßt wurden, beschränkte sich Lerchenmueller nicht auf die stillschweigende Korrektur einmalig auftretender offensichtlicher Rechtschreibfehler, sondern korrigierte auch Wiederholungsfehler. Wenn aber Löffler beharrlich „Recession" statt Rezension, „eremitieren" statt emeritieren schreibt, so ist dies eine bemerkenswerte Aussage des Dokuments. Noch gravierender sind die Eingriffe in die Grammatik, die bei Löffler krude genug ist, gerade dadurch aber einen Hinweis auf die wirren Gedanken des SS-Mannes gibt. Ein anderes Charakteristikum sind die vielen Fehler bei der Wiedergabe von Personennamen – bezeichnend genug für einen Text, dessen Grundlage die geheimdienstliche Erfassung einer Personengruppe ist. Lerchenmueller verbessert die

falschen und ergänzt fehlende Angaben. Durch Anmerkungen und eckige Klammern macht er seine Eingriffe zwar transparent, doch hinterlassen sie dem Leser ein geschöntes Bild.

Eines der Dokumente, die Lerchenmueller ergänzend publiziert, ist für das Thema wesentlich interessanter als die übrigen. Es handelt sich um den Vermerk des SD-Mitarbeiters SS-Sturmbannführer Hans Schick über eine Historikertagung im Juli 1942 in Weimar (S. 202 ff.). Der Bericht enthält einige Hinweise auf deutsche Historiker und ihr ambivalentes Verhalten im Nationalsozialismus. Unter ihnen ist auch Theodor Schieder, den Schick einerseits auf der Seite einer „politischen Geschichtswissenschaft" sieht, dem er andererseits vorwirft, er wolle es sich „mit der Zunft gar nicht verderben". Lesenswert ist an diesem Dokument auch, wie die Herren Franz und Löffler zunächst lärmend und im Stil des völkischen Radaustudententums der Weimarer Republik ihre „Gegner" heftig attackierten. Anschließend fanden es die beiden SS-Männer offenbar besser, wieder zu „vermitteln" und den „Unwillen [...] zu mildern", den sie bei den mächtigen Hochschullehrern hinterlassen hatten.

So interessant das vorgelegte Material im einzelnen sein mag: dieser Dokumentenband wirft mehr Licht auf die problematische Lage der Erforschung von Wissenschaftsgeschichte im Nationalsozialismus als auf diese selbst.

Gideon Botsch

Kommunalpolitik im Ersten Weltkrieg. Die Tagebücher Erich Koch-Wesers 1914 bis 1918. Hrsg. Von Walter MÜHLHAUSEN und Gerhard PAPKE (= Schriftenreihe der Stiftung Reichspräsident-Friedrich-Ebert-Gedenkstätte, Bd. 6). – München: R. Oldenbourg Verlag 1999. 250 S.

Tagebücher historischer Akteure sind zwiefach interessante Quellen: sie teilen nicht nur Geschehenes mit, das anderswo schriftlichen Niederschlag nicht fand, sondern sie geben Einblicke in die Mentalität ihrer Schreiber und deren Zeitgenossen.

Dies trifft besonders dann zu, wenn es sich um Aufzeichnungen handelt, die primär zur Selbstverständigung und als Gedächtnisstütze notiert wurden. Deshalb ist zu loben, daß Walter Mühlhausen und Gerhard Papke auf die ursprüngliche Fassung der Tagebücher Erich Koch-Wesers aus dem Nachlaß im Bundesarchiv Koblenz zurückgreifen.

Die Edition der Tagebücher des nationalliberalen Oberbürgermeisters von Kassel, der ab November 1918 als Vertreter des rechten Flügels der DDP in den verschiedensten Ämtern, als Reichsminister in vier Kabinetten, Partei- und Reichstagsfraktionsvorsitzender, eine Leitfigur dieser Partei werden sollte, beginnt mit dem von Koch-Weser so bezeichneten „Tagebuch über den am 1. August 1914 ausgebrochenen Krieg". Es enthält seine Aufzeichnungen vom 4. August 1914 bis zum 13. April 1918. Mit 81 Einträgen für 1914, aber nur vierzehn für 1915, einem für 1916, einer völligen Unterbrechung im Jahre 1917 und fünfzehn Einträgen für 1918 ist das Kriegstagebuch freilich von sehr unterschiedlicher Dichte und Aussagekraft. Zu Recht beschränken sich Mühlhausen und Papke einleitend angesichts der vorhandenen biographischen Literatur über Erich Koch-Weser auf eine sehr kurz gefaßte Lebensskizze. Allerdings erfährt man darin mehr über den Koch-Weser der zwanziger Jahre als Biographisches über den Kasseler Oberbürgermeister (1913–1919), als der er das Tagebuch verfaßte. Dies korrigieren auch die knapp drei Seiten „Koch-Weser und seine Tagebücher 1914–1918" nicht.

In diesem Abschnitt wird der Leser aber zutreffend in wichtige Aspekte des Aussagegehalts der Aufzeichnungen eingeführt. Sie betreffen „die Lebens- und Gedankenwelt eines bürgerlich-liberalen Verwaltungsbeamten [...] an der Spitze einer von Beamten, Militär und Industrie geprägten mittelgroßen preußischen Stadt", den Weg Koch-Wesers von einem „punktuell fast grenzenlos anmutenden nationalistisch-kollektivistischen Begeisterungstaumel" bei Kriegsbeginn über seinen durch den Frontbesuch Ende 1914 ausgelösten Konflikt zwischen nationalistischer Euphorie und Nachdenklichkeit angesichts der brutalen Erfahrungswelt des Krieges bis zu seiner wachsenden Distanz gegenüber Annexionismus im Herbst 1918. Sie verweisen ebenso eindringlich auf die zunehmende Entrüstung des vor allem mit den Schwierigkeiten in der Lebensmittelversorgung kämpfenden Kommunalpolitikers über die Ineffizienz und Unfähigkeit der kaiserlichen zentralistischen Bürokratie.

Der Kriegsverlauf, die Außenpolitik Deutschlands bei Kriegsbeginn und während des Krieges sowie die immer zorniger werdenden Eintragungen über die Innenpolitik des impotenten Behördenapparats machen den Hauptinhalt des Tagebuches aus. Über die Kommunalpolitik während

des Krieges erfährt der Leser im Widerspruch zum Titel der Edition vergleichsweise wenig. Die Herausgeber stellen weder die Kommune Kassel vor noch erhellen sie die im Tagebuch zu diesem Sachverhalt durchaus vorhandenen Bemerkungen. In der Regel verweisen sie in solchen Fällen nur auf die von Koch-Weser dem Tagebuch beigefügten Materialien, die aber in den Anmerkungen inhaltlich nicht reflektiert werden. Es erfolgen lediglich Verweise auf Fundstellen im Nachlaß Koch-Wesers. So wird die Möglichkeit vergeben, die Quelle so aufzubereiten, daß sie tatächlich tiefere Einblicke in die Details der durch den Krieg bestimmten Kommunalpolitik gestattet.

Der an der Arbeiterbewegungsgeschichte interessierte Leser nimmt mit besonderem Interesse die Eintragungen Koch-Wesers zur Kenntnis, die sich auf die Entwicklung der Volksstimmung während des Krieges beziehen. Aufmerksam verfolgt der nationalliberale Politiker das Verhalten der Sozialdemokratie. Anfangs erfährt sie das Lob: „Die Sozialdemokratie benimmt sich jetzt gut." Aber zugleich bleibt die Befürchtung, daß sich ihr kriegsförderliches Verhalten bei negativen Wendungen des Kriegsglücks nachteilig auf die Massenbasis einer volksgemeinschaftlichen Befürwortung des Krieges auswirken könnte. Immer wieder drängt Koch-Weser darauf, wenigstens in einer „offiziösen Form mit den Sozialdemokraten Fühlung zu nehmen, damit sie nicht ausbrechen". Ständig mehren sich Eintragungen, die von der notwendigen Aussöhnung mit der Sozialdemokratie handeln. Am 28. Oktober 1914 schreibt Koch-Weser: „Es wäre so gut, jetzt der Sozialdemokratie gegenüber die Hand so weit auszustrecken, dass sie nicht gut wieder zurück kann." Immer nachdrücklicher formuliert der Tagebuchschreiber seine Befürchtung, daß die Nichteinhaltung des „Burgfriedens" durch die Behörden die Mehrheit der Sozialdemokraten nach links treiben könnte. Scharfe Kritik übt Koch-Weser an der Verschleppung einer Reform des Vereinsgesetzes, die doch „den Gewerkschaften, die sich so brav verhalten, etwas Freude machen" sollte. Aus gleichem Motiv votiert er für eine demokratische Verbesserung des preußischen Wahlrechts. Bereits im August 1915 äußert Koch-Weser seine Vorahnung eines möglichen Zusammenstoßes mit den Arbeiterinteressen: „Unsereins könnte warten, bis nach dem Kriege aufgeräumt wird und eine große zielbewusste Reformära einsetzt. Aber das Volk lebt auch politisch von der Hand in den Mund. Wenigstens ein Vorgericht möchte es kosten, sonst wird es überhungrig. Und mit überhungrigen Leuten ist schlecht ein Speisezettel zu machen. Sie greifen dem Koch in die Töpfe und essen, wie es ihnen beliebt." Im Februar 1918 artikuliert Koch-Weser erstmalig seine Befürchtung, es könne zu einer sozialistischen Revolution kommen, und er notiert: „Diese unglücklichen sozialdemokratischen Führer schwanken jetzt zwischen zwei Wünschen hin und her: Einerseits möchten sie die Massen ruhig halten, andererseits möchten sie ihnen zeigen, wie tapfer sie selbst mit ihnen gehen." Genug der Beispiele, die zeigen, daß die edierte Quelle gerade hier ihre Kernpunkte hat. Sie gestattet nachzuvollziehen, wie ein nachmaliger Spitzenpolitiker der DDP Standpunkte gewinnt, die zu den Grundlagen der sich gegen Kriegsende und während der Revolution 1918/19 formierenden Weimarer Koalition gehören. Der Leser des Tagebuchs wird Zeuge der Herausbildung der bürgerlich-liberalen Konzeption zur Integration einer durch Zugeständnisse besänftigten Sozialdemokratie in ein nach dem Kriege zu reformierendes Staatsgebilde. Erich Koch-Weser bietet sich in einer Eintragung vom 13. April 1918, in der er mitteilt, er habe das Angebot der Oberbürgermeisterstelle in Essen und des Postens eines Ministerialdirektors in einem Reichs- und Landeswohnungsamt abgelehnt, für größere Aufgaben an: „[...] wenn ich an zweiter Stelle stehen würde, wäre es ganz ungewiss, ob man [...] alles dasjenige durchsetzt, was erreicht werden muss."

Das Verzeichnis der benutzten Literatur nennt 41 Titel, darunter keinen aus der einschlägigen Parteiengeschichtsforschung, die über Jahre an der Universität Jena ein wichtiges Zentrum besaß, und spart überdies die benutzten Archivalien, Zeitschriften und Zeitungen sowie die Protokolle des Reichstages, des Preußischen Abgeordnetenhauses und des Preußischen Herrenhauses aus.

Das den Band beschließende Register verzeichnet die Namen der zahlreich vorkommenden Personen auf Reichs- und preußischer sowie kommunaler Ebene. Die erste Seitenzahl verweist in der Regel auf sorgfältig recherchierte biographische Daten. Akribie ist auch den zahlreichen Sachanmerkungen – die ausführlichsten sind jene über einzelne Kriegsereignisse und internationale Vorgänge – zu bescheinigen.

Es ist zu hoffen, daß die angekündigte Fortsetzung der verdienstvollen Edition der Tagebücher Koch-Wesers für den Zeitabschnitt September 1918 bis Ende 1921 sowie für die Jahre 1922 bis 1932 neue Einsichten in die Parteiengeschichte der DDP ermöglichen wird.

Gerhard Engel

Besedy na Lubjanke. Sledstvennoe delo Derdja Lukača. Materialy k biografii. [Gespräche in der Lubjanka. Die Strafakte Georg Lukács. Materialien zur Biographie]. Zusammengestellt und hrsg. von V. SEREDA und A. STYKALIN. Anhang erarbeitet von Reinhard MÜLLER und Ja. ROKITJANSKI. Kommentar zum Anhang von A. DMITRIEV und Ja. ROKITJANSKI – Moskva: RAN [Russische Akademie der Wissenschaften], Institut Slavjanovedenija, 1999. 259 S.

Der Haftbefehl für Georg Lukács (Anklage gemäß § 58 (6) [Spionage]) wurde am 25. Juni 1941 vom Volkskommissariat für Staatssicherheit beantragt, am 27. Juni von Merkulow bestätigt und am 28. Juni 1941 vom Staatsanwalt der UdSSR W. M. Botschkow ausgestellt. Die Verhaftung und Hausdurchsuchung erfolgte am 29. Juni 1941. „Als ich verhaftet wurde", erinnert sich Lukács, „fand eine Haussuchung statt, und man beschlagnahmte eine Mappe, in der sich Lebensläufe im Zusammenhang mit meinen Stellenbewerbungen bei verschiedenen Parteistellen und anderen Stellen befanden." Dieses Material wurde im Unterschied zu anderen beschlagnahmten, aber „für die Untersuchung wertloser Manuskripte" nicht vernichtet, sondern der Untersuchung zugrunde gelegt.

Am 30. Juni wurde die Untersuchungsakte angelegt. Sie enthält neben anderen Dokumenten die Protokolle von neun Verhören. Das erste Verhör im Inneren Gefängnis der Lubjanka trägt das Datum: 3. Juli 1941. Die erste Vernehmung war kurz, sie dauerte von 12.30 bis 16.00 Uhr. Lukács wurde befragt, warum er Berlin als ständigen Wohnsitz wählte, wie lange er in Wien wohnte, welche Aufgaben er 1929 in Budapest erfüllte und welche Verhaftungen von Parteimitgliedern in dieser Zeit erfolgten.

Am 4. Juli schlug der Untersuchungsführer Pugatschow einen schärferen Ton an. Bisher habe sich Lukács „hartnäckig geweigert", seine „Verbrechen gegen die Partei und die Sowjetmacht zu gestehen". Lukács bestritt auch weiterhin, „Verbrechen" begangen zu haben, gab aber eine Reihe von Fehlern in den Jahren von 1920 bis 1929 zu. Seine 1920 begangenen und u. a. von Lenin kritisierten ultralinken Fehler habe er 1922/23 korrigiert. Als rechtsopportunistischen Fehler bezeichnete Lukács seine 1929 von der Komintern zurückgewiesenen Thesen.

Am 6. Juli 1941, an diesem Tag wurde der „Kronzeuge" Timar im Schnellverfahren vom Militärkollegium des Obersten Gerichts der UdSSR unter Vorsitz von Wassili Ulrich verurteilt und erschossen, befragte der Untersuchungsführer Pugatschow Lukács ausschließlich über seine Verhaftungen durch die österreichische Polizei und die Gründe für die Haftentlassung. Das Ergebnis der fast fünfstündigen Vernehmung fiel wiederum kurz aus. Pugatschow wies den „uneinsichtigen" Untersuchungshäftling immer wieder darauf hin, daß dem NKWD Hinweise auf seine „Tätigkeit als Spion und Provokateur" vorliegen. Es sei sinnlos zu leugnen, denn im Verlauf der Untersuchung werde er gestehen müssen.

Das am 13. Juli weitergeführte Verhör dauerte bis in die Abendstunden. Lukács wurde zu Rudas vernommen, der von 1937 bis 1939 in der Sowjetunion inhaftiert war.

Daß die Vernehmer schlecht vorbereitet waren, kommt auch in scheinbar Nebensächlichem zum Ausdruck. Den Titel von Lukács' Buch „Geschichte und Klassenbewußtsein", gaben die Untersuchungsführer in Anbetracht der ihnen nicht geläufigen Kategorie als „Geschichte und Klassenkampf" wieder. Auch der Versuch des Untersuchungsführers, Lukács unter Hinweis auf seine Thesen „Über die Rolle der Gewalt in der Geschichte" in die Nähe militanter Terroristen zu rücken, ging nicht auf. Lukács stellte richtig, daß der Titel eigentlich „Gewalt als Grundlage des Rechts" lautete, und daß es sich hierbei um Thesen handelte, die vom Zentralkomitee der Kommunistischen Partei Ungarns bestätigt worden waren.

Diese Episoden beleuchten schlaglichtartig das Niveau der Untersuchungsführer, ihre Vorbereitung und Ausrichtung auf das „von oben" vorgegebene „Ergebnis" der Vernehmungen. Was dem Untersuchungsgefangenen Lukács als „absurd" oder gar „komisch" erschien, entsprach einem tatsächlichen Feindbild.

In der Nacht vom 15. zum 16. Juli wurde Lukács von Pugatschow über seine Beziehungen zu bürgerlichen Kreisen in Österreich vernommen. Auch in diesem Fall konnte sich der Vernehmer auf Lukács' Angaben aus den in regelmäßigen Abständen der Kaderabteilung vorzulegenden Lebensläufen stützen. Lukács hatte seine Kontakte zu Ministern der ungarischen Regierung, darunter zum Finanzminister Josef Schumpeter und dem Mitarbeiter des Finanzministeriums Hermann Schwarzwald, nicht verschwiegen.

Da Pugatschow mit dem Fall nicht weiterkam, wurde die Untersuchung am 22. Juli Kirillow, einem neuen Untersuchungsführer, zur Nachuntersuchung übergeben. Einen halben Tag lang

wehrte sich Lukács hartnäckig gegen die nachdrücklicher als in den Verhören zuvor erhobene Anschuldigung, „Spion im Dienste ausländischer Geheimdienste" zu sein. Die Tatsache, daß Lukács von der österreichischen oder ungarischen Polizei nicht verhaftet bzw. immer aus der Haft entlassen worden war, galt nicht als Nachweis guter Tarnung, sondern als „Beweis" für Lukács' „Spitzeltätigkeit" für die ungarische Polizei.

Die längere Pause zwischen den Vernehmungen erklärt sich vielleicht aus den Eingaben, die Lukács' Frau an die Adresse von Stalins Stellvertreter und Vorsitzenden des Rates der Volkskommissare Wjatscheslaw Michailowitsch Molotow schickte und aus der schnellen Reaktion auf die Verhaftung des Philosophen im Ausland. Am 1. August 1941 informierte Rákosi Dimitroff darüber, daß der ungarische Rundfunk über die Verhaftung von Lukács und Rudas berichtet hatte.

Am 5. August, Lukács wurde den ganzen Tag lang verhört, versuchte der Untersuchungsführer ein letztes Mal, Lukács auf Kontakte zu als „Spione oder Trotzkisten entlarvte" Parteimitglieder festzulegen und ihm „Fraktionstätigkeit" nachzuweisen. Ein letztes Mal unternahmen die Untersuchungsführer den Versuch, Lukács aufgrund von Timars „Geständnissen" zu überführen.

Lukács gab noch einmal seine Fehler aus der Zeit bis 1929 zu, und beharrte darauf, seit 1930 auf Positionen des dialektischen Materialismus zu stehen und keine Fehler mehr begangen zu haben. Die von Lukács verfaßten Lebensläufe wurden während der Verhöre in der Lubjanka als „Beweise" herangezogen. Im Beschluß über die Einstellung des Verfahrens wurde de facto zugegeben, daß es nicht gelungen sei, die „Fehler auf dem Gebiet der Theorie" bis in die vierziger Jahre nachzuweisen. – Am 20. August wurde das Verfahren eingestellt, Lawrenti Berija stimmte dem am 23. August zu, worauf Lukács am 26. August aus der Haft entlassen wurde.

Wladislaw Hedeler

Freiheit und Öffentlichkeit. Politischer Samisdat in der DDR 1985–1989. Hrsg. von Ilko-Sascha Kowalczuk. Eine Dokumentation (= Schriftenreihe des Robert-Havemann-Archivs, Bd. 7). – Berlin: Robert-Havemann-Gesellschaft e. V. 2002. 598 S.

Die Themen Opposition, Widerstand, Protest und Bürgerbewegung in der DDR sind inzwischen durch eine Vielzahl von Publikationen belegt. Die Problematik gehört zu den am besten erforschten Feldern der Geschichte der DDR. Eine extrem kleine Minderheit hat eine erstaunlich große Publizität. Zehn Jahre nach der demokratischen Revolution scheint der Begriff „DDR-Opposition" eine feste Größe geworden zu sein, während vor 1989 nur selten von Opposition die Rede war und die politischen Akteure des Herbstes 1989 diese Bezeichnung bewußt vermieden. Die Diskussion um methodische und theoretische Grund- wie Definitionsfragen, um soziale Trägerschichten, ideengeschichtliche Hintergründe und regionale Prägungen ist noch lange nicht abgeschlossen. Die Wahl der Begriffe: Widerstand, Opposition, Resistenz, Protest, Widerspruch oder Aufbegehren hängt letztlich von der Definition des Herrschaftstyps des SED-Regimes ab. Und über Wesen und Ziele der Opposition wie über Chancen und Verluste des „Herbstes" 1989 wird immer noch zu streiten sein.

Die vorliegende Dokumentation gibt dazu wesentliche Anregungen. Erstmals werden in einem solchen Umfang Materialien der Opposition, originäre Selbstzeugnisse und authentische Dokumente, zusammengestellt und nach wissenschaftlichen Maßstäben kommentiert, erläutert und veröffentlicht. Die Auswahl der Dokumente konzentriert sich auf „ein bestimmtes Spektrum des Samisdat. Es handelt sich um Publikationen, die im Umfeld der demokratischen Opposition und der Menschenrechtsbewegung entstanden sind" (S. 12). Damit konnte ein breites oppositionelles Feld in der Vielfalt seiner Formen und Inhalte erfaßt werden. Die Zusammenstellung, schätzt ein Kenner der Thematik, Karl Wilhelm Fricke in seinem Vorwort, ein „darf als durchaus repräsentativ gelten. [...] Wer sie liest, erhält höchst erstaunliche, noch immer faszinierende Einblicke in das Denken der DDR-Opposition der achtziger Jahre" (S. 16). Kein Zweifel, die Samisdatschriften gehören zum historischen Erbe der friedlichen und demokratischen Revolution in der DDR.

Ilko-Sascha Kowalczuk leitet den Band mit einem profunden historischen Essay ein: „Von ‚aktuell' bis ‚Zwischenruf'. Politischer Samisdat in der DDR", in dem er dessen Voraussetzungen, Entstehung und Wirkungsbedingungen sowie die Beziehungen zwischen Opposition und Samisdat analysiert. Er unterscheidet zwischen Samisdat und Tamisdat, zwischen künstlerischem und politischem Samisdat, hat eine beeindruckende exemplarische Übersicht des politischen Samisdat zusammengestellt und geht auf herausragende,

singuläre Beispiele politischer Untergrundzeitschriften wie die „radix-blätter", „Grenzfall" und „KONTEXT" im einzelnen ein. Dem Essay schließt sich ein aufschlußreiches Rundtischgespräch, daß der Autor mit wichtigen Akteuren des Samisdat: Stephan Bickhardt, Ludwig Mehlhorn, Torsten Metelka, Gerd Poppe und Reinhard Weißhuhn geführt hat, sowie ein Interview mit Roland Jahn an, der nach seiner Zwangsausbürgerung 1983 die Opposition von Westberlin aus materiell und ideell unterstützte.

Die 63 abgedruckten Dokumente werden kenntnisreich in sechs thematischen Gruppen präsentiert: erstens Selbstverständigung und Oppositionsverständnis: „Politik von unten"; zweitens Diktatur in der DDR: „Auch träumen wir manchmal noch den Traum direkter Demokratie"; drittens oppositionelle Aktivitäten: „Recht durchsetzen, indem man es sich nimmt"; viertens zur gesellschaftlichen Situation in der DDR: „Das allerwichtigste scheint aber, ein offenes Gespräch über unsere Gesellschaft zu führen!"; fünftens Mauer, Ausreise und deutsche Frage: „Wir sind Deutschland und sind es nicht"; sechstens das gemeinsame Haus Europa: „Wer sich gegen Öffnung abschotten will, wird politisch nicht überleben". Als Autoren sind, neben den bereits genannten, heute bekannte aber auch weniger bekannte Oppositionelle vertreten: Michael Bartoszek, Stefan Berg, Bärbel Bohley, Martin Böttger, György Dalos, Jiri Dienstbier, Christian Dietrich, Ludwig Drees, Rainer Eppelmann, Jan Faktor, Hans-Jürgen Fischbeck, Jürgen Fuchs, Peter Grimm, Ralf Hirsch, Dorothea Höck, Wolfram Hülsemann, Michael Kleim, Thomas Klein, Uwe Kolbe, Reinhard Lampe, Erhart Neubert, Martin-Michael Passauer, Ulrike Poppe, Edelbert Richter, Rainer Roepke, Peter Rölle, Benn Roolf, Ulrich Stockmann, Christoph Tannert, Wolfgang Templin, Hans-Jochen Tschiche, Wolfgang Uhlmann, Arnold Vaatz, Harald Wagner und Konrad Weiß. In einem biographischen Anhang wird ihr Werdegang in die und in der Opposition nachgezeichnet. Beigefügte Fotos spiegeln etwas von der Atmosphäre der 1980er Jahre wider.

In der Tat war das „freie Wort die schärfste Waffe der Opposition" (S. 105). Die nahezu unverkürzt wiedergegebenen Texte, vom Flugblatt bis zum Offenen Brief, vom politischen Interview bis zum literarischen Essay geben dem Leser ein einprägsames und tiefgehendes Bild des oppositionellen Spektrums. Sie fordern den Zeithistoriker auf, diese oppositionellen Zeitzeugnisse wissenschaftlich aufzuarbeiten. Und sie regen die Debatte um Opposition und Widerstand von neuem an. „Erkennbar wird die allmähliche Ausprägung ihres politischen Selbstbewußtseins. Es war eine neue Qualität von Opposition, als die politisch Andersdenkenden in der DDR ihre elitären Diskussionen in geschlossenen Zirkeln verließen und den öffentlichen Diskurs suchten, ihre Regimekritik in aller Offenheit artikulierten, zunächst in Freiräumen unter dem Dach der Kirche, bis sie sich in ihrer offenen und öffentlichen Arbeit aus ihrer Obhut lösen konnten" (S. 17 f.) Deutlich wird auch, daß weder die Behauptung, der DDR-Opposition wäre es allein um einen verbesserten Sozialismus, noch die Entgegnung, allein die Opposition hätte an der deutschen Einheit festgehalten, zutreffen. Beide gehen an der historischen Realität vorbei. „Mancher Historiker wird verblüfft sein und mit Respekt registrieren", schreibt Karl-Wilhelm Fricke, „wie realistisch die DDR-Opposition in ihrem Denken war. Gewiß, auch Irrtümer und Fehleinschätzungen finden sich darin, aber zugleich mitunter an Prophetie grenzende Vorhersagen. [...] Manches Urteil ist zeitlos gültig. [...] Nicht zuletzt ist der DDR-Samisdat reich an Zeugnissen für politischen Mut und Zivilcourage, inspiriert von einem unbeirrbaren Willen zu Wahrhaftigkeit und Wahrheit, auch von Solidarität" (S. 18). Die hier vorgestellte Dokumentation setzt Maßstäbe. Künftige Forschungen, Ausarbeitungen und Darstellungen zu Widerstand, Opposition, Resistenz, Protest, Widerspruch oder Aufbegehren in der DDR werden sie nicht übergehen können.

Gerd Dietrich

MARX, Karl: **Vom Selbstmord.** Hrsg. von Kevin ANDERSON und Eric A. PLAUT. Mit einem Vorwort von Michael LÖWY. – Köln: Neuer ISP-Verlag 2001. 118 S.

Das Büchlein ist in mehrfacher Hinsicht ungewöhnlich. Trotz des Titels enthält es nur knapp zwei zusammenhängende Textseiten, die direkt von Marx verfaßt sind. Und doch gibt es für die Marx-Forschung und darüber hinaus für die Geschichte der Sozialwissenschaften aufschlußreiche Hinweise. Es handelt sich um eine einzigartige von Karl Marx herausgegebene, übersetzte und ergänzte Auswahl zum Thema „Selbstmord" aus den „Mémoires" von Jacques Peuchet

(1760–1830). Peuchet wandelte sich vom Anhänger der Französischen Revolution zum überzeugten Royalisten und schuf als Polizeiarchivar und Schriftsteller Grundlagen der modernen Sozialstatistik. Seine Memoiren fielen nicht nur dem jungen Marx auf, sondern inspirierten auch Alexandre Dumas zu seinem „Grafen von Monte Christo". Marx veröffentlichte den hier wieder zugänglich gemachten Text 1846 im von Moses Heß in Elberfeld herausgegebenen „Gesellschaftsspiegel", einem „Organ zur Vertretung der besitzlosen Volksklassen und zur Betrachtung der gesellschaftlichen Zustände der Gegenwart".

Marx leitet den Aufsatz mit dem Gedanken ein, daß es ein Vorzug der französischen Gesellschaftskritik sei, „die Widersprüche und die Unnatur des modernen Lebens nicht nur an den Verhältnissen besondrer Klassen, sondern an allen Kreisen und Gestaltungen des heutigen Verkehrs nachgewiesen zu haben" (S. 55). Dies gelte nicht nur für Sozialisten, sondern für Schriftsteller aus jeder Sphäre der Literatur. Jacques Peuchets Notizen zum Selbstmord sind für ihn exemplarisch. Dabei „erscheint die Kritik der bestehenden Eigentums-, Familien- und sonstigen Privat-Verhältnisse, mit einem Wort des *Privatlebens,* als das notwendige Ergebnis ihrer politischen Erfahrungen" (ebd.). Es folgt eine biographische und bibliographische Skizze, die mit dem Hinweis auf Peuchets Handelsgeographie und seine Statistik von Frankreich (1807) schließt. Marx rügt „voreilige" Sozialisten und Kommunisten, denen offenbar im Unterschied zu Peuchet und anderen bürgerlichen Autoren „wunderbare Gründlichkeit" und „allumfassende Kenntnisse" (S. 56) abgehen.

Nach dieser Einleitung beginnt die von Marx redigierte Peuchet-Auswahl. Selbstmorde sind „ein Symptom der mangelhaften Organisation unserer Gesellschaft" (S. 56, im Original „vice constitutif", S. 83). Es liege in der Natur der Gesellschaft, viele Selbstmorde hervorzubringen. Marx fügt hinzu: „Ich fand, daß außer einer *totalen Reform der jetzigen Gesellschaftsordnung* alle anderen Versuche vergeblich sein würden" (S. 60; Hervorhebung von Marx). Selbstmorde sind Symptome des allgemeinen sozialen Kampfes. Das zeigen authentische Protokolle. Der erste Fall ist der eines Mädchens, das von den Eltern zum Selbstmord getrieben wird, weil es eine Nacht im Elternhaus ihres Verlobten verbracht hatte. Marx kommentiert die Fallstudie: „Die feigsten, widerstandsunfähigsten Menschen werden unerbittlich, sobald sie die *absolute elterliche Autorität geltend machen können. Der Mißbrauch derselben* ist gleichsam ein *roher Ersatz* für die viele Unterwürfigkeit und Abhängigkeit, denen sie sich in der bürgerlichen Gesellschaft mit oder wider Willen unterwerfen" (S. 62; Hervorhebung von Marx).

Das zweite Exempel handelt von einer jungen Ehefrau, die von ihrem Gatten aus Eifersucht so lange von der Außenwelt isoliert wird, bis sie sich ertränkt. Marx bezeichnet das Schicksal der jungen Frau als „Sklaverei", die der Ehemann ausübte, „gestützt auf den Code Civil und das Eigentumsrecht, gestützt auf einen gesellschaftlichen Zustand, der Liebe unabhängig macht von den freien Empfindungen der Liebenden" (S. 66). Und er unterstreicht Peuchets Feststellung: *„der Eifersüchtige ist vor allem Privateigentümer"* (S. 69; Hervorhebung von Marx). Ergänzend fügt Marx hinzu, dies sei so, „weil jeder sich selbst und alle sich wechselseitig fremd sind" (S. 70). Nach einem knappen Hinweis auf Geldverlegenheiten und Arbeitslosigkeit als Selbstmordursachen folgt das dritte Fallbeispiel, wo eine Schwangere den Freitod wählt, weil ihr die Abtreibung verweigert wird. Abgeschlossen werden die Auszüge aus Peuchets Erinnerungen mit Marx' Ruf nach *„einer Umschmelzung unseres allgemeinen Systems der Agrikultur und der Industrie"* (S. 75; Hervorhebung von Marx) und einer Tabelle über Selbstmorde in Paris während des Jahres 1824. Es folgt der französische Originaltext von Peuchets „Du suicide et de ses causes" (S. 83–118).

Insgesamt zeigen Marx' Auswahl und seine Kommentare, daß er zwar einerseits durch die ausgewählten Fallbeispiele (drei weibliche Selbstmorde) die allgemeinmenschliche Dimension des Freitods beleuchten will, andererseits aber gerade und besonders am Beispiel des Privatlebens die bürgerliche Gesellschaft kritisiert. So kann der Artikel auch im Sinne des heutigen Feminismus gelesen werden, wo das „Private politisch" ist (Sheila Rowbotham). Dies ist um so interessanter, als das vorliegende Büchlein einer Neuveröffentlichung gleichkommt, denn „Vom Selbstmord" wurde nach 1846 nur in der ersten MEGA 1932 (mit sehr knappem Apparat) nachgedruckt und ist in den MEW nicht enthalten. Erst 1992 erschien eine französische Ausgabe. Auf der amerikanischen Edition von 1999 fußt der hier vorgelegte Text. Eine Veröffentlichung in der neuen MEGA ist vorgesehen. Der Band ist sehr sorgfältig ediert, kommentiert und von Thomas Laugstien hervorragend aus dem Englischen und Französischen übersetzt. Besonders übersichtlich wirkt der von Rainer Alisch besorgte Satz. Marx' Ergänzungen sind fett gedruckt, seine Hervorhebungen kursiv.

Eingeleitet wird „Vom Selbstmord" von den Herausgebern der amerikanischen Originalausgabe (Marx on Suicide, Evanston 1999). Kevin Andersons ausgezeichneter Essay behandelt den „Selbstmord-Artikel im Kontext der Marxschen Schriften zu Entfremdung und Geschlechterverhältnissen". Ein Vergleich mit Émile Durkheims prominentem Werk „Der Selbstmord" ergibt unter anderem: Marx' Beispiele „betreffen mit dem Selbstmord von Frauen ein Thema, das Durkheim herunterspielt" (S. 30). Mitherausgeber Eric A. Plaut sieht den Marx-Artikel im Kontext anderer Selbstmordtheorien (Durkheim, Freud) und wagt sich obendrein an die Marxsche Biographie. Skurril wirkt seine Vermutung, Marx könnte „sich mit den Selbstmörderinnen in den Vignetten Peuchets auch persönlich identifiziert haben" (S. 44). Das konzise Vorwort Michael Löwys enthält insofern zu Recht eine treffende Distanzierung von Plaut (S. 9). Auch den Hypothesen von Anderson und Bourinnet, daß hier eine verhüllte Kritik etwa an Moses Heß vorliege, vermag sich Löwy mit guten Gründen nicht anzuschließen (S. 8).

Volker Gransow und Michael Krätke

EBERLEIN, Werner: **Geboren am 9. November. Erinnerungen.** 3., korr. und um ein Personenregister ergänzte Aufl. – Berlin: Das Neue Berlin Verlagsgesellschaft mbH 2001. 540 S.

Werner Eberlein war langjähriger Russischdolmetscher der DDR-Führung, Mitglied des Zentralkomitees (seit 1981), Magdeburger Bezirkssekretär (1983–1985), Mitglied des Politbüros des ZK der SED (1985–1989, dabei 1985/86 als Kandidat), Abgeordneter der Volkskammer (1986 bis 1990), während der „Wende" kurzfristig Vorsitzender der Zentralen Parteikontrollkommission, seit Januar 1990 Rentner, Mitglied der PDS, und er ist – nicht zuletzt – Sohn des KPD-Mitbegründers Hugo Eberlein. Einer Anklage wegen gemeinschaftlicher Beihilfe zum Mord durch Unterlassen entging er 1998 nur, weil er für verhandlungsunfähig erklärt wurde. Eberlein hat nunmehr seine Erinnerungen vorgelegt, die innerhalb kürzester Frist bereits die dritte Auflage erreicht haben.

Ein Anstoß zu ihrer Niederschrift war die Frage nach den Ursachen des Untergangs der DDR. Für Eberlein ist der Sozialismus nicht an der „Begrenztheit einzelner Personen", sondern an tieferliegenden systemischen Ursachen gescheitert (S. 6, S. 395). Allerdings verwahrt er sich wie fast alle Angehörigen der untergegangenen SED-Machtelite gegen den Vorwurf vom „Unrechtsstaat DDR". Um es vorweg zu sagen: diese Erinnerungen sind dem sogenannten apologetischen Diskurs zuzurechnen, wobei ihre Apologetik in der zweiten Hälfte des Bandes, die vor allem die DDR zum Gegenstand hat, weitaus stärker ausgeprägt ist als im ersten.

Die ersten 200 Seiten sind seiner Kindheit in Berlin-Neukölln, seiner Flucht in die Sowjetunion, dem Leben dort sowie seinen sibirischen Verbannungsjahren gewidmet. Eberlein wird 1919 in das kommunistische Milieu „hineingeboren", um einen Begriff des Schriftstellers Uwe Kolbe zu bemühen. Seine erste Demonstration erlebt er auf dem Rücken eines Rotfrontkämpfers, seine erste Zeitung ist die „Rote Fahne", und die erste KPD-Versammlung erlebt er auf dem Schoß der Mutter. Es folgen Skizzen des Vaters und der ebenfalls dem „KPD-Adel" zugehörigen Mutter. Nach Abschluß der fünften Volksschulklasse kann Eberlein mit einem Stipendium auf das Realgymnasium wechseln. Mit vierzehn Jahren ist für ihn die Kindheit zu Ende: weil seine Einweisung in ein nationalsozialistisches Erziehungsheim droht, schickt ihn die Familie nach Moskau zu Inès Armand, der zweiten Frau seines Vaters. Bis zum spurlosen Verschwinden Hugo Eberleins im Juli 1937 wohnt er überwiegend im Hotel „Lux". Nach der Verhaftung des Vaters hat der verwirrte Siebzehnjährige keinen Ansprechpartner für seine brennenden Fragen. Vieles schwirrt ihm durch den Kopf, nicht jedoch der Gedanke, Stalin könne schuld an den Verfolgungen in der UdSSR sein. Später legt sich seine Stalin-Bewunderung: Stalin „ist und bleibt [...] für mich ein Verbrecher" (S. 242).

Erst 1939 bringt die Familie in Erfahrung, daß der Vater zu fünfzehn Jahren Lagerhaft nach Paragraph 58, Artikel I/II des Strafgesetzbuches, verurteilt wurde, und erst 1956 kann Werner Eberlein die offizielle Sterbeurkunde einsehen. Demnach ist sein Vater bereits am 12. Januar 1944 gestorben. Über die Todesursache oder den Beerdigungsort erfährt er aber nichts.

Als Sohn eines „Volksverräters" und staatenloser Deutscher hat er es schwer. Das Hotel „Lux" darf er nicht mehr betreten, die Beantragung der sowjetischen Staatsbürgerschaft ist nunmehr aussichtslos. Fortan nennt er sich „Wolodja" und bricht alle Brücken zur Vergangenheit ab. Halt und Anerkennung findet er im Kreis von Arbeiterkollegen. Die Jahre 1940 bis 1948 muß er in

sibirischer Verbannung in Mogotschino zubringen, wo er zum Elektriker ausgebildet wird.

1948 kehrt er nach Berlin zurück. Hier wird die Erzählung leider schablonenhafter. Anstatt vor allem über seine Erfahrungen als Dolmetscher auf höchster Ebene und als Spitzenfunktionär zu berichten, klärt uns Eberlein – oft unter Zuhilfenahme vieler Zahlen, Daten und Namen – in länglichen Passagen über die Weltpolitik im Kalten Krieg und den Jahrzehnten seither auf. Hier finden sich simple Weisheiten wie die, daß die „westlichen Alliierten gemeinsam mit den deutsche [sic!] Separatisten unter Konrad Adenauer an einem einheitlichen deutschen demokratischen entmilitarisierten Staat nicht interessiert" waren (S. 204). Von Zwang bei der Vereinigung von SPD und KPD will er in seinem Umfeld nichts bemerkt haben; „Übergriffe" hierbei mag er aber nicht ausschließen (S. 225 f.). Immerhin kritisiert er den Umgang der SED-Führung mit den aus westlicher Kriegsgefangenschaft Heimgekehrten sowie die SED-„Kahlschlag"-Politik gegenüber Kunst und Kultur rund um das 11. Plenum des ZK der SED 1965. Eberlein fragt sich, warum er in bestimmten Situationen keine Zivilcourage aufzubringen vermochte. Angst schließt er als Ursache aus, denn im Verweigerungsfall hätte ihm höchstens die „Entlassung in die Rente" gedroht. Er erklärt sein Versagen mit seiner ausgeprägten Parteidisziplin (S. 456–458). Beim Juniaufstand von 1953, den er lediglich von Moskau aus beobachten kann, überbewertet er die Rolle des RIAS bei der Auslösung der Streiks in der DDR. Sein Urteil, wonach der Aufstand weder ein „spontaner Volksaufstand" noch ein „faschistischer Putsch" gewesen sei, deckt sich mit dem von Hager (Kurt Hager, Erinnerungen, Leipzig 1996, S. 198). Seine Schilderung des XX. Parteitags der KPdSU von 1956, an dem er als Dolmetscher und Delegationssekretär teilnimmt, fördert kaum neue Details zutage. Ebenso wenig Erhellendes tragen die Passagen über die ökonomischen Probleme im Sozialismus der fünfziger und sechziger Jahre, die diversen Versuche zu ihrer Überwindung, den Sturz Nikita Chruschtschows 1964 und Walter Ulbrichts 1971 sowie über die von dessen Nachfolger Erich Honecker angekündigte Politik einer „Einheit von Wirtschafts- und Sozialpolitik" bei.

Den Mauerbau verharmlost Eberlein mit dem Hinweis, „die BRD" habe mit ihrer Abwerbung von Arbeitskräften „das ihre" zu dieser Maßnahme beigetragen. Zudem hätte der Mauerbau bei vielen DDR-Bürgern „ungeteilte Zustimmung" erfahren. Wie bereits Egon Krenz, Piotr Abrassimow und die Angeklagten in den Mauerschützenprozessen ist auch Eberlein bemüht, den Anteil der SED-Führung am Mauerbau kleinzureden. Bei dieser Aktion hätten die sowjetischen Generale das letzte Wort gehabt (S. 320, S. 325, S. 413). Geradezu als nachträgliche Rechtfertigung der Militärintervention in der Tschechoslowakei 1968 lesen sich die Seiten 347 bis 353. Auch erweckt Eberlein den Eindruck, als habe das MfS unter Erich Mielke ein von der SED nicht zu kontrollierendes Eigenleben in der DDR führen können (S. 278 f.). Blaß bleibt zudem die Schilderung seiner Tätigkeit als Bezirkssekretär in Magdeburg. Eberlein ist deutlich bemüht, seine beträchtlichen Karrieresprünge in die höchsten Parteigremien herunterzuspielen. In seiner Darstellung erfolgten diese jeweils gegen seinen Willen (S. 389, S. 410 und S. 445 f.). Selten unterläßt er Hinweise auf seine auch in diesen höchsten Positionen beibehaltene persönliche Bescheidenheit (S. 452). Für Kenner der Materie nichts Neues bietet auch das Kapitel „Talfahrt in Moskau" (S. 483–490).

Neben solchen Passagen, die allenfalls nostalgische Bedürfnisse befriedigen, den zeitgeschichtlich Interessierten jedoch keinen bedeutenden Erkenntnisgewinn bringen, berichtet Eberlein etwa über sein Studium an der Moskauer Parteihochschule in den Jahren 1951 bis 1954, das er auch nachträglich keineswegs als vergeudete Zeit wertet. In der DDR stehen ihm danach „alle Türen offen" (S. 258). Er wird Redakteur am SED-Zentralorgan, danach Mitglied der Agitationskommission beim ZK der SED. Zugleich ist er immer häufiger für Walter Ulbricht und andere führende Funktionäre als Russischdolmetscher tätig. Lebendig beschreibt er seine Anstrengungen, um Nikita S. Chruschtschows impulsive und von keiner Interpunktion strukturierte Reden zu übersetzen. Interessant sind auch seine Charakterisierungen führender KP-Führer des Ostblocks. Für Eberlein setzt der Niedergang des Sozialismus bereits Mitte der siebziger Jahre mit der Stagnation unter Leonid Breschnew ein. Mit Gorbatschows Perestroikakurs kann er sich nicht anfreunden. Diesem will er aber, obgleich er die DDR „verkauft" habe, nicht die Schuld an der Niederlage des Sozialismus zuschieben (S. 459).

Als Fazit bleibt festhalten, daß diese Erinnerungen eines führenden ostdeutschen Kommunisten den historisch interessierten Lesern und Leserinnen kaum neue Erkenntnisse bescheren. Ärgerlich und platt sind zudem die vielen Ausfälle gegen den deutschen Einigungsprozeß, die Bundesrepublik oder die Aufarbeitung der Vergangenheit

(S. 276, S. 389, S. 395, S. 413, S. 428, S. 438, S. 441, S. 451 f., S. 460, S. 470, S. 495). So ist für Eberlein die Bundesrepublik eine Gesellschaft, „in der der Profit Maßstab aller Dinge ist" (S. 277). Die Aufarbeitung der DDR-Geschichte grenzt für ihn an „kriminelle Verleumdung" (S. 376). Dennoch ist die Lektüre dieser Erinnerungen nicht „umsonst", geben sie doch tiefe Einblicke in das Denken und Leben eines führenden Kommunisten, der in vielerlei Hinsicht exemplarisch auch für viele andere Biographien steht.

Beate Ihme-Tuchel

PODEWIN, Norbert: **Der Rabbinersohn im SED-Politbüro. Albert Norden – Stationen eines ungewöhnlichen Lebens.** – Berlin: Edition Ost 2001. 437 S.

Titel von Biographien geben oftmals Rätsel auf. Warum Albert Norden (1904–1982) von seinem Biographen recht reißerisch als „Rabbinersohn im Politbüro" charakterisiert wird, erschließt sich nach der Lektüre dieser Arbeit nicht. Möglicherweise feiert hier der Topos vom „jüdischen Kommunisten" eine merkwürdige Auferstehung, wenn der Autor in dieser Verbindung eine besondere Qualifikation bereits für den Jungkommunisten Norden sieht: „Seine jüdische Herkunft mit dem unaustilgbaren Gen jahrhundertealten Gettolebens ließen ihn von Anbeginn Vorsicht vor allen Fraktionsbindungen üben" (S. 50). An dieser Stelle möchte man diese Arbeit, die zudem eine zu geringe Distanz zu ihrem Gegenstand wahrt und ihn dennoch seltsam leblos wirken läßt, schon aus der Hand legen.

Podewin zeichnet chronologisch die Lebensstationen Albert Nordens nach. Das Elternhaus, die familiären Brüche, den KPD-Eintritt, die Karriere als Parteijournalist in der Weimarer Republik in verschiedenen Funktionen und an unterschiedlichen Orten, die dreizehn Emigrationsjahre in Frankreich und den USA und den „Neuanfang" in der SBZ. Jeweils eigene Kapitel sind auch Nordens Rolle als „Ankläger" einer angeblich refaschisierten „Westdeutschen Bundesrepublik", seiner Zeit als Deutschlandpolitiker und schließlich seiner letzten Lebensstation als kaltgestelltes Politbüromitglied gewidmet.

Für Podewin ist der polyglotte Autodidakt der „weitaus begabteste Journalist, Redner und politische Buchautor der SED" (S. 11, auch S. 201), was aber möglicherweise mehr über die SED-Machtelite insgesamt aussagt als über die Person Nordens.

Der Vater, Rabbiner Dr. Joseph Norden, 1943 im Ghetto Theresienstadt umgekommen, war monarchistisch gesonnen; sein Sohn teilte 1914 die allgemeine Kriegsbegeisterung. Doch bald bekam sein jugendliches Weltbild Risse. Wegen der Verteilung von Flugblättern wurde er 1920 erstmals polizeilich „zugeführt". Eine Einweisung in die Fürsorgeerziehung konnte abgewendet werden. Der Bürgersohn Albert Norden brach jedoch mit sechzehn Jahren die Schule ab, was sein Biograph mit den Worten umschreibt, Norden habe sein Wissen seither ausschließlich an den „Universitäten des Lebens" erworben (S. 31). Dem Elternhaus und seinen Werten entfremdete sich Norden immer mehr. Er begann eine Schreinerlehre, die er allerdings nicht beendete, und trat in die Kommunistische Partei ein. 1922 gab er eine eigene Zeitung, die „Rundbriefe der radikalsozialistischen jüdischen Jugend", heraus. Podewin schildert auch Nordens Verhalten in den Auseinandersetzungen innerhalb der KPD der zwanziger Jahre.

Als weitere Lebensstationen werden seine Reisen in die Sowjetunion 1927 und 1930 sowie sein Erleben des „Blutmais" 1929 in Berlin als Redakteur der „Roten Fahne" geschildert. 1930 löste Norden Alexander Abusch als Chefredakteur des „Ruhr-Echos", der damals auflagenstärksten Zeitung der KPD, ab und widmete dort seine ganze Kraft dem Kampf gegen den Faschismus. Später räumte er halbherzig ein, der Kampf der KPD gegen die Sozialdemokratie sei ein Fehler gewesen (S. 114).

Nordens freundschaftliche Beziehungen zu Walter Ulbricht begannen Ende der zwanziger Jahre. Bald nach der nationalsozialistischen Machtübernahme 1933 emigrierte er, einer Anweisung Ulbrichts folgend, nach Dänemark. Dort wurde er Chefredakteur einer kommunistischen Zeitschrift und arbeitete am „Braunbuch" über den Reichstagsbrand mit. Noch im selben Jahr gingen Norden und seine ebenfalls kommunistisch gesonnene Lebensgefährtin Herta Fischer nach Paris. Hier und später in Prag war Norden journalistisch außerordentlich produktiv. Seine Artikel konzentrierten sich vor allem auf Enthüllungen über die „Hintermänner" des NSDAP-Regimes. 1936 kehrte Norden nach Paris zurück. 1940 konnten er und seine Frau auf einem der letzten Schiffe Vichy-Frankreich verlassen. In den Vereinigten Staaten schlugen sich beide zuerst als Hausgehilfin und als ungelernter Arbeiter durch;

später arbeitete Norden als Journalist und Ghostwriter, etwa für die Monatszeitschrift „The German American" und für das „Freie Deutschland".

Nachdem die US-Behörden ihre Abreise hinausgezögert hatten, konnten die Nordens im Herbst 1946 das Land in Richtung SBZ verlassen. Zuvor beschlagnahmte das FBI allerdings Nordens Bücher, Schriftstücke, Notizen und Arbeitsmaterialien, was ihn zu einem Vergleich mit den Methoden der Gestapo und der französischen Vichy-Polizei veranlaßte. Die Nordens kamen im Oktober 1946 – von Wilhelm Pieck herzlich empfangen – in einer Gesellschaft an, „die mit der Herrschaft des Geldes unwiderruflich gebrochen hatte", so Podewin (S. 197). Norden wurde Redakteur zur besonderen Verwendung beim Zentralsekretariat der SED. 1947 erschien sein Buch „Lehren deutscher Geschichte. Zur politischen Rolle des Finanzkapitals und der Junker".

Seine wichtigste politische Funktion übernahm Norden im Januar 1954 als Sekretär des Ausschusses für Deutsche Einheit, der sich in den folgenden Jahren zu einem der wichtigsten Propagandainstrumente der SED entwickeln sollte. Im April 1955 schließlich wurde er Sekretär des Zentralkomitees der SED und übernahm die Leitung der neu gebildeten Agitationskommission beim Zentralkomitee der SED. In dieser Funktion sollte er in den folgenden Jahren nicht nur für die Herausgabe der „Farbbücher" gegen ehemalige NS- und Wehrmachtfunktionäre in der Bundesrepublik verantwortlich sein, sondern auch einige der erfolgreichsten Propagandakampagnen gegen die Bundesrepublik steuern, die mit den Namen Oberländer, Globke und Lübke verbunden sind. 1967 schließlich wurde Nordens Aufgabenbereich auf die „agitatorisch-propagandistische Arbeit in Richtung Bundesrepublik Deutschland" beschränkt. Er agierte in der „Westabteilung des ZK" und sollte ab 1970 schleichend an Kompetenzen verlieren. Zugleich wurde er noch vielfach ins Ausland geschickt, um für die DDR zu werben. Seit 1978 zog er sich aus Gesundheitsgründen Schritt für Schritt aus der Politik zurück. Er starb vereinsamt am 30. Mai 1982.

Doch über diese Fakten hinaus gewinnt der Leser keinen bleibenden Eindruck von der Persönlichkeit Nordens. Es bleibt eher ein Unbehagen wegen der Dinge, die der Biograph entweder geschickt umschreibt, verschweigt oder nicht zur Kenntnis nimmt. So heißt es über den Mord an den beiden Polizeioffizieren auf dem Bülowplatz 1931, die Tat sei „dem damals flüchtigen Erich Mielke persönlich angelastet [worden], was nach 1990 noch ein gerichtliches Nachspiel hatte" (S. 120, Anm. 6). Daß dieses „gerichtliche Nachspiel" in der Verurteilung Mielkes zu sechs Jahren Haft wegen der Beteiligung an einem zweifachen Polizistenmord bestand, erfährt der Leser nicht. Beim Fall Lübke erfährt der Leser nicht einmal den Originaltitel der 1996 (nach Podewin 1997) erschienenen Lübke-Biographie von Rudolf Morsey, sondern nur die Meinung des Rezensenten der „Berliner Morgenpost" dazu. Statt dessen geht Podewin immer noch davon aus, daß alle von Norden seinerzeit über Lübke präsentierten Dokumente echt waren (S. 350, Anm. 16), ohne darauf einzugehen, daß die Lübke belastenden Dokumente aus Neu-Staßfurt echt, deren Aktendeckel mit dem belastenden Wort „Konzentrationslager" aber vom MfS gefälscht waren. Auch beim Fall Globke zitiert Podewin zwar die Materialien der DDR-Dokumentation von 1963 über den „Bürokraten des Todes", die Biographie von Klaus Gotto über Hans Globke von 1991 findet jedoch keine Erwähnung. Beim Fall Oberländer wird zwar das „Verhandlungsprotokoll" von 1960 erwähnt, nicht aber die neueren Arbeiten von Philipp-Christian Wachs über Oberländer (1999/2000) oder die dokumentarische Untersuchung von Siegfried Schütt (1995). Hier wäre der Ort für eine Auseinandersetzung mit deren Positionen gewesen. Am problematischsten ist jedoch der Abschnitt über den „Deutschland-Politiker" Norden (S. 333 ff.). Podewin entwickelt seine Darstellung, als sei in den vergangenen zehn Jahren keinerlei DDR-Forschung betrieben worden. Die zum Teil heftig geführte Diskussion über die Art und Weise, mit der die DDR seit den sechziger Jahren die bundesdeutsche Politik zu beeinflussen suchte, scheint an Podewin vorbeigegangen zu sein. Weder die Arbeiten von Heinrich Potthoff noch die von Jochen Staadt über „Die geheime Westpolitik der SED 1960–1970" oder von Hubertus Knabe über die Beeinflussung der Bundesrepublik durch das MfS werden zur Kenntnis genommen.

Damit bleibt nach der Lektüre dieser Arbeit eine gewisse Ratlosigkeit: weder ist Norden als politisch handelnde Person in seiner Zeit noch als Mensch oder gar „Rabbinersohn" allzu kenntlich geworden. Haften bleibt von dieser Biographie das Bild eines klassenkämpferischen Agitators, eines in der NS-Diktatur rassisch und politisch Verfolgten, der nach seiner Rückkehr aus der Westemigration in das kriegszerstörte Deutschland an der Seite Walter Ulbrichts bedingungslos am sozialistischen Aufbau in der SBZ/DDR teilnimmt und hier die Deutschlandpolitik der

SED mitbestimmt, bis er nach der Logik kommunistischer Parteien entmachtet wird und vereinsamt stirbt.

Eine wissenschaftliche Biographie Albert Nordens, die alle heute zugänglichen Quellen auswertet und angemessen kontextualisiert, bleibt nach dieser apologetischen Arbeit immer noch ein Desiderat der Forschung.

Beate Ihme-Tuchel

PITTWALD, Michael: **Ernst Niekisch. Völkischer Sozialismus, nationale Revolution, deutsches Endimperium** (= PapyRossa-Hochschulschriften, Bd. 37). – Köln: PapyRossa 2002. 355 S.

Als „Wanderer zwischen rechts und links", als „schillernde Figur" – so oder ähnlich lauten bisher Formeln, mit denen das Leben des Publizisten und Politikers Ernst Niekisch gerne beschrieben wurde. Und in der Tat spricht einiges dafür, Lebensweg und Positionen dieses Mannes, flüchtig betrachtet, so zu interpretieren. Schließlich war er Sozialdemokrat, Mitglied der Münchner Räteregierung, Nationalist, frühzeitiger Gegner Hitlers, im „Dritten Reich" inhaftiert, dann in KPD, SED, Kulturbund und Volkskammer der DDR. Er hatte einen Lehrstuhl an der Ostberliner Humboldt Universität, lebte jedoch in West-Berlin. In der DDR bald angefeindet, zog er sich von dort zurück und kämpfte gegen die bundesdeutschen Behörden, die ihm eine Entschädigung als NS-Opfer verweigern wollten. Schillernd, und dabei irgendwie geradlinig, möchte man meinen.

Und doch spricht bei näherem Hinsehen alles eindeutig dafür, Ernst Niekisch einen Platz in der Ideengeschichte der radikalen Rechten zuzuweisen. Ähnlich, wie etwa der Schriftsteller und zeitweilige Weggefährte Niekischs, August Winnig („Vom Proletariat zum Arbeitertum"), markiert Niekisch den Übergang von der Arbeiterbewegung zur aggressiv-nationalistischen, völkischen Rechten der Weimarer Republik. Mehr noch, er wird dort zu einem wichtigen und aggressiven Publizisten und Aktivisten. Sein Dreh- und Angelpunkt: der Kampf gegen „das System von Versailles", die Wiederherstellung nationaler Größe. Dabei entwickelt Niekisch eine spezifische Konzeption einer Ostorientierung, die ihn zur Forderung nach einem „Preußischen Bolschewismus" führt. An der Sowjetunion begeistert ihn dabei nicht das vermeintliche Arbeiterparadies, das viele Zeitgenossen dort unkritisch ausmachen, vielmehr lobt er Stalins Machtpolitik, sieht wohlwollend dessen Antisemitismus und ist von der quasi militärischen Massenorganisierung und -formierung in der Sowjetunion fasziniert. Seine wohl bekannteste Schrift „Hitler – ein deutsches Verhängnis"[1] – mit den berühmten Illustrationen von A. Paul Weber – bringt ihm den Ruf des Antifaschisten ein. Nur hat diese Schrift wohl kaum jemand je gelesen: der Text ist, trotz mancher scharfsinniger Analyse beispielsweise der quasireligiösen Inszenierungen der NS-Bewegung, eine Kritik von rechts. Niekisch wirft Hitler darin u. a. vor, nicht zum Kriege gegen Versailles rüsten zu wollen.

Michael Pittwald hat nun mit seiner an der Universität Osnabrück abgeschlossenen Dissertation endlich eine Arbeit vorgelegt, die Lebensweg und Positionen von Niekisch analysiert und sich auch breit der Rezeptionsgeschichte widmet. Er hat mit dieser umfassenden Studie das spätestens seit Niekischs Autobiographie[2] und der Niekisch-Biographie von Friedrich Kabermann[3] vorherrschende Bild gründlich revidiert. Eine notwendige Korrektur, wie allein schon die Zählebigkeit des Niekisch-Mythos, der sich bis in aktuelle biographische Lexika fortzieht, beweist.

In seiner rezeptionsgeschichtlichen Übersicht beschäftigt sich Pittwald nicht nur mit der wissenschaftlichen Literatur, sondern zeigt auch auf, daß das Werk von Niekisch in Teilen des bundesdeutschen Rechtsextremismus nie fundamental mißverstanden wurde, sondern kontinuierlich als ideologischer Steinbruch fungierte. Im folgenden Kapitel zeigt Pittwald lebensübergreifend die politische Entwicklung von Ernst Niekisch. Im dritten Kapitel, dem Hauptteil der Arbeit, analysiert er „Grundlagen, Ziele, Feindbilder" der politischen Konzeption Ernst Niekischs, seiner sogenannten Widerstandsideologie. In zwei abschließenden Exkursen behandelt Pittwald zwei politische Denker, an die Niekisch anknüpft und die zum Verständnis seiner Weltsicht bedeutsam sind: Den Nationalisten und Sozialisten Ferdinand Lasalle und den Philosophen und „völkischen Denker" Johann Gottlieb Fichte. Insgesamt charakterisiert Pittwald das theoretische Werk Niekischs als „eine besonders extreme Variante des Faschismus" (S. 244). Ernst Niekisch hatte sich als Alternative zu Adolf Hitler begriffen, seine Theorie, so Pittwald, übertrifft „in ihrer theoretischen Unmittelbarkeit" die NS-Konzeption „in politisch motivierter Gewaltverherrlichung und in weit ausgreifendem Expansionismus". Seine „Widerstandsideologie ist das radikalste Beispiel

für ein an der Arbeiterbewegung orientiertes völkisches Konzept mit dem Anspruch der nationalen und sozialen Befreiung. Sie ist zugleich das extremste Beispiel für die Kulmination nationalen Denkens innerhalb der deutschen Arbeiterbewegung" (S. 245).

Pittwald liefert mit dieser Niekisch-Studie einen überaus wichtigen Beitrag zur Ideengeschichte der extremen Rechten im 20. Jahrhundert, auch hinsichtlich ihrer Berührungspunkte zur Arbeiterbewegung. Das übersichtliche Inhaltsverzeichnis, ein Personen- sowie ein Organisationsregister und ein ausführliches Literaturverzeichnis erhöhen Nutzen und Handhabbarkeit dieser wichtigen Arbeit.

1 *Ernst Niekisch, Hitler – ein deutsches Verhängnis. Zeichnungen von A. Paul Weber, Berlin 1932 (Reprint: Koblenz 1990).*
2 *Ernst Niekisch, Erinnerungen eines deutschen Revolutionärs, 2 Bde., Köln 1974.*
3 *Friedrich Kabermann, Widerstand und Entscheidung eines deutschen Revolutionärs. Leben und Denken von Ernst Niekisch, Köln 1973.*

Christoph Kopke

PLENER, Ulla: **Theodor Leipart. Persönlichkeit, Handlungsmotive, Wirken, Bilanz – Ein Lebensbild mit Dokumenten (1867–1947).** 1. Halbbd.: **Biographie** (= Reihe: Biographien europäischer Antifaschisten, Bd. 5). – Berlin: Trafo Verlag Weist 2000. 389 S.

Theodor Leipart. Persönlichkeit, Handlungsmotive, Wirken, Bilanz – Ein Lebensbild mit Dokumenten (1867–1947). 2. Halbbd.: **Dokumente.** Ausgewählt, bearb. und hrsg. von Ulla PLENER (= Reihe: Biographien europäischer Antifaschisten, Bd. 5). – Berlin: Trafo Verlag Weist 2001. 535 S.

Ulla Plener hat ein „Lebensbild mit Dokumenten" über Theodor Leipart, den Vorsitzenden des ADGB von 1921 bis 1923, vorgelegt. Der erste Halbband enthält eine Biographie Leiparts sowie eine detaillierte Chronik seines Lebens und Wirkens, der zweite Halbband eine umfangreiche Dokumentation seiner Reden und Schriften. Plener führt zwei Motive für die Herausgabe ihres rund 900 Seiten umfassenden „Lebensbildes" an. Erstens fehle eine Biographie über einen der bedeutendsten deutschen Gewerkschaftsführer, der die deutsche und auch die internationale Arbeiterbewegung „seit den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts maßgebend mit geprägt" habe (1. Halbbd., S. 11). Zweitens widerfahre Leipart in der historiographischen Literatur meist Unrecht. „Die einen nennen ihn einen Verräter an den Interessen der Arbeiterschaft, die anderen behandeln ihn überwiegend negativ, besonders wegen der Vorgänge beim ADGB im Februar-April 1933, nach Hitlers Machtübernahme, die ihm allein angelastet werden" (ebd., S. 12).

Diese Einschätzung ist falsch. Im Vergleich zur Kritik zeitgenössischer Beobachter hat Leipart sowohl in der BRD als auch in der DDR eine sehr milde Beurteilung gefunden.

Wenn Leipart in der BRD der „Makel politischer Fehlentscheidungen" anhaftete, wie der DGB-Vorsitzende Dieter Schulte in einem Gedenkartikel schreibt, dann nicht wegen seiner Politik 1933, sondern einzig und allein wegen seines Beitritts zur SED.[1] In der DDR wurde Leipart 1988 von einem führenden Gewerkschaftshistoriker als eine der „bedeutenden Gestalten der deutschen Arbeiterbewegung" gewürdigt, der die Kraft gefunden habe, „Lehren aus der Geschichte zu ziehen und sie zu beherzigen".[2] Leipart wird also keineswegs so negativ beurteilt, wie Plener es darstellt. Diese Fehlinterpretation resultiert vermutlich aus dem „verstehende[n] Interesse" (ebd., S. 18), das die Autorin im Laufe ihrer Forschungen gegenüber der Person Leipart entwickelt hat. Dies ist ihrem Produkt leider sehr schlecht bekommen. Leiparts Politik wird nicht kritisch analysiert, sondern in fast in allen wichtigen Aspekten gerechtfertigt. Darüber hinaus spiegelt das Buch auch die Konversion der Autorin vom kommunistischen zum reformistischen Flügel der Arbeiterbewegung wider: „Aus der Entfernung von 80 Jahren erscheinen das Agieren der Gewerkschaftler um Theodor Leipart im Nachhinein als zu vorsichtig und nicht weitgehend genug, ‚reformistisch' eben. Auf die beschleunigend wirkenden Straßenaktionen mochten sie sich – aus Furcht vor dem Bürgerkrieg – nicht stützen. Verrat war das nicht. Ihr Wirken war viel bodenständiger, konkreter, konstruktiver und letztlich ergiebiger als die revolutionären, aber wenig faßbaren und kaum handhabbaren Parolen der Verfechter des ‚reinen Rätesystems'" (ebd., S. 169).

Diese positive Beurteilung trifft aber nur dann zu, wenn man wie Plener „das heute (noch) bestehende sozialstaatliche Instrumentarium auf das engste mit dem Namen Theodor Leipart verbunden" sieht, aber von den realen politischen

Verhältnissen abstrahiert. Denn angesichts der revolutionären Situation 1918 bis 1920 bestand die politische Funktion der „Zentralarbeitsgemeinschaft" (ZAG) zwischen Gewerkschaften und Arbeitgebern und auch der Verabschiedung des Betriebsrätegesetzes darin, wie Bieber pointiert hinsichtlich der ZAG schreibt, „die soziale Revolution mit Hilfe der Arbeiterführer im Keime zu ersticken".[3] In Pleners Arbeit sucht man vergeblich einen Hinweis auf die Arbeiten Biebers und Karlludwig Rintelens über die Politik der Gewerkschaften im Ersten Weltkrieg. Statt dessen wird kritiklos die Phrase vom Verteidigungskrieg reproduziert, mit der die führenden Gewerkschafter ihre Burgfriedenspolitik und damit auch das Massenmorden legitimierten. Leipart sein kein Nationalist gewesen, denn er habe sich niemals „abfällig über andere Nationen geäußert oder die Deutschen gegenüber anderen Völkern höhergestellt". Seine „patriotische Gesinnung", so Plener, habe „sich bei ihm auf eine rational nicht erklärbare Weise mit dem selbstauferlegten Gebot" verbunden, auch im Kriege die Interessen der Arbeiterklasse „wirksam zu vertreten" (ebd., S. 122).

Die Frage, ob die Grenze zwischen gutem Patriotismus und schlechtem Nationalismus so einfach zu ziehen ist, wird von Plener erst gar nicht gestellt. Jedoch zeigen die Dokumente – insbesondere der Brief Leiparts an seinen toten Sohn (2. Halbbd., Dok. 29, S. 164–173) –, daß er ein Deutscher war, wie ihn der Kaiser sich besser nicht vorstellen konnte. Daß Leipart dabei den subjektiv redlichen Glauben hatte, im Interesse der Arbeiterschaft und der Nation zu handeln, soll hier nicht bestritten werden. Dies ist aber für die Beurteilung seiner Politik zweitrangig. Warum sich die deutschen Gewerkschaftsführer seit 1914 einerseits ideologisch und mental den herrschenden Eliten immer mehr anpaßten und andererseits um so unversöhnlicher gegen Kritiker aus den eigenen Reihen vorgingen, auch diese Frage sucht man vergeblich in Pleners Arbeit.

Wie stark diese Anpassung war, zeigt sich deutlich in dem nach 1945 verfaßten Manuskript Leiparts über „Die deutschen Gewerkschaften 1933". Darin schreibt er in der Diktion der deutschen Rechten: „Als den entscheidenden Grund für das Kommen und den Aufstieg Hitlers betrachte ich zwar das Versailler Friedensdiktat mit allen seinen Ungerechtigkeiten sowie die dauernden Drangsalierungen Deutschlands durch die Allierten nach dem Ersten Weltkrieg. Hierdurch war die große nationalistische Welle im deutschen Volke ausgelöst und fortdauernd neu gespeist worden" (ebd., Dok. 90, S. 472). Daß auch er selbst einen Anteil an dieser „großen nationalistischen Welle" hatte, darauf geht er nicht ein. In einer Rede vor Betriebsfunktionären in der Bundesschule des ADGB in Bernau hatte sich 1932 Leipart folgendermaßen geäußert: „Wir sind Kämpfer und keine schwächlichen Verständigungspolitiker. [...] Wir führen unseren sozialen Kampf im Interesse der Nation."[4]

Pleners Interpretation der „Bernauer Rede", die in der zeitgenössischen Öffentlichkeit zu Recht als Distanzierung des ADGB von der SPD und Bündnisangebot an die Rechte verstanden wurde, grenzt schon an Geschichtsklitterung. „Als traditionsverbundener und -gebundener Sozialdemokrat" könne Leipart „diese Position nicht vertreten haben", sondern die Rede sei ihm von seinem Mitarbeiter Lothar Erdmann vorgelegt worden, und er habe sie nur widerwillig gehalten (1. Halbbd., S. 252). „Daß sich Leipart (wie die anderen ‚Alten' im Vorstand) dem Druck der ‚Jungen' beugte und Reden wie die ‚Bernauer' nach deren Manuskript vortrug, ist wohl auch darauf zurückzuführen, daß der nunmehr schon Fünfundsechzigjährige (besonders nach dem Unfall vom Oktober 1929) nicht mehr die Kraft hatte, ihm zu widerstehen" (ebd., S. 253).

Abgesehen davon, daß der Satz grammatikalisch falsch ist, weil der Leser im unklaren darüber bleibt, wem Leipart nicht widerstehen konnte, Erdmann oder den „Jungen", ist Plener sich der Konsequenzen ihrer Argumentation nicht im klaren. Wenn Leipart tatsächlich dem „Druck" seiner Mitarbeiter nicht „widerstehen" konnte, hätte man ihn wegen Unfähigkeit als Vorsitzender des ADGB sofort absetzen müssen. Folgerichtig ist die „Bernauer Rede" auch nicht als Dokument abgedruckt, sondern nur in der Bibliographie angeführt mit dem Zusatz in Klammern: „nach einem Manuskript von Lothar Erdmann".

In ihrer Darstellung der Politik des ADGB nach der Machtübergabe geht Plener auf den entscheidenden Punkt nicht ein: Das Verhalten der Gewerkschaftsführung ist weitgehend unabhängig von der immer wieder diskutierten Frage zu beurteilen, ob es realistische Möglichkeiten des Widerstands gegen die nationalsozialistische Machtübernahme gab. Denn zu entschlossenen Aktionen gegen die nationalsozialistische Machthaber war die Führung des ADGB zu keinem Zeitpunkt bereit. Wie wenig selbstkritisch Leipart seine Politik 1933 sah, zeigt nicht zuletzt sein Manuskript über die deutschen Gewerkschaften 1933. Dort heißt es, die Angst vor der Arbeitslosigkeit habe

den „letzten Rest von Solidaritätsgefühl und Kameradschaftsgeist" zerstört. „Nur so läßt sich einigermaßen erklären, daß am 2. Mai kein einziger Betrieb im ganzen Reich zu einem Proteststreik gegen die gewaltsame Besetzung der Verbandshäuser (der Gewerkschaften) den Mut gefunden hat. Die einst so vorbildliche Verbundenheit mit den Gewerkschaften und ihren Prinzipien war leider stark gelockert auch bei denen, die noch ihre Beiträge zum Verband weiter zahlten und die Versammlungen besuchten" (2. Halbbd., Dok. 90, S. 470 f.).

Die Selbstgerechtigkeit und die Identifikation der eigenen Interessen mit denen der gesamten Klasse, die in diesen Zeilen zum Ausdruck kommen, ließen bei Leipart nicht den Gedanken aufkommen, daß die von ihm an führender Stelle betriebene Politik einen großen Teil dazu beigetragen hat, daß die deutsche Arbeiterklasse 1933 kampflos kapitulierte. In einer Gesamtbewertung seiner Person wiegt diese Verantwortung schwerer als die Verdienste, die er sich um die deutsche Arbeiterbewegung erworben hat. Denn Leipart wußte, mit wem er es auf seiten der herrschenden Klasse zu tun hatte. Zwar weist er auf die große Verantwortung der Unternehmer für den Aufstieg Hitlers hin. Aber wieso sollten gerade diese Unternehmer eine „sachliche" und „vernünftige Stellung" einnehmen, wenn ihr „Haß gegen die organisierten Arbeiter und jeden Sozialdemokraten" auch nach 1918 „fast unvermindert" fortdauerte. „Ich sehe das Gesicht Hugenbergs [...] heute noch vor mir. [...] Es war ein Gesicht so voller Zorn und Wut, wie ich es ähnlich auch sonst in meinem Leben bei vielen Lohnverhandlungen gesehen habe" (ebd., Dok. 90, S. 472).

1 *Dieter Schulte, Gewerkschafter im Widerstand, in: Gewerkschaftliche Monatshefte, Jg. 45 (1994), S. 620–624.*

2 *Heinz Deutschland, Theodor Leipart zur Einheit der Arbeiterbewegung, in: Beiträge zur Geschichte der Arbeiterbewegung, Jg. 29 (1987), S. 350–363, hier S. 350, 354.*

3 *Hans-Joachim Bieber, Gewerkschaften in Krieg und Revolution. Arbeiterbewegung, Industrie, Staat und Militär in Deutschland 1914–1920, 2 Bde., Hamburg 1981, Bd. 2, S. 614.*

4 *Zitiert nach Detlev Brunner, Bürokratie und Politik des Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbundes 1918/19 bis 1933, Köln 1992, S. 242.*

Dieter Nelles

MENSING, Wilhelm: **Von der Ruhr in den GULag. Opfer des Stalinschen Massenterrors aus dem Ruhrgebiet.** In Zusammenarbeit mit Peter ERLER. – Essen: KlartextVerlag 2001. 396 S.

Am 10. Juni 1932 veröffentlichte die „Rote Fahne", das Zentralorgan der KPD, einen Brief von 56 Bergleuten, die sich mit der Bitte, sie wieder als Arbeiter in der UdSSR aufzunehmen, an den Zentralrat der sowjetischen Gewerkschaften gewandt hatten. Im Brief bereuten sie ihren „Fehler", leichtsinnig den Arbeitsplatz in Rußland verlassen zu haben. „In Essen sind mir die Augen aufgegangen darüber, wo es dem Arbeiter besser geht, wo es mit der Lebenshaltung der Arbeiter aufwärts geht: nicht im kapitalistischen Deutschland der Not und des Elends, des Lohnraubs und des Unterstützungsraubs, der Massenarbeitslosigkeit und des Hungers, sondern in Sowjetrußland, in dem Lande des siegreichen Aufbaus des Sozialismus."

Im Kommentar zum Brief ging die Redaktion nicht weiter auf die Gründe ein, die die Bergleute zuvor zur Ausreise bewogen hatten, sondern stellte die „Wachstumsschwierigkeiten der Sowjetunion" den „Niedergangserscheinungen in den kapitalistischen Staaten" gegenüber. „Dieser Brief", heißt es abschließend, „bedarf keines Kommentars. Er schlägt all die frechen Lügen der Nazis und der Sozialdemokratie. Er zeigt jedem unbefangenen Arbeiter in Deutschland, daß der Arbeiter, der einmal in der Sowjetunion gearbeitet hat, keine andere Sehnsucht kennt, als die Rückkehr in dieses Land des sozialistischen Aufbaus, er zeigt schließlich, daß nur dort, wo die Arbeiterklasse herrscht, Arbeit und Brot für alle vorhanden ist."

Diese Agitationskampagne in der „Roten Fahne" beleuchtet schlaglichtartig die tatsächliche Situation in Sowjetrußland und die Befangenheit der in Zugzwang geratenen KPD-Führung. Egal, ob die auf 20000 geschätzten deutschen Rußlandfahrer aus den Glashütten im Thüringer Wald (beschrieben von Gerd Kaiser), den Metallurgiebetrieben (beschrieben von Oleg Dehl) oder den Berliner Elektrokonzernen (beschrieben von Sergej Shurawljow) als Facharbeiter in die Sowjetunion reisten, sie machten an jedem Produktionsstandort die selben Erfahrungen wie die Bergleute aus dem Ruhrgebiet. Viele Facharbeiter kehrten, nachdem ihr Vertrag abgelaufen war, dem Sowjetland den Rücken. Die Gründe hierfür reichten vom Vertragsbruch durch die russische Seite bis hin zu den Lebensverhältnissen, mit denen die Männer oder ihre mitreisenden Familienmitglieder nicht

klarkamen. Meinhard Stark, Ulla Plener und Carola Tischler haben die Stimmen der Zeitzeugen festgehalten.

Wilhelm Mensing und Peter Erler gehen mit ihrem sorgfältig recherchierten Buch weit über diese Studien hinaus und setzen Maßstäbe für die weitere Arbeit. Weil sie bei der Auswahl der Personen zwangsläufig bestimmten Auswahlkriterien folgen mußten, kommen die Namen der Unterzeichner des oben zitierten Briefes im Buch nicht vor. Bis auf Ludwig Bammerlin (in der „Roten Fahne" Bammerlein) aus Essen kehrte keiner der Bittsteller in die Sowjetunion zurück. Mit ihrer Unterschrift unter den Brief hatten sie offensichtlich ihre Schuldigkeit getan. Niemand konnte wissen, daß die Weigerung der sowjetischen Seite, die Abtrünnigen wieder einreisen zu lassen, wohl vielen von ihnen das Leben rettete. Den 55 blieb im Unterschied zu den im Band vorgestellten Arbeitskollegen der Weg in den Gulag erspart. Ludwig Bammerlin wurde in der Sowjetunion verhaftet und gilt seitdem als verschollen. Der Mitunterzeichner des Briefes Gustav Sobotka aus Essen, der nach Grischino reiste und Arbeit im Schacht Zentralnaja fand, ist weder mit Gustav Sobottka sen. noch jun. identisch. Sobottka sen. hatte sich bei Georgi Dimitroff vergeblich um die Rehabilitierung seines Sohnes bemüht, der als „Mitglied der Hitler-Jugend-Organisation in der UdSSR" verhaftet „und in einem sowjetischen Gefängnis verstorben" ist.

Ähnliche Leidenswege sind im Abschnitt zwei des Buches dokumentiert, der vier ausgewählte biographische Skizzen (Willi Harzheim, Arnold Klein, Irene Marsmann-Berger und Gustav Sobottka jun.) sowie 186 Kurzbiographien Verfolgter, Ausgewiesener, Verschollener oder zum Tode Verurteilter, darunter Einzelpersonen, Ehepaare und Familien (S. 167–360), enthält. Über Willi Harzheim, den Arbeiterschriftsteller aus Horst, liegt inzwischen eine von Mensing herausgegebene und eingeleitete Broschüre (Essen 2001) vor.

Der erste Abschnitt des Buches (S. 14–125) dient der Darstellung des Alltags in der Sowjetunion. Mit dieser Skizze haben die Autoren eine Lücke in der deutschen Fachliteratur geschlossen, denn bisher lag eine vergleichbare Beschreibung nur aus der Sicht der österreichischen Emigranten (Österreicher im Exil. Einleitung und Bearbeitung von Barry McLoughlin und Hans Schafranek, Wien 1999) vor.

Ein Dokumentenanhang und zahlreiche Register erleichtern das Auffinden und Zuordnen der betreffenden Personen und Orte des Geschehens. Unter www.klartext-verlag.de können zusätzliche Quellenhinweise eingesehen und heruntergeladen werden.

Wladislaw Hedeler

Gibt es ein Leben ohne Arbeit? Arbeitslosigkeit in Kunst und Medien – Mangel und Hoffnung. Hrsg. von Rainer NOLTENIUS unter Mitarbeit von Volker ZAIB (= Schriften des Fritz-Hüser-Instituts für Deutsche und Ausländische Arbeiterliteratur der Stadt Dortmund; Reihe 1: Ausstellungskataloge zur Arbeiterliteratur, Bd. 9). – Essen: Klartext Verlag 2000. 160 S.

Gibt es ein Leben ohne Arbeit? Mit dieser ebenso provokanten wie aktuellen Frage wenden sich die Herausgeber des vorliegenden Buches, das das Fritz-Hüser-Institut anläßlich seines 75jährigen Bestehens publiziert hat, an die Öffentlichkeit. Fritz Hüser, am 4. Oktober 1908 in Mülheim an der Ruhr geboren, war ein äußerst ungewöhnlicher Repräsentant der Arbeiterbewegung. Nach dem frühen Verlust seiner Eltern wuchs er bei seinem Großvater, einem engagierten Vertreter des Bergarbeiterverbandes, auf, der ihm erste Begegnungen mit der Welt der Arbeiterliteratur ermöglichte. Bereits in der Volksschule fiel das lebhafte literarische Interesse des Jungen auf, der zu dieser Zeit auch den „Kleinen Leitfaden für Arbeiter-Bibliotheken" von Ernst Mehlich (Dortmund 1910) entdeckte.

Seinen politischen Standort fand Hüser während seiner Ausbildung zum Former bei der Dortmunder Werkzeugmaschinenfabrik Wagner & Co. Als gewerkschaftlicher Jugendvertreter und Mitglied der Sozialistischen Arbeiterjugend der SPD knüpfte er erste Kontakte mit den damaligen Arbeiterdichtern Heinrich Lersch, Karl Böger und Kurt Kläber, und er begann seit 1923 mit der gewissenhaften Sammlung von Briefen, Zeitungs- und Zeitschriftenausschnitten, Dokumenten, Büchern, Broschüren, Sonderdrucken und Programmen (literarischer Zeugnisse). Während das Gros dieser Arbeiterliteratur dem Vernichtungsfeldzug der nationalsozialistischen Diktatur zum Opfer fiel, gelang es Hüser, sein umfangreiches Privatarchiv dem Zugriff zu entziehen und damit der Nachwelt zu erhalten.

Lebensgefährliche Verletzungen, hervorgerufen durch einen schweren Betriebsunfall, zwangen Hüser zu einer beruflichen Neuorientierung. Er ließ sich zum Diplom-Bibliothekar umschulen,

wurde zunächst Werksbüchereileiter, nach dem Krieg Organisator des Volksbüchereiwesens in Dortmund und baute in den Jahren bis 1958 die Stadtbücherei systematisch auf und aus. Sein größtes Verdienst erwarb er sich jedoch mit der Einrichtung des „Archivs für Arbeiterdichtung und soziale Literatur", das er 1973 als Stiftung der Stadt Dortmund übergab. Hieraus erwuchs ein bis heute in der Bundesrepublik und in Europa einzigartiges Institut mit den Forschungsschwerpunkten Arbeiterkultur, soziale Literatur sowie inzwischen auch Arbeitslosigkeit und Obdachlosigkeit.

In seinem einleitenden Beitrag betont Rainer Noltenius, der heutige wissenschaftliche Leiter des Instituts, daß man anläßlich des Jubiläums nicht die Vergangenheit feiern, sondern die Bedeutung des Instituts für die Gegenwart und Zukunft herausstellen möchte. Die Aufgaben des Instituts, das sich als wissenschaftlicher Dienstleister versteht, haben sich gewandelt. Die Sammlung von Angestelltenliteratur, welche die Arbeiterliteratur inzwischen abgelöst hat, sowie von Literatur der Obdachlosen, Unterprivilegierten und Ausgegrenzten steht nunmehr im Mittelpunkt des Forschungsinteresses.

Ausgangspunkt der vorliegenden Arbeiten sind denn auch die aktuellen, in den Industriegesellschaften Europas und Amerikas immer schmerzlicher erlebten Widersprüche: Ein Teil der Bevölkerung lebt von der durch Automatisierung und Rationalisierung insgesamt abnehmenden Erwerbsarbeit, wobei paradoxerweise die Zahl der Überstunden weltweit zunimmt. Wachsende Teile der Bevölkerung müssen dagegen ganz ohne Erwerbsarbeit oder aber mit Teilzeitarbeit bis hin zu den sogenannten Billigjobs zurechtkommen, während andererseits eine Minderheit allein vom Finanzkapital mehr als gut leben kann. Etwas Weiteres kommt hinzu: Während die öffentlichen politischen und wirtschaftlichen Debatten noch immer fast ausschließlich die schrumpfende Erwerbsarbeit bei der „Bekämpfung" der Arbeitslosigkeit im Blick haben, findet die Lebenszeit ohne Erwerbsarbeit, in der dennoch zumeist unvergütete (häufig ehrenamtliche) Beschäftigungen und Tätigkeiten ausgeübt werden, nicht das ihr gebührende Interesse. Gefragt wird folgerichtig auch nach den Chancen, die sich durch die stetig wachsende Lebenszeit ohne Arbeit für die Humanisierung des gesellschaftlichen Lebens ergeben.

In fünf Kapiteln werden Risiken und Chancen von Arbeit und Arbeitslosigkeit aus unterschiedlichen Perspektiven betrachtet. Am Anfang stehen historische und theoretische Erwägungen, die beispielsweise zeigen, daß das Ethos der Arbeit erst mit der Industrialisierung zu Beginn des 19. Jahrhunderts entstand, bereits in der Mitte des 19. Jahrhunderts vereinzelt, beispielsweise durch Paul Lafargue, in Frage gestellt wurde und dennoch besonders in der deutschen Arbeiterschaft eine sinnstiftende Wirkung entfaltete. Während der Schriftsteller Josef Reding den sozialpolitischen Skandal des Ausschlusses großer Bevölkerungsteile geißelt und sich die klassische Forderung der Gewerkschaften „Arbeit für alle" zu eigen macht, entwickelt der Kulturhistoriker Hermann Glaser Visionen zur Neuverteilung und -bewertung von Arbeit wie auch zum Abbau der Arbeitslosigkeit.

Da drei der hier abgedruckten Autoren ihre Thesen auf einer im November 1998 veranstalteten Tagung des Fritz-Hüser-Instituts vorstellten, in deren Verlauf sich eine rege Diskussion entfaltete, entschloß sich der Herausgeber, die Ergebnisse in das Buch mit aufzunehmen. Im Mittelpunkt der Debatte standen die Definition des Arbeitsbegriffes sowie die Relevanz von Arbeit und Arbeitslosigkeit im poltischen, gesellschaftlichen und privaten Leben.

Ein Auszug aus Erich Kästners Roman „Fabian", die dramatische Szene „Heimkehr" von Franz Xaver Kroetz sowie die Gedichte „Sie gehen ins Geschäft" von Kurt Tucholsky und das „Manifest der Faulheit" von Reinhard P. Gruber eröffnen das Kapitel „Literatur" und verdeutlichen erneut die unterschiedlichen Sichtweisen: Arbeitslosigkeit als Stillstand und schweres persönliches Unglück einerseits, Polemik gegen die Verabsolutierung der Arbeit andererseits. Ein Beitrag über Theaterstücke zur Arbeitslosigkeit, zum Teil von Arbeits- und Obdachlosen selbst aufgeführt, sowie ein Porträt der amerikanischen Autorin Tillie Olsen, die in ihrem Roman „Erzähl mir ein Rätsel" die psychischen und sozialen Befindlichkeiten einer amerikanischen Hausfrau im Ruhestand beleuchtet, runden das Kapitel ab.

Das dritte Kapitel ist der Darstellung von Arbeit und Arbeitslosigkeit in der Bildenden Kunst des späten 19. und 20. Jahrhunderts gewidmet und wird mit einem umfangreichen Bildessay eingeleitet, an den sich Beiträge zur Bedeutung des Malers der Arbeits- und Wohnungslosen, Hans Tombrock, sowie zur Darstellung der Arbeitslosigkeit in der Kunst der Weimarer Republik anschließen.

Mit der Darstellung von Arbeit und Arbeitslosigkeit in den Massenmedien beschäftigt sich

das vierte Kapitel, in dem zunächst die vier Filme „The Crowd" von King Vidor, „Fahrraddiebe" von Vittorio de Sica, „Metall und Melancholie" von Heddy Honigmann sowie „Wittstock, Wittstock" von Volker Koepp vorgestellt werden. Eine neue erstaunliche Entwicklung im amerikanischen Fernsehen wie auch in amerikanischen Comicstrips zeigt Sherry Linkon auf: die Tendenz einiger Unterhaltungsserien, die zunehmend schlechter bezahlte Arbeit und den sozialen Absturz im heutigen Amerika zu thematisieren.

Inwieweit können aber wissenschaftliche, künstlerische, literarische oder mediale Visionen einer neuen Arbeitskultur in der harten Lebenswirklichkeit umgesetzt werden? Im fünften Kapitel, in dem die Umsetzung von Visionen durch verschiedene innovative Gruppen und Initiativen thematisiert wird, versuchen Autoren eine Antwort auf diese Frage zu geben. Zum hier vorgestellten „Markt der Möglichkeiten" zählen beispielsweise die „Gib und Nimm Zentrale", die statt Arbeit gegen Geld Arbeit gegen Arbeit tauscht, die Wohnungslosenzeitschrift „BODO" (steht für Bochum/Dortmund) oder aber der Verein „Zwischen Arbeit und Ruhestand", in dem sich durchaus unterschiedlich motivierte, nicht mehr am Arbeitsleben teilhabende Menschen auf den Ruhestand vorbereiten.

Den sozusagen dramaturgischen Höhepunkt des ungewöhnlichen Buches stellt das ebenso provozierende wie anrührende, schräge wie originelle „Manifest der Glücklichen Arbeitslosen" dar, das zwar heftige Reaktionen auslösen, jedoch niemanden gleichgültig lassen dürfte. Hier eine Leseprobe: „Wir wissen alle, daß Arbeitslosigkeit nicht abgeschafft werden kann. Läuft der Betrieb schlecht, dann wird entlassen, läuft er gut, dann wird in Automatisation investiert – und auch entlassen. In früheren Zeiten wurden Arbeitskräfte gefordert, weil es Arbeit gab. Nun wird verzweifelt Arbeit gefordert, weil es Arbeitskräfte gibt, und keiner weiß, wohin mit ihnen, denn Maschinen arbeiten schneller, besser und billiger."

Fazit: Das Fritz-Hüser-Institut hat ein ebenso wichtiges wie lesenswertes Buch zu den sozialpolitischen Themen vorgelegt, die die gegenwärtige politische, wirtschaftliche und gesellschaftliche Diskussion beherrschen – Arbeit und Arbeitslosigkeit. Unangenehme Wahrheiten werden in seltener Deutlichkeit angesprochen und diskutiert. Was gibt es von einem Buch Besseres zu sagen als folgendes? Hat man es aufgeschlagen, legt man es so schnell nicht wieder weg.

Reinhard Krämer

Die Revolutionen von 1848 in der europäischen Geschichte. Ergebnisse und Nachwirkungen. Beiträge des Symposions in der Paulskirche vom 21. bis 23. Juni 1998. Hrsg. von Dieter LANGEWIESCHE (= Historische Zeitschrift, Beih., N. F., Bd. 29). – München: R. Oldenbourg Verlag 2000. 178 S.

Das vorliegende Beiheft 29 der Historischen Zeitschrift enthält die Beiträge einer wissenschaftlichen Tagung, die aus Anlaß des 150. Jubiläums der Revolution von 1848/49 im Juni 1998 in der Paulskirche in Frankfurt am Main stattgefunden hat. Ausgerichtet wurde sie vom wissenschaftlichen Beirat der Frankfurter Ausstellung „1848 Aufbruch zur Freiheit", einer Ausstellung, die am 18. Mai 1998, dem Jahrestag des Zusammentritts des ersten gesamtdeutschen Parlaments, eröffnet, viel beachtet und wegen „ihrem konservativen Geschichts- und Gesellschaftsbild"[1] auch kritisiert wurde.

Lothar Gall, der an dieser Ausstellung federführend beteiligt war, hebt einleitend als bestimmende Aspekte der Tagungsbeiträge einerseits den europäischen Vergleich und andererseits die Rezeptionsgeschichte hervor. Wie Gabor Erdödy, der zum Thema Revolutionserbe und nationale Selbstbehauptung in Ungarn referierte, meint auch Gall, „daß es erst bei der 150-Jahrfeier der Revolution von 1848 möglich ist, sie ohne einseitige politische Parteinahme in ihrer ganzen Komplexität und Ambivalenz zu würdigen" (S. 4), eine höchst verwunderliche Feststellung angesichts einer völlig anders gearteten Realität historischen Gedenkens, die natürlich auch bei diesem Anlaß je nach politischer Partei- oder Richtungszugehörigkeit des Betrachters differierte.

Dieter Langewiesche stellt Überlegungen zur Wirkungsgeschichte der europäischen Revolutionen von 1848 an. Er wendet sich gegen das verbreitete Deutungsmuster, alle negativen Erscheinungen in der deutschen Geschichte der folgenden hundert Jahre auf das Mißlingen der Revolution von 1848 zurückzuführen. Als Kern der Forderungen von 1848 bezeichnet er Beteiligung der Bürger am Staat, ihre rechtliche und politische Gleichheit im Staat und Sicherung ihrer Rechte vor dem Staat (S. 9), eine Sicht, die die von den sogenannten unterbürgerlichen Schichten erhobenen sozialen Ansprüche und Forderungen ausblendet. Es sei 1848/49 nicht gelungen, „Europa zu einer Ordnungsidee zu formen, von der politische Gestaltungskraft ausgehen konnte" (S. 21), eine zweifellos zutreffende Feststellung, die sich gleichwohl gegen den Verdacht zu verwahren hat,

1848/49 wie das ganze nationalstaatlich geprägte 19. Jahrhundert historisch zu überfordern.

Heinz-Gerhard Haupt stellt in einem instruktiven Beitrag für Frankreich fest, daß trotz ihres Scheiterns von der Revolution 1848 nachhaltige positive Wirkungen ausgingen. Drei Prozesse seien, wenn auch nicht initiiert, so doch wesentlich vorangetrieben beziehungsweise geprägt worden, erstens die Verankerung der republikanischen Idee in der Landbevölkerung, zweitens die Entwicklung einer politischen Kultur und drittens die Arbeiterbewegung. „Von einer geglückten Revolution, ja der wohl einzig geglückten jenen Jahres" (S. 55), meint Peter Stadler bezüglich der Schweiz sprechen zu können. Er verweist darauf, daß die Schweiz nach dem Sonderbundskrieg 1847 von einer neuen Führungsschicht geleitet wurde, die sowohl die politische als auch die wirtschaftliche Macht behauptete, während in allen anderen von der Revolution erfaßten Ländern Europas die alten Eliten ihre Vormacht behielten beziehungsweise zurückeroberten.

Mit der Frage nach der Bedeutung der Revolutionen von 1848 für die Rechtsentwicklung in Europa beschäftigt sich der Beitrag von Jörg-Detlef Kühne. Aus rechtlichem Blickwinkel sei an den seinerzeitigen Parallelrevolutionen vor allem bemerkenswert: „Sie sind sämtlich spezifische Verfassungsrevolutionen, indem sie auf Verfassungsgebung in modernem Sinne aus sind" (S. 57). Diese Perspektive läßt die soziale Komponente des Revolutionsgeschehens außer acht. Die gleiche eingeschränkte Sichtweise offenbart sich, wenn versäumt wird zu erwähnen, daß der den Revolutionen des Jahres 1848 mit Recht zugeschriebene „Gleichheitsschub" sich vorwiegend auf die politische Ebene beschränkte, den sozialen Bereich dagegen aussparte.

Christof Dippers Thema ist Italien 1848/49 aus deutscher Perspektive. Zu den zahlreichen Unterschieden zwischen Deutschland und Italien gehört, daß in letzterem 1848 die soziale Frage – gemeint ist der Widerspruch zwischen Kapital und Arbeit – noch kaum eine Rolle spielte. Fragwürdig erscheint die Feststellung, für Italien könne nicht von einer Revolution, sondern nur von Aufständen in einzelnen Landesteilen gesprochen werden. Zur Revolution von 1848 in der europäischen Kunst äußert sich Thomas W. Gaethgens. Er untersucht Gemeinsamkeiten und Unterschiede der zahlreichen Barrikadendarstellungen einerseits in Frankreich und andererseits in Deutschland sowie die Bemühungen um die Schaffung allegorischer Bildwerke auf die Republik in Frankreich sowie auf die nationale Einheit und die Freiheit in Deutschland.

Wolfram Siemann schließlich widmet sich unter dem Titel „Der Streit der Erben – deutsche Revolutionserinnerungen" einem Thema, das aus Anlaß des hundertfünfzigsten Revolutionsjubiläums mehrfach erörtert wurde. Bemerkenswert und verdienstvoll ist die – soweit ich sehe – erstmalige Analyse des 1898 von der Stadtverordnetenversammlung in Frankfurt am Main beschlossenen und 1903 errichteten Einheitsdenkmals, das – dem herrschenden wilhelminischen Zeitgeist verpflichtet – die Revolution von 1848/49 als Schritt auf dem Weg in die preußisch dominierte deutsche Einheit interpretierte. Mit zum Teil neu erschlossenen Details belegt der Autor die unterschiedliche Sicht auf 1848 insbesondere in den Gedenkjahren 1873, 1898, 1923, 1948 und 1973. Als überhöht bewertet erscheint die erstmalige Beschäftigung mit 1848 durch einige Repräsentanten der akademisch installierten Historikerschaft am Ausgang des 19. Jahrhunderts (Max Lenz, Hermann Oncken, Erich Marcks) als „entscheidende[r] Paradigmenwechsel im wissenschaftlichen Umgang mit der Revolution" (S. 136). Ein wirklicher Paradigmenwechsel in der Bewertung von 1848/49 als Höhepunkt der deutschen Geschichte des 19. Jahrhunderts (anstelle von 1870/71) setzte sich in der bundesdeutschen Historikerschaft mehrheitlich erst reichlich siebzig Jahre später durch. Auch die in Übereinstimmung mit Lothar Gall geäußerte Ansicht, daß „die Gedenkveranstaltungen 1998 weitgehend frei von Kontroversen oder Vereinnahmungen der verschiedenen politischen Parteien" geblieben seien (S. 152), stimmt – wie bereits erwähnt – mit den Wahrnehmungen des Rezensenten nicht überein.

1 *Eberhard Dähne und Margret Steen, „Die Freiheit und der Äppelwein sind heuer gut geraten". 1848 in Frankfurt, Frankfurt a. M. 1999, S. 9.*

Helmut Bleiber

JANSEN, Christian: **Einheit, Macht und Freiheit. Die Paulskirchenlinke und die deutsche Politik in der nachrevolutionären Epoche 1849–1867** (= Beiträge zur Geschichte des Parlamentarismus und der politischen Parteien, Bd. 119). – Düsseldorf: Droste Verlag 2000. 687 S.

Diese als Bochumer Habilitationsschrift entstandene Untersuchung ist einem Thema gewidmet, das bislang von der Forschung auffallend vernachlässigt worden ist. Das gilt in doppelter Hinsicht, einmal für den behandelten Zeitraum, zum anderen für die vorgestellte politische Strömung. Die 1850er Jahre, so ist nicht zu Unrecht bemerkt worden, seien das am wenigsten erforschte Jahrzehnt der jüngeren deutschen Geschichte, und „Linksliberale und bürgerliche Demokraten", so der Autor, wurden „von den unterschiedlichen Hauptströmungen der deutschen Historiographie in den letzten 150 Jahren gleichermaßen geringgeschätzt" (S. 17). Gegenstand der Darstellung sind die politischen Bestrebungen der linksliberalen und demokratischen Abgeordneten der deutschen Nationalversammlung 1848/49 in der nachrevolutionären Epoche. Wie allgemein üblich, gelten dem Autor als Repräsentanten des Linksliberalismus in der Paulskirche die Fraktionen Württemberger Hof und Westendhall. Die Fraktionen der Demokraten waren der Deutsche Hof und der Donnersberg.

Von den 215 Abgeordneten, die diesen Fraktionen angehörten, konnten für rund 50 Quellen erschlossen werden, die deren Haltung zu politisch relevanten Fragen während des Untersuchungszeitraums belegen. Als Fragen dieser Kategorie bewertet der Verfasser die nach den territorialen Grenzen Deutschlands, nach seiner staatlichen Struktur und inneren Verfassung sowie nach dem Weg, um das angestrebte Ziel zu erreichen. Als durch ihre politische und publizistische Rolle aus der von ihm erfaßten Gruppe hervorragend nennt der Autor Arnold Ruge, Julius Fröbel, Ludwig Bamberger, Johann Nepomuk Berger, Karl Biedermann, Carl August Fetzer, Carl Giskra, Johann Jacoby, Wilhelm Löwe, Carl Mayer, Gottlob Tafel, Franz Wigard, Heinrich Wuttke sowie Moritz Hartmann, Adolph Kolatschek, Georg Friedrich Kolb, Ignatz Kuranda, Emil Adolph Roßmäßler, Wilhelm Schulz-Bodmer, Franz Schuselka, Ludwig Simon, Jakob Venedey, Friedrich Theodor Vischer, Carl Vogt.

Wie mehrere Namen in dieser Aufzählung zeigen, werden demokratische und linksliberale Paulskirchenabgeordnete aus dem ganzen Deutschen Bund berücksichtigt, die Zurückprojektion der Grenzen der kleindeutsch- großpreußischen Reichsgründung von 1871 und damit der Blick auf Geschichte in erster Linie von ihrem Ergebnis her vermieden. Sein Anliegen, so der Verfasser, sei es, einen Beitrag zu leisten „zur Wiederentdekkung einer Traditionslinie, die durch den auf Preußen und das spätere Reich verengten Blickwinkel der Historiographie weitgehend unbekannt ist" (S. 17 f.).

Ein Ergebnis, zu dem der Autor kommt, besagt, die führenden Repräsentanten der Paulskirchenlinken hätten „nie den Kotau vor der Aristokratie wie manche aus dem gemäßigten Liberalismus oder aus der nachgewachsenen Politikergeneration stammende Nationalliberale" vollzogen (S. 611). Durch ihren „Kult der Einheit" hätten sie maßgeblich zur Zurückdrängung von einzelstaatlichem Patriotismus und zur Verbreitung von deutschem Nationalbewußtsein beigetragen. Aus den Reihen der Paulskirchenlinken „hielten viele den Nationalstaat für eine notwendige historische Entwicklungsstufe und für einen Motor der inneren Liberalisierung" (S. 615). Einer kleinen pazifistischen Strömung habe das Gros gegenübergestanden, das seine Hoffnungen auf den Krieg als Motor des historischen Fortschritts richtete. Dem Weiteragieren der bürgerlichen Linken auch nach der Niederlage der Revolution sei das Wachhalten der Liberalisierungs- und Demokratisierungsforderungen von 1848 zu danken, die dann in den sechziger Jahren freilich nur teilweise verwirklicht werden konnten. Insgesamt seien die Ideen der Linken von 1848 als gescheitert anzusehen. Das Deutsche Reich „war nicht die in der Verfassung von 1848 konzipierte konstitutionelle Monarchie mit einem weitreichenden Grundrechtekanon und wurde erst recht nicht den weitgehenden Demokratisierungsforderungen des republikanischen Radikalismus in der Paulskirche gerecht" (S. 617).

Ein sieben Seiten umfassender Exkurs befaßt sich mit den Paulskirchenlinken in den Arbeiterorganisationen. „Die Arbeiterbewegung", so der Autor, „wurde von diesen Demokraten als Arbeiterbildungsbewegung verstanden, die sich politisch eng an die Fortschrittspartei anlehnen sollte" (S. 496). Und: „Die Emanzipation der unterbürgerlichen Schichten und Staatsinterventionen zu ihren Gunsten sollten immer zu ihrer Verbürgerlichung führen" (S. 494). Näher eingegangen wird auf Emil Adolph Roßmäßlers Bemühungen um die Arbeiterbildung. Als Ausnahmeerscheinung wertet der Verfasser das Wirken Heinrich Wuttkes

im ADAV. Johann Jacobys Eintritt in die SDAP zu Beginn der siebziger Jahre wird in einer Fußnote vermerkt. Wilhelm Wolff wird in diesem Exkurs nicht einmal erwähnt.

Das Buch ist handwerklich solide und gründlich gearbeitet. Es basiert auf einer umfassenden Erschließung und Auswertung von Quellen und Literatur. Fehler im Faktischen sind dem Autor kaum unterlaufen. Um eine Ausnahme zu denunzieren: Mitglied des Vorparlaments war nicht Oskar Reichenbach, sondern sein älterer Bruder Eduard (S. 46). Aufmerksam zu machen ist auf eine gelegentliche Tendenz zur Beschönigung der „Helden" der Untersuchung. Wie anders sollte man bewerten, daß etwa die den Glanz des Bildnisses von Carl Vogt eintrübenden Darlegungen von Jacques Grandjonc und Hans Pelger (aus dem Jahre 1990) in dem Buch nicht zur Kenntnis genommen und in einer neueren Publikation als irrelevant abgetan werden (Marx-Engels-Forschungsberichte, Nr. 6, Leipzig 1990, S. 37 ff.; Politische Netzwerke durch Briefkommunikation. Hrsg. von Jürgen Herres und Manfred Neuhaus, Berlin 2002, S. 49 ff.)?

Helmut Bleiber

PURPUS, Andrea: **Frauenarbeit in den Unterschichten. Lebens- und Arbeitswelt Hamburger Dienstmädchen und Arbeiterinnen um 1900 unter besonderer Berücksichtigung der häuslichen und gewerblichen Ausbildung** (= Hamburger Beiträge zur beruflichen Aus- und Weiterbildung, Bd. 29). – Münster, Hamburg und London: LIT Verlag 2000. X, 361 S.

„Adlige, Arbeiterinnen und ...". Frauenleben in Stadt und Land Hannover vom 17. bis zum 20. Jahrhundert. Hrsg. von Karin EHRICH und Christiane SCHRÖDER (= Materialien zur Regionalgeschichte. Hrsg. im Auftrag des Kommunalverbandes Großraum Hannover und des Niedersächsischen Instituts für Historische Regionalforschung e. V. von Axel Priebs und Carl-Hans Hauptmeyer, Bd. 1). – Bielefeld: Verlag für Regionalgeschichte 1999. 351 S.

Die vorliegenden Arbeiten vereint nicht nur ihr geschlechtergeschichtlicher und regionalhistorischer Ansatz, sondern auch, daß die Zielsetzungen der Autorin bzw. Herausgeberinnen darüber hinaus gehen, frauen- und geschlechterhistorische Forschungslücken zu schließen. Zwar stehen beide Arbeiten in der Tradition, Frauen in der Geschichte sichtbar machen zu wollen, doch Purpus will in ihrer Arbeit über „Frauenarbeit in den Unterschichten" das berufspädagogische Interesse auf die historischen Zusammenhänge von Mädchenerziehung und -ausbildung lenken. Und der Kommunalverband Großraum Hannover und das Niedersächsische Institut für Regionalforschung unterstützen den Sammelband von Ehrich und Schröder, weil sie sich durch die Veröffentlichung einen positiven Effekt auf das Regionalbewußtsein erhoffen.

Die Ungleichheit der Geschlechter begegnet uns als massive soziale Ungleichheit. Bis heute sind Frauen bei Erwerbseinkommen und Führungspositionen Männern gegenüber klar benachteiligt, bei allen notwendigen Differenzierungen innerhalb der beiden Gruppen.[1] Andrea Purpus beschäftigt sich in ihrer Dissertation mit der Frauenarbeit in den Unterschichten um 1900, also mit einer Zeit, die als Ausgangspunkt einer langfristigen Entwicklung zu sehen ist.

Seit dem Ende des 19. Jahrhunderts ist der Anteil der erwerbstätigen Frauen in Industrie und Handwerk stetig gestiegen. Hier werden die Lebens- und Arbeitsbedingungen von Hamburger Dienstmädchen und Arbeiterinnen und insbesondere die Anfänge ihrer berufsqualifizierenden Ausbildungen in den Blick genommen. Zwar waren mit der Industrialisierung die Erwerbsformen auch für Frauen erweitert, doch blieb dies strikt klassenspezifisch. Dennoch läßt sich durchaus ein Einfluß des bürgerlichen Frauenideals auf die Arbeitsstrukturen der Unterschichtsfrauen feststellen, so Purpus. Die „hausfraulichen Tugenden" wie Sparsamkeit, Hygiene, Ordnung und eine vorbildliche, rationale Organisation galten als Aushängeschild des bürgerlichen Haushalts. Allerdings stand diesem Ordnungssinn die Anforderung gegenüber, daß von all dem Aufwand nichts zu sehen und zu spüren sein sollte. Das war die Aufgabe der Dienstmädchen. Deshalb waren auch die Ausbildungsordnungen und -ziele für Dienstmädchen an diesen Tugenden ausgerichtet. Deren Anpassung an die bürgerlichen Ideale stand die Aufrechterhaltung der sozialen Distanz zwischen Hausfrau und Dienstmädchen gegenüber. Die persönliche Freiheit der Dienstmädchen war in der Regel stark eingeschränkt, und obwohl es zum Bild der Hausherrin gehörte, auch Vertrauensperson zu sein, trat sie doch eher als Kontrolleurin auf.

Purpus beschreibt die bürgerliche Erziehung bzw. Ausbildung und den Arbeitsalltag der Frauen

u.a. anhand von zeitgenössischen Erhebungen, Zeitungsberichten sowie Haushaltsratgebern und Ausbildungsliteratur, etwa dem „Katechismus für das feine Haus- und Stubenmädchen" (S. 91), erschienen in mehreren Auflagen ab 1897. Eine Besonderheit der Tätigkeit als Dienstmädchen im bürgerlichen Haushalt bestand, so die Autorin, in der Hierarchisierung der Tätigkeiten, so daß es die Möglichkeit zum beruflichen Aufstieg gab. Dieser Aufstieg war neben dem Alter vor allem von der Bereitschaft zur Mobilität abhängig. Nur die Erfahrung aus verschiedenen Haushalten wies eine erhöhte Qualifikation nach, die dann entsprechend höher vergütet wurde. Purpus beschreibt ausführlich und anschaulich die einzelnen Arbeitsabläufe, etwa den Hausputz als „Großkampftag im bürgerlichen Haushalt" (S. 164 ff.) und die Lebensumstände der Dienstmädchen: Arbeiten und Wohnen unter einem Dach, lange und unkalkulierbare Arbeitszeiten, körperlich schwere Arbeit und eine starke persönliche Abhängigkeit von der Herrschaft. Die Dienstmädchentätigkeit wurde meist bis zur Verheiratung ausgeübt. War hiermit kein sozialer Aufstieg verbunden, und es bestand weiterhin die finanzielle Notwendigkeit, erwerbstätig zu sein, war die Arbeit als Ehefrau und Mutter mit dem zeitlichen Aufwand eines Dienstbotenverhältnisses im Normalfall nicht zu vereinbaren. Die Frauen orientierten sich dann meist in verwandten Erwerbsbereichen, etwa als Wäscherin oder Plätterin. Oder sie wechselten in die außerhäuslichen Erwerbsarbeit. Dieser Wechsel war auch ein möglicher Weg für Frauen, die sich aus den Strukturen der persönlichen Repression und Abhängigkeit im Haushalt befreien wollten. Spezifisch für Hamburg ist hierbei, daß es neben den verwandten hausgebundenen Arbeiten wie Waschen, Putzen oder Plätten und der industriellen außerhäuslichen Erwerbsarbeit auch die Möglichkeit gab, im Handelsbereich tätig zu werden, etwa als „Ladenmädel" oder Kontorsgehilfin. So war der Anteil von Frauen im Handel, neben den traditionell weiblichen Arbeitsfeldern wie Bekleidungsgewerbe, Gast- und Schankwirtschaft und dem Reinigungsgewerbe, vergleichsweise hoch. Die Wohnsituation der Frauen und ihrer Familien, wie Purpus sie am Beispiel des Hamburger Gängeviertels beschreibt, deckt sich mit vergleichbaren Schilderungen der proletarischen Lebenswirklichkeit in den anderen Großstädten um die Jahrhundertwende: enge und dunkle Wohnungen, in denen drangvolle Überfüllung und ein Mangel an Hygiene herrschte. Die Autorin benutzt hierfür den städtebaulichen Begriff der „maximalen Verdichtung des Wohnraums" (S. 277).

Während die bürgerlichen Frauen begannen, sich teilweise vom „Beruf" der Hausfrau und Mutter zu emanzipieren, und anfingen, qualifizierte außerhäusliche Tätigkeiten aufzunehmen, „wählten" Frauen aus den Unterschichten aus materieller Not heraus hausbezogene oder ungelernte außerhäusliche Erwerbsarbeit. Diese Strukturen, deren Beginn um die Jahrhundertwende Purpus am Hamburger Beispiel nachzeichnet, muten auch heute nicht unbekannt an.

In der Gegenüberstellung beider Erwerbsformen arbeitet Purpus vor allem die zunehmende Standardisierung der außerhäuslichen Arbeitsverhältnisse heraus. Besonders die ausführlichen und anschaulichen Beschreibungen der Arbeitsabläufe, Erziehungsziele und Wohnverhältnisse der Dienstmädchen und Arbeiterinnen erfüllen sicher ihren Anspruch, berufspädagogisches Interesse für die historische Dimension des hauswirtschaftlichen und gewerblichen Arbeitsfeldes von Frauen zu wecken. Positiv hervorzuheben ist auch die Art und Weise, wie die Autorin das Geflecht der hierarchischen Beziehungen beschreibt, in denen Frauen und Mädchen aus der Unterschicht sich befunden haben – interessant wäre es gewesen, auch diese Beziehungen in den geschlechtergeschichtlichen Blick zu nehmen, schließlich haben wir es mit Dienstherren und -herrinnen zu tun.

Einen weiteren frauen- und regionalgeschichtlichen Blick werfen in dem Sammelband „Frauenleben in Stadt und Land Hannover" die Autorinnen auf „Adlige, Arbeiterinnen und ...". In dreizehn Aufsätzen werden vier Jahrhunderte Frauenleben in der Region Hannover behandelt. Von den „Konventualinnen in den fünf Cadenberger Klöstern" (Christiane Schröder) bis zu zeitgenössischen Berichten von Migrantinnen aus der Türkei „Rückblenden – Momentaufnahmen" (Müjgan Senel) reicht die Bandbreite, im wahrsten Sinne des Wortes. Die Geschichte von Frauen in frauenspezifischen Erwerbsbereichen, wie Landhebammen, Totenfrauen oder auch Prostituierte, wird ebenso thematisiert wie die bestimmter Gruppen von Ehefrauen, hier die von Missionaren aus Hannover in Südafrika. Künstlerinnen und Kunstfreundinnen um 1920 bis 1930 werden vorgestellt, wie auch die Hannoveraner Bürgervorsteherinnen um dieselbe Zeit.

Anhand lebensgeschichtlicher Interviews beschreibt Brunhild Müller-Geiß die Widerständigkeit gegen den Nationalsozialismus bei Frauen aus der Arbeiterbewegung. Ihre Befunde bestätigen

frühere Forschungen zum Widerstand von Frauen: Frauen bewegten sich eher am Rande des organisierten politischen Widerstands und waren wichtige Akteurinnen im sozialpolitischen und auch familiären Umfeld, aus dem diese Organisationen unterstützt und auch möglich gemacht wurden. Ein guter Teil der von ihr Interviewten beteiligte sich nach 1945 in der Bundesrepublik aktiv beim Aufbau demokratischer Strukturen.

Hervorzuheben ist, daß zwei Beiträge über sogenannte Gastarbeiterinnen den Band beschließen, was auf ein umfassendes Verständnis der Herausgeberinnen von „Heimatgeschichte" verweist. Anke Sawahn berichtet in ihrem Beitrag „Carmen in der Keksfabrik" auf der Basis erhaltener Akten des Landesarbeitsamtes Niedersachsen-Bremen und des Archivs von Bahlsen über die Situation spanischer Arbeitsmigrantinnen bei Bahlsen von den sechziger bis Ende der siebziger Jahre. Auch das Selbstverständnis der Arbeiterinnen wird auf der Basis von Interviews thematisiert, sie beurteilen die Entscheidung zur Arbeitsmigration im Nachhinein positiv als Schritt zur Selbständigkeit. Sie waren, so die Autorin, solidarisch, gewerkschaftlich organisiert und formulierten auch in Deutschland ihre Interessen. Der Beitrag beleuchtet auch die Aufnahme der Spanierinnen durch die regionale deutsche Bevölkerung und ihren Wandel im Laufe der Zeit.

Müjgan Senel beschreibt auf der Basis narrativer Interviews die Einschätzungen, Berichte und Selbstverortung türkischer Migrantinnen der ersten Generation. Vier Frauen werden vorgestellt, die in den sechziger Jahren im Rahmen der zwischenstaatlichen Anwerbeabkommen zwischen der Türkei und der Bundesrepublik in der Region Hannover erwerbstätig wurden oder aufgrund der Familienzusammenführung ihren Ehemännern gefolgt waren. Die Autorin faßt die Interviews zusammen, verzichtet aber leider mit Verweis auf die mangelnde Repräsentativität auf eine Analyse. Beide Artikel sind auch auf spanisch bzw. türkisch abgedruckt.

Insgesamt sind die einzelnen Beiträge spannend, sie beruhen auf der Auswertung verschiedenster örtlicher Quellen und auch lebensgeschichtlicher Interviews, wo das Zeitfenster des Themas es zugelassen hat. Der Band bietet somit eine Fundgrube an Frauengeschichte (und -geschichten) und regt sicher, ganz im Sinne der Herausgeberinnen, weitere Forschungen an – wenn auch der Zusammenhang der Beiträge untereinander mit dem Titel des Sammelbandes schon erschöpfend beschrieben scheint.

1 Vgl. jüngst Christina Klenner, Geschlechtergleichheit in Deutschland?, in: Aus Politik und Zeitgeschichte, B 33/34 (2002), S. 17–28.

Silke Schneider

FALTIN, Thomas, **Heil und Heilung. Geschichte der Laienheilkundigen und Struktur antimodernistischer Weltanschauungen in Kaiserreich und Weimarer Republik am Beispiel von Eugen Wenz (1856–1945)** (= Medizin, Gesellschaft und Geschichte. Jahrbuch des Instituts für Geschichte der Medizin der Robert-Bosch-Stiftung. Hrsg. von Robert Jütte, Beiheft 15). – Stuttgart: Franz Steiner Verlag 2000. 458 S.

Der in Stuttgart geborene und evangelisch getaufte Eugen Wenz war von Beruf Kaufmann, aus Berufung Prophet, Laienheiler, Lebensreformer und „Politiker". Der umfangreiche Nachlaß des mit fast 90 Jahren Verstorbenen – einer „pedantischen Buchhalterseele" (S. 15), die ihr Sinnen und Tun akribisch dokumentierte – hat sich eher zufällig im Stadtarchiv Bretten erhalten, und zwar wohl dank der Pfändung seines überschuldeten Haushalts durch die Gemeinde. Denn Wenz scheiterte auf ganzer Linie: er stammte zwar aus großbürgerlichem Hause, lebte aber als verarmter Kleinbürger und starb mittellos (S. 26). Auch als religiöser Weltanschauungsproduzent und Prediger eines kommenden Reiches Gottes auf Erden blieb er fast ohne Widerhall und wurde als „Spinner" belächelt. Diesem Stifter einer „Ein-Mann-Bewegung" (S. 189) fehlte auch ganz der anarchisch-revolutionäre Gestus und das dadaistische Charisma, wie es etwa sein Landsmann, der „Inflationsheilige" Louis Haeusser besaß. „Eugen Wenz", schreibt Faltin, „war in jeder Beziehung ein durchschnittlicher Mensch. Weder als Prophet noch als Laienheiler noch als Lebensreformer hat er Außergewöhnliches geleistet. Und schon seine eigene Zeit nahm kaum Notiz von ihm; letztlich war der Wirkungsgrad seiner Schriften und Organisationen gleich Null" (S. 13).

Und doch war er wiederum typisch für zahlreiche, in der wilhelminischen und Weimarer Periode auftretende Heilsbringer. Er verkörperte den „Spießbürger als Erlöser", „lebte [...] in einem grotesken Spannungsverhältnis zwischen gigantischem Größenwahn und ärmlichsten Milieu" (S. 187). „Er war", schreibt Faltin, „das Symptom und zugleich der (wenn auch etwas wirre und

größtenteils unbewußte) Analytiker einer Krisenperiode" (S. 395). „Die gewaltige Kluft zwischen Anspruch und Wirklichkeit ist [...] nicht widersinnig, sondern beinahe zwangsläufig: Denn die wirtschaftliche und soziale Not verstärkte die Sehnsucht nach der Sinnhaftigkeit des Daseins – in exzentrischen Menschen kann deshalb gerade in solchen Momenten ein Prophet geboren werden" (S. 187).

Faltins Dissertation ist aber nicht nur in diesem Sinne eine wichtige Studie für die „Relevanz des Mittelmaßes" (S. 9) in Krisenzeiten. Der vorhandene Quellenbestand – insbesondere das „Patientenbuch" und „Cassabuch" – erlaubt darüber hinaus nach Aussage des Verfassers auch erstmalig die Untersuchung des sozialen und medizinischen Profils eines durchschnittlichen Laienheilers in Kaiserreich und Weimarer Republik und davon ausgehend die Rekonstruktion einer grundrißhaften Geschichte der Laienheiler von 1871 (Einführung der Kurierfreiheit) bis 1939 (nationalsozialistisches Heilpraktikergesetz). Medizinisch neigte Wenz zu einer spirituellen Therapie (Geistheilung, Astromedizin), bei der sich die Figuren des Propheten und Gesundheitsbringers am ehesten zur Deckung bringen ließen: seine „Alternative Medizin" sei „Heillehre und Heilslehre in einem" gewesen (S. 401).

Weniger überzeugend fällt nach Meinung des Rezensenten dagegen Faltins Versuch aus, Eugen Wenz als „Antimodernisten" (S. 395 usw.) zu brandmarken. Im Zentrum der Arbeit von Faltin steht ein normatives Verständnis von „Moderne" und eine davon als Gegensatz abgeleitete „Struktur antimodernistischer Weltanschauungen". Die „Moderne" sei kein Epochenbegriff, sondern eine Kategorie zur Beschreibung bestimmter charakteristischer Merkmale neuzeitlicher Gesellschaftsentwicklung. Letztere sei nicht durchgehend „modern", sondern die „Moderne" sei lediglich die Beschreibung der dominanten Linie innerhalb der neuzeitlichen Entwicklung. Die Gegentendenzen dazu seien eben die „antimodernistischen" Strömungen. Je mächtiger die dominanten Tendenzen, desto stärker seien dabei auch die Gegentendenzen (S. 39).

Die „Moderne" bedeutet für Faltin insbesondere: Verweltlichung (Säkularisierung), Pluralismus, Individualismus, Rationalismus, Wissenschaftlichkeit, Technisierung (Industrialisierung), offene Gesellschaft und Bürokratisierung (S. 37 ff.). „Antimodernistische Weltanschauungen" tragen demgegenüber folgende Kennzeichen: Sie sind gegensäkular (Beispiel Okkultismus oder Neureligionen), ganzheitlich (Beispiel Naturheilkunde), politisch antiindividualistisch ausgerichtet (sie setzen auf „Volk" oder „Nation"), irrational in der Betonung von Glaube, Intuition und Gefühl (Beispiel Mystik und Mythen), wissenschaftsfeindlich (Beispiel Lebensreformbewegung), technikfeindlich und betonen vormoderne und angeblich unveränderliche Werte wie „Gott" oder „Volk" (S. 40 f.). „Antimodernistische" Strömungen hätten deshalb (zum folgenden S. 197 f.) die Tendenz zum Eklektizismus, zur Vereinfachung, zum Sektierertum (gemeint ist damit der „Totalitätsanspruch" [S. 202] dieser Vertreter einer „absoluten Wahrheit"); sie besitzen einen prophetischen Charakter (gemeint ist, daß sie ein „Heilsversprechen" geben); sie sind ferner kulturpessimistisch eingestellt. Letzteres bedeute nicht nur die „Besinnung auf das Vergangene, das scheinbar Verlorene" (S. 40), sondern daß ihnen diese Vergangenheit als Norm für die Zukunft gilt, sie also einen „normativen Ursprung in der Vergangenheit" erkennen. Ihrem Zeitverständnis entspreche das Bild eines reinen Anfangs, eines folgenden Niedergangs und einer erwarteten Erlösung durch künftigen Aufstieg. Sie zeigten damit den Versuch, „nach vorwärts in vergangene Welten zu reisen" (S. 201).

Den also ausgemachten „Antimodernismus" bewertet Faltin aber dann doch wieder nicht so negativ, wie man es aus seinen kategorisch aburteilenden Kapitelüberschriften („Okkultismus als antimodernistische Weltanschauung", „Neureligion als antimodernistische Weltanschauungen", „Rechte Politik als antimodernistische Weltanschauungen", „Lebensreformbewegung als antimodernistische Weltanschauungen" und – ergänzend – Kulturpessimismus als antimodernistische Weltanschauung) vermuten würde. Vielmehr meint er, der „Antimodernismus" äußere berechtigte Kritik an etablierten und dominierenden Formen (eben der „Moderne") und habe dadurch eine „korrektive Funktion" (das von ihm gewählte Beispiel ist die Naturheilkunde in ihrem Verhältnis zur Schulmedizin). Der „Antimodernismus" trage ferner zur Sinnstifung für den einzelnen bei, solle oder könne dies jedoch nicht für den pluralistisch zu organisierenden öffentlichen Bereich bzw. politischen Raum tun (S. 202).

Die apodiktisch abwertende Beurteilung des „Antimodernismus" gerät dem Verfasser vollends ins Wanken, wenn er einerseits die oben gezeigte grundsätzliche Trennung von „modernistischer" und „antimodernistischer Weltanschauung" vornimmt und feststellt: „Antimodernistische Strömungen sind Gegenbewegungen. Sie sind Glau-

benssysteme, die von der dominierenden Kultur abweichen, weil sie sich tendenziell gegen die Moderne wenden" (dem dann folgenden Hinweis auf den Nationalsozialismus als einer selbst dominierenden „Antimoderne" dürfte angesichts der überzeugenderen Deutung des Nationalsozialismus als eines „reaktionären Modernismus" durch Jeffrey Herf wenig Stichhaltigkeit zukommen), dann aber überraschend feststellen muß, „daß manche antimodernistischen Erscheinungsformen sich im Laufe ihrer Entwicklung grundsätzlich positiv zur Moderne stellten und nur noch korrigierende Eingriffe vornehmen wollten. Was Thomas Nipperdey über die Lebensreform schreibt, ist deshalb kein Widerspruch zum bisher Gesagten, auch wenn ich es nicht so absolut formulieren würde: ‚Wichtig ist festzuhalten, daß jene vagierende Religiosität keine Fluchtform war und keine Wendung gegen die Moderne. Die Lebens- und Kulturreformer von 1900 verbanden durchaus praktische Reformen, Überwindung des Wilhelminismus, vernünftige rationale Erneuerungen und Fortarbeit am Aufklärungserbe mit jener religiösen Gestimmtheit'" (S. 195 f., das Zitat bei Thomas Nipperdey, Religion im Umbruch. Deutschland 1870–1918, München 1988, S. 152). Tatsächlich liegt diese von Nipperdey übernommene Wertung in vollem Widerspruch zu Faltins rigoros dualistischer Geschichtsdeutung.

Diese will auch auf seine Deutung der Lebensreform nicht passen. Denn bei deren Beschreibung wird betont, daß sie säkularistisch ausgerichtet war: „Der Kern der lebensreformerischen Lehren war nicht metaphysisch, sondern auf das Leben gerichtet. Nicht ein außerweltlicher Gott, sondern die Orientierung an der innerweltlichen Natur führe den Wandel herbei." „Natur" wird dann freilich der „Antimoderne", „Kultur" der „Moderne" zugeordnet (S. 182). Aber dann heißt es doch wiederum an anderer Stelle, die Lebensreformbewegung zeige eine unterschiedliche Stellung zur „Moderne", da sie eine große Bandbreite besitze. Dies gelte von ihrer parteipolitischen Positionierung (von sozialistisch über demokratisch bis zu völkisch), von ihrer religiösen Ausrichtung (von areligiösen oder atheistischen bis zu freireligiösen oder christlichen Einstellungen) und von ihrer Haltung zur Naturwissenschaft (von einer gnostischen Heilslehre bis zur wissenschaftlichen Einstellung) (S. 163 f.). Der „Antimodernismus"-Vorwurf der Kapitelüberschrift „Lebensreformbewegung als antimodernistische Weltanschauungen" erweist sich so gegenüber der historischen Wirklichkeit als allzu starres Korsett.

Insgesamt hätte man mit genauso guten Gründen Faltins „Antimoderne" in eine „alternative Moderne" im Vergleich zu einer noch „defizitären Moderne" umdeuten können – wenn man als Historiker nicht vielleicht besser auf solche Formen von Geschichtsspekulation überhaupt verzichten sollte.

Ulrich Linse

HÄHNER-ROMBACH, Sylvelyn: **Sozialgeschichte der Tuberkulose. Vom Kaiserreich bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs unter besonderer Berücksichtigung Württembergs** (= Medizin, Gesellschaft und Geschichte. Jahrbuch des Instituts für Geschichte der Medizin der Robert-Bosch-Stiftung. Hrsg. von Robert Jütte, Beiheft 14). – Stuttgart: Franz Steiner Verlag 2000. 404 S.

Seit einigen Jahren tritt die Tuberkulose, eine längst besiegt geglaubte Krankheit, die in den vergangenen Jahrhunderten Millionen von Opfern forderte, wieder in zunehmendem Maße auf. Nachdem vor Jahrzehnten Therapien gegen diese Infektionskrankheit entwickelt wurden, leiden nun vor allem die Menschen darunter, die sich Medikamente aufgrund des Versagens von sozialen Sicherungssystemen nicht mehr leisten können: Obdachlose in den USA und Arme in den Staaten Osteuropas. Auch in Deutschland mehrt sich nach der Öffnung der Grenzen wieder die Zahl der Erkrankungen, so daß die Tuberkulose häufiger in den Blickpunkt des Interesses rückt.

Vor diesem aktuellen Hintergrund hat Sylvelyn Hähner-Rombach eine umfangreiche Studie zur Sozialgeschichte der Tuberkulose vorgelegt. Die Geschichte der Tuberkulose ist bereits unter verschiedenen Gesichtspunkten untersucht worden. Es existieren vor allem Arbeiten zu einzelnen an der Bekämpfung der Tuberkulose beteiligten Institutionen sowie Biographien namhafter Wissenschaftler, die sich um die Erforschung der Krankheit verdient gemacht haben. Eine umfassende Darstellung der Sozialgeschichte der Tuberkulose in Deutschland erfolgte bisher auch in den vorhandenen Gesamtdarstellungen nicht. Mit dieser Studie leistet die Autorin daher zweifellos einen wichtigen Beitrag dazu, dieses Forschungsdefizit zu beheben.

Hähner-Rombach nähert sich dem Thema Tuberkulose von mehreren Seiten. Sie beschreibt eingehend die Krankheit und ihre sozioökonomischen Faktoren, die Durchsetzung staatlicher

Maßnahmen zur deren Bekämpfung, die Suche nach wirksamen Therapien sowie die Lage der Kranken in der Gesellschaft. Anhand des vorhandenen statistischen Materials untersucht die Autorin den Forschungsgegenstand detailliert und in enger Verknüpfung mit der historischen Entwicklung.

Nach der Gründung des Deutschen Reiches 1871 setzte ein wirtschaftlicher Aufschwung ein, der eine zunehmende Konzentration der Bevölkerung in den Städten mit sich brachte und durch Ausbau der Verkehrswege die Mobilität der Menschen erhöhte. Zahlreiche Arbeiter zogen auf der Suche nach Beschäftigung in die neu entstehenden Zentren der industriellen Produktion und lebten dort in äußerst beengten Wohnverhältnissen. Viele dieser Menschen litten an Mangelernährung. Die Tuberkulose als Infektionskrankheit konnte sich schneller verbreiten als zuvor. Die schlecht ernährten Menschen fielen der Krankheit massenhaft zum Opfer. Allein in Württemberg gab es im Jahre 1889 über 250000 Tuberkulosekranke. Die Entdeckung des Tuberkuloseerregers durch Robert Koch im Jahre 1882 brachte nur langsam ein Umdenken im Umgang mit der Erkrankung mit sich. Lag der Anteil der Tuberkulose an der Gesamtmortalität in den Jahren vor dem Ersten Weltkrieg bei etwa sieben bis acht Prozent, starben 1919, als Hunger und Elend einen Höhepunkt erreichten, nahezu zehn Prozent daran. Seit den 1920er Jahren ging die Zahl der Erkrankten durch die vereinten Anstrengungen von Sozialreformern, Städteplanern, Ärzten und Fürsorgerinnen stetig zurück. Die Tuberkulose blieb trotz aller Erfolge eine der schwersten und gefürchtetsten Krankheiten. Noch in den 1920er Jahren starben in Deutschland jährlich etwa 100000 Menschen an Tbc.

Vor dem Hintergrund der von der Autorin formulierten Fragestellungen nach dem gesellschaftlichen Umgang mit der Tuberkulose einerseits und der Situation der Kranken andererseits läßt sich allerdings die Auswahl des Untersuchungszeitraums nur bedingt nachvollziehen. Am Ende des Zweiten Weltkriegs wütete die Tuberkulose in Deutschland, verstärkt durch schlechte Ernährung und Flüchtlingselend, wie selten zuvor. Das Problem wurde erst in der zweiten Hälfte der 1950er Jahre bewältigt, als neu entwickelte Medikamente eine Heilung der meisten Patienten ermöglichte.

Eine Zäsur im Umgang mit der Tuberkulose stellt das Jahr 1945 jedoch in anderer Hinsicht dar: Es bedeutete eine Befreiung der Erkrankten von einer gesellschaftlicher Diskriminierung, wie sie für Tuberkulosekranke bis zu dieser Zeit beispiellos war. Unter dem Druck, allseits gesund und leistungsfähig sein zu müssen, gerieten Tuberkulöse mehr und mehr in den Ruf eines ungesunden Lebenswandels und erblicher Minderwertigkeit. Unangepaßte wurden unter Verweis auf ihre Erkrankung zwangsasyliert. Ebenso wurde Tuberkulose zum Anlaß genommen, Menschen zwangszusterilisieren. Wer nicht mehr hoffen konnte, in absehbarer Zeit arbeitsfähig zu werden, wurde ausgegrenzt. Hähner-Rombach geht in einem separaten Kapitel sowohl auf die Problematik der Tuberkulosebekämpfung als auch auf die Situation der Kranken im Nationalsozialismus ein.

Die Studie basiert auf umfangreichem statistischen Material, das eingehend interpretiert wird. Hierbei stützt sich die Autorin in erster Linie auf Daten aus Württemberg, obwohl die Arbeit, so Hähner-Rombach, „keine reine Regionalstudie" sei. Aus diesem Grunde wäre eine Berücksichtigung des Aktenbestandes zum Reichstuberkuloseausschuß (BArch, R 96 II) durchaus wünschenswert gewesen.

Wie die Autorin in der Analyse der Quellenlage konstatiert, ist die Zahl überlieferter Originaldokumente gering. Neben einem daher eher schmalen Verzeichnis archivalischer Quellen verfügt die Arbeit jedoch über ein durchaus beachtliches Literaturverzeichnis.

Die vorliegende Studie gibt einen guten Überblick über die Entwicklung der Tuberkulose in der deutschen Gesellschaft über einen Zeitraum von nahezu achtzig Jahren. Insbesondere gelingt es der Autorin, die große Rolle der Tuberkulose als Volkskrankheit in nahezu allen Bereichen des gesellschaftlichen Lebens zu verdeutlichen.

Christine Wolters

BERGMANN, Theodor: **„Gegen den Strom". Die Geschichte der KPD (Opposition).** [Revidierte und erweiterte Neuauflage]. – Hamburg: VSA-Verlag 2001. 497 S.

Fünfzehn Jahre nach Erscheinen seines mit Erwin Gräff verfaßten Buches über die Geschichte der KPD(O) hat der Autor eine 125 Seiten stärkere Zweitauflage herausgebracht. Das Ableben des „Realsozialismus" bot die Chance, an Akten zu kommen, die vordem weggesperrt waren.

Bisher unbekanntes Material ermöglicht z. T. neue Einblicke.

Kapitel eins über die Vorgeschichte der am 30. Dezember 1928 gegründeten KPD(O) entspricht mit Ausnahme von Abschnitt 1.8 über Entwicklungen in Moskau im wesentlichen der ersten Auflage. 1.8 weist aus, daß Kampagnen gegen „rechte" Kommunisten schon unter Sinowjew einsetzten. Im Frühjahr 1922 legten Brandler, Thalheimer, Walcher und Zetkin Beschwerde über die Briefzensur im Zentrum der Komintern ein und empfahlen die Verringerung des KI-Apparats (S. 35). Nach dem Oktoberdebakel 1923 in Deutschland wurden Thalheimer und Brandler faktisch in Moskauer Ehrenhaft genommen. Auf Ersuchen der neuen KPD-Spitze befaßte sich 1925 ein Gericht der KP Russlands mit ihnen und Karl Radek wegen „Fraktionsbildung". Es verurteilte sie zur Nichtbetätigung in KPD und Komintern. Erstmals wurde 1993 darüber berichtet. Nun findet der Vorgang auch hier seinen Niederschlag. Der folgende Abschnitt würdigt Thalheimers Kritik am KI-Programmentwurf von 1928.

Kapitel zwei bis fünf gelten der Entwicklung bis zum Machtantritt der NSDAP. Schwerpunkte sind die Plattform der KPD(O), die von ihr versuchte Einflußnahme auf die Mutterpartei, die Faschismustheorie, der Kampf gegen Hitler und den Notverordnungskurs, für die Einheitsfront der Arbeiter, der Streit um das Herangehen an innersowjetische Vorgänge und an die SPD-Abspaltung SAP. Trotz insgesamt gelungener Darstellung Detailkritik: Daß der Streit mit der KPD nur taktische Fragen betraf (S. 65), ist unzutreffend. Er rührte letztlich daher, daß KPdSU, KI und die von ihnen abhängigen Parteien nicht mehr der Revolution, sondern vorrangig der Erhaltung der bürokratischen Herrschaft in der UdSSR dienten, und somit prinzipieller Natur war. Die Sozialisierungskommission wurde nicht, wie auf Seite 89 behauptet, von der Weimarer Nationalversammlung 1919, sondern vom Rat der Volksbeauftragten 1918 eingesetzt und bald wieder aus dem Amt gedrängt. Erst ihre Nachfolgerin ab 1920 hatte Zeit, der sozialen Transformation ein „Staatsbegräbnis dritter Klasse" zu bereiten. Beim Volksentscheid mit Deutschnationalen und Nazis gegen die sozialdemokratische Preußenregierung (S. 95) läßt Bergmann unerwähnt, daß die KPD-Führung ursprünglich dagegen war, von Stalin und Molotow aber zur Teilnahme gezwungen wurde. Das Wort von den „kleinen Zörgiebels" galt nicht, wie er meint, SPD-Proleten (S. 122 und S. 147), sondern – was schlimmer war – deren Kindern. Trotzkis Ausfälle gegen die KPD(O) waren ungerecht, doch ist es falsch zu sagen, diese habe nicht mit gleicher Münze zurückgezahlt (S. 170). Wie anders soll gewertet werden, daß die KPD-Opposition Zwangsmaßnahmen gegen angeblich trotzkistische Streiks und Terrorurteile gegen Anhänger dieser Richtung bei den ersten Moskauer Prozessen für berechtigt erklärte (S. 164, S. 298 und S. 300)?

In den Kapiteln sechs bis acht stellt Bergmann die illegale Tätigkeit in Nazideutschland, die Volksfrontproblematik sowie Beziehungen zu linkssozialistischen Parteien und zur KP-Opposition anderer Länder dar. Neues Material ist über Verfahren vor NS-Tribunalen, das Schicksal dort Verurteilter und das in sowjetischer Emigration angefallen. Beeindruckt hat mich erneut der Wandlungsprozeß in der Haltung von KPD(O)-Führern zum Stalinismus. Katalysator war der Spanische Bürgerkrieg 1936–1939, in dem sowjetische und KI-Agenten gemeinsam mit einheimischen Parteikommunisten, rechten Sozialisten sowie bürgerlichen Demokraten die soziale Revolution abwürgten. Die Unterdrückung der KPD(O)-nahen POUM lehrte deren deutsche Genossen auch, den Mechanismus der Moskauer Prozesse zu durchschauen. Im „Internationalen Klassenkampf" brandmarkten sie die Schändung der proletarischen Diktatur „durch eine Bürokratenclique, die [...] die persönliche Diktatur ihres Anführers durch eine blutige Verfolgung von Tausenden und Abertausenden von Kommunisten zu befestigen sucht, [...] die [...] Lakaiendienste für die imperialistische Bourgeoisie der demokratischen Länder leistet". Die Verteidigung der Sowjetunion mache „die Unterstützung der Bestrebungen der Werktätigen der SU nach Beseitigung der persönlichen Diktatur Stalins und der Bürokratenwirtschaft" erforderlich (S. 302 f.). Härte und Festigkeit des Apparats wurden, wie Bergmann feststellt, von der KP-Opposition unterschätzt (S. 304).

Kapitel neun und zehn über die Arbeit nach 1945 und die Bedeutung der KPD(O) für die Arbeiterbewegung sind durch Umstellungen und Zusätze modifiziert worden. Entgegen KPD und SPD agierten frühere KPD(O)-Mitglieder nicht als Hilfstruppe der jeweiligen Besatzungsmacht, sondern als Interessenvertreter der deutschen Werktätigen. Sie verwandten sich für die Abrechnung mit dem Faschismus aus eigener Kraft, gegen Vertreibungen aus den bisherigen Ostprovinzen und gegen Demontagen. Auf den Vorwurf, Nationalisten zu sein, erwiderten Brandler und

Thalheimer: „Der Kampf für die unentbehrlichen Grundrechte der Nation ist kein ‚Nationalismus'. [...] Wir würden nur dann den Nazis in die Hände arbeiten, wenn wir ihnen allein den Kampf um die Grundrechte der Nation überlassen würden. [...] Bourgeois, Junker und Nazis haben als führende Klassen der Nation den vollständigsten Bankrott erlitten, der je war. An ihrer Stelle muss die Arbeiterklasse die Führung der Nation übernehmen" (S. 352).

Mit der Gruppe Arbeiterpolitik und ihren Nachfolgern im Westen beschäftigt sich der Autor wiederum nur kurz. Dabei hätte sich aus „Arbeiterpolitik" und „Arbeiterstimme" manches herausholen lassen.

Spezielle Beachtung verdienen die Kurzbiographien. Sie nehmen nun 168 statt 96 Seiten ein, wobei sich ihre Zahl auf mehr als 360 erhöhte. Vor allem kamen frühere DDR-Bürger hinzu. Doch sind auch Genossen und Genossinnen aus Westdeutschland und anderen Staaten, Opfer des Faschismus und Stalin-Opfer stärker vertreten. Zu den Zugängen zählen die in der UdSSR verfolgten Tatjana Beck, Otto Möller und weitere Glasarbeiter aus Elgersburg, Edda Tennenbaum und deren Sohn, aber auch der Literaturwissenschaftler Hans Mayer, aus der DDR Hermann Grothe, Eugen Podrabsky, der zwielichtige Hermann Scheler und Rudolf Wunderlich, den die Zentralleitung des Komitees der Antifaschistischen Widerstandskämpfer entließ, weil er 1970 Robert Havemann zur Befreiungsfeier des Zuchthauses Brandenburg einlud. Ostdeutsche Genossen wurden meist während der Parteiüberprüfung 1951 verfolgt. KPD-Mitgründer Grothe, Vorsitzender des Reichsausschusses der Betriebsräte, war schon einmal 1929 ausgeschlossen worden, weil er sich geweigert hatte, auf der RGO-Liste zu kandidieren. 1951 warf ihn die Kreisparteikontrollkommission aus der SED, nachdem er u.a. erklärt hatte, Thälmann sei ein Ultralinker gewesen und nicht Stalin, sondern Trotzki der engste Mitarbeiter Lenins (S. 452 f.). In weniger schweren Fällen waren die Urteile gegen einstige KPD(O)-Genossen milder. Meist wurde ihre Mitgliedschaft auf die Zeit nach der SED-Gründung oder nach erneutem KPD-Eintritt 1945 verkürzt. Hinzu kam bisweilen das Gebot, zwei besonders verlogene und langweilige Bücher zu studieren, den „Kurzen Lehrgang" der Geschichte der KPdSU(B) und die offizielle Stalinbiographie.

Manfred Behrend

„Entfaltung jeder Form des Massenwiderstandes". Die Bedeutung der illegalen Funktionärstagung der Kommunistischen Partei Deutschlands am 7. Februar 1933 in Ziegenhals im Widerstreit der Meinungen. Hrsg. von Werner BETHGE (= Schriftenreihe der Rosa-Luxemburg-Stiftung e.V. Brandenburg; Land Brandenburg in Geschichte und Gegenwart, Bd. 4). – Schkeuditz/Sachsen: GNN Verlag 2001. 163 S.

Manchmal geben unmittelbare praktische Ereignisse Anlaß, über wissenschaftliche Probleme neu nachzudenken. Das ist im Zusammenhang mit der Tagung der KPD in Ziegenhals vom 7. Februar 1933 der Fall. Die weitere Existenz der mit diesem Ereignis verbundenen Gedenkstätte ist in Frage gestellt. Deshalb fanden sich im Oktober 2000 Vertreter der Arbeitsgemeinschaft Geschichte beim Landesvorstand der PDS Brandenburg, der Rosa-Luxemburg Stiftung Brandenburg e.V. und des Freundeskreises „Ernst-Thälmann-Gedenkstätte" e.V. mit anderen Interessenten zu einer Konferenz zusammen, um gemeinsam über das weitere Schicksal der Gedenkstätte zu beraten. Schon in deren Vorbereitung wurde deutlich, daß es um weit mehr als den Erhalt dieser Einrichtung geht. Mit den in jüngster Zeit publizierten Überlegungen sowohl zu Strategie und Taktik der beiden Arbeiterparteien beim Machtantritt des Hitlerfaschismus als auch zur Ziegenhalser Tagung selbst[1] waren kontroverse Diskussionen vorprogrammiert. Absicht der Veranstalter der Tagung war es, die Kontrahenten unmittelbar vor Ort und anschließend in einem Sammelband zu Wort kommen zu lassen.

Der Herausgeber des Bandes hat in keiner Weise korrigierend in die vorgelegten Manuskripte eingegriffen, sondern im Vorwort ein Resümee der Beratung gezogen und auf zukünftige Forschungsaspekte hingewiesen. Entstanden ist eine Publikation, die viele Fragen auslöst, zum Weiterforschen anregt und streckenweise auch nicht frei von Emotionen ist.

Zum historischen Sachverhalt bemerkt Klaus Kinner (Leipzig) in seinem Beitrag, daß sowohl Sozialdemokraten als auch Kommunisten gegen den heraufziehenden Faschismus gekämpft hatten und dennoch von dessen Brutalität bei der Machtübernahme überrascht wurden. Dessen ungeachtet versuchten beide, an ihren überholten Konzepten festzuhalten – die Sozialdemokraten an ihrem Glauben an die Legalität um jeden Preis und die Kommunisten an ihrem Konzept von der Weltrevolution. Auf wechselseitige

Einheitsfrontangebote wurde eigentlich keine positive Antwort erwartet.

Die KPD-Führung propagierte noch Anfang 1933 den strategischen Hauptstoß gegen die Sozialdemokratie und die Einheitsfront nur von unten. Das spiegelte auch die Beratung am 7. Februar 1933 wider, auf der Ernst Thälmann weiter auf den „revolutionären Sturz" der Hitlerregierung „als unmittelbarer Aufgabe" orientierte, wenn er auch erkannte, daß damit nicht unmittelbar der Sieg der proletarischen Revolution verbunden sein müsse.

Daß die Tagung führender Funktionäre der KPD am 7. Februar 1933 ein wichtiger Punkt in der Orientierung der deutschen Arbeiterbewegung im Kampf gegen den an die Macht gelangten Hitlerfaschismus war, wird von allen Autoren akzeptiert. Darüber, welchen Stellenwert der Tagung und dem Auftreten Ernst Thälmanns auf dem Weg zum Einheits- und Volksfrontkurs des VII. Weltkongresses der Kommunistischen Internationale und der Brüsseler Konferenz der KPD zukommt, gehen die Meinungen auseinander.

Lothar Berthold (Berlin) vermag nicht über seinen Schatten zu springen. In der Grundaussage bleibt er in seinem Beitrag beim „Verrat des sozialdemokratischen Parteivorstandes" und dabei, daß „Ernst Thälmann einen für die Politik der Kommunistischen Partei Deutschlands, für ihre Strategie und Taktik im Kampf zum Sturz der Hitlerdiktatur und für ein Deutschland nach dem Faschismus wahrhaft neuen historischen Ausgangspunkt" gewonnen habe.

Stefan Weber (Berlin), einer der Mitherausgeber der in der DDR in mehreren Auflagen erschienen Broschüre über die Gedenkstätte, kommt zu der Feststellung, daß sich „die Einschätzungen Thälmanns hinsichtlich des Heranreifens einer revolutionären Krise in Deutschland, die Orientierung auf die Entfaltung einer Kette von Massenaktionen, die zum Massenstreik und politischen Generalstreik bis zum revolutionären Sturz der Hitlerregierung gesteigert werden sollten, im Nachhinein als Wunschvorstellungen" erwiesen, denen die Basis fehlte.

Ronald Sassning (Berlin) setzt sich in einer umfassenden biographischen Studie mit Ernst Thälmanns Einschätzungen und Fehleinschätzungen der Situation bei Machtantritt des Faschismus, seinen Orientierungen für den weiteren Kampf der KPD, den Umständen seiner Verhaftung und der schließlichen Heroisierung Thälmanns und der Ziegenhalser Tagung in der Geschichtspropaganda der DDR auseinander.

Fred Bruder (Berlin) geht der Geschichte der Gedenkstätte nach und macht anhand von Lücken in biographischen Darstellungen zu den Teilnehmern auf eine erforderliche inhaltliche Neugestaltung der Ausstellung aufmerksam.

Auf die Notwendigkeit des materiellen Erhalts und der Weiterführung der antifaschistischen Erziehungsarbeit der Gedenkstätte wird in verschiedenen Beiträgen der Publikation nachdrücklich hingewiesen. Das sind vor allem die Beiträge von Helmut Becke (Niederlehme), Hans Maur (Berlin), Stefan Ludwig (Königs Wusterhausen) und die Kleine Anfrage der PDS-Fraktion vom 4. Februar 1998 im Brandenburger Landtag. Interessante Anregungen zur zukünftigen inhaltlichen Gestaltung vermittelt Ewald Stiefvater von der Gedenkstätte Ernst Thälmann in Hamburg.

1 *Hingewiesen sei hier u. a. auf die Arbeiten von Klaus Kinner, Der deutsche Kommunismus. Selbstverständnis und Realität. Bd. 1: Die Weimarer Zeit, Berlin 1999, und Henryk Skrzypczak, „Vertrauliche 09 Verschlußsache". Zur angeblichen Tagung des Zentralkomitees der KPD am 7. Februar 1933. Ein quellenkritischer Exkurs, in: IWK, Jg. 29 (1993), H. 3, S. 294–322.*

Gerlinde Grahn

SCHABERG-HANSEN, Inge: **Koedukation und Reformpädagogik. Untersuchung zur Unterrichts- und Erziehungsrealität in Berliner Versuchsschulen der Weimarer Republik** (= Bildungs- und kulturgeschichtliche Beiträge für Berlin und Brandenburg, Bd. 2). – Berlin: Weidler Buchverlag 1999. 265 S.

Hansen-Schaberg focussiert in ihrer Habilitationsschrift (Universität Potsdam) auf eine Rekonstruierung der Praxis koedukativer Schulbildung; die Ideengeschichte der Reformpädagogik bleibt bewußt Folie, zudem erscheint der Stellenwert der Gemeinschaftserziehung darin wissenschaftlich ungenügend aufgearbeitet, insbesondere ermangele sie weitgehend der „Einbeziehung des feministischen Diskurses" (siehe „Stand der Forschung", Zitat S. 8). In Nachfolge des Reformpädagogen Fritz Karsen unterscheidet die Autorin von vornherein zwischen Koedukation und Koinstruktion, d. h. zwischen Gemeinschafts- oder gemeinsamer Erziehung von Jungen und Mädchen als Prinzip, und dem Inhalt, vor allem der

Didaktik und der Methode des Gemeinschaftsunterrichts. Die drei Ebenen der Arbeit sind zugleich ihre Ziele, nämlich Beiträge zu leisten erstens „zur realgeschichtlichen Aufarbeitung der Reformpädagogik"; zweitens „zu schulpädagogischem Erkenntnisgewinn", um der aktuellen Diskussion, die die Frauenbewegung in den achtziger Jahren des 20. Jahrhunderts entfachte, als sie mit Blick auf die weibliche Emanzipation die Gemeinschaftserziehung in Frage zu stellen begann, eine „historische Basis" zu geben; drittens zur regionalen, hier „lokalen Schulgeschichte" Berlins (S. 8). (Berlin bot seinerzeit ein großes Versuchsfeld für pädagogische Reformen und Einführung von Koedukation, während vor allem auf dem Lande geschlechtlich gemischte Klassen schon aus wirtschaftlichen Gründen die Regel waren.)

Die umfassende Aufgabenstellung und die Quellenlage zum Gesamtkomplex „Koedukation und Reformbewegung", die einerseits sowohl große Defizite bzw. (Kriegs-)Verluste, andererseits durch Privatsammlungen und durch Interviews mit ehemaligen Schülerinnen und Schülern auch pointiert detaillierte Fülle aufweist, ließen die Untersuchung auf insgesamt zwölf Volksschulen (vorwiegend) und höhere Schulen, und zwar in Spandau-Neustadt, Spandau, Neukölln (drei plus Karl-Marx-Schule), Oberschöneweide, Lichtenberg (drei), Niederschönhausen und im Wedding, beschränken. Eine Karte aus dem Jahre 1927, in die die Schulen eingezeichnet worden sind, veranschaulicht die Lage in dem zwanzig Bezirke umfassenden Groß-Berlin; sie ist hinter S. 265, auf der die Legende zu finden ist, eingeklebt. Aus den elf Schulstatistiken für ganz Groß-Berlin zwischen 1922 und 1931 im Anhang (S. 259–264), die auf Berechnungen der Berliner Lehrerverzeichnisse beruhen, lassen sich Anzahl und jeweilige Relationen aller „Volksschulen" und „Versuchsschulen" sowie der „Regel-", „katholischen", „Sammel- und Versuchsschulen" mit gemischten Klassen, ablesen. Die im zweiten Kapitel (erstes Kapitel ist die Einleitung) im Rahmen der Darlegung der „Koedukation in der Bildungspolitik Preußens und die Entwicklung der Gemeinschaftserziehung der Geschlechter im Berliner Schulwesen" erstellten Tabellen auf den Seiten 35 bis 37 zeigen, daß bei den evangelischen Volksschulen die gemischten Klassen bis 1931 stetig zunahmen, bei den katholischen und besonders deutlich bei den „Sammel- und Versuchsschulen" aber für 1927 ihren Zenit aufweisen (Sammelschulen sind die ohne Religionsunterricht). Gern hätte ich in diesem Zusammenhang etwas mehr über die sozio-ökonomischen und demographischen Faktoren in den ausgewählten Bezirken, noch spezifischer in den Einzugsgebieten der Schulen erfahren. Die Mitteilung, daß zehn der zwanzig Groß-Berliner Bezirke „sozialistisch ausgerichtete Arbeiterbezirke" (S. 67) waren, genügt mir da nicht, sie läßt mich eher fragen, warum denn in nur sieben Bezirken koedukative Reformentwürfe schulisch umgesetzt wurden. Waren in den anderen drei Bezirken die Stadträte für Volksbildung weniger durchsetzungsfähig? War das Lehrerpotential politisch und nach pädagogischer Ausrichtung anders, heterogener? War die Elternschaft (mehrheitlich) nicht so bereit zur Reform oder so aktiv? Oder ist diese – freilich nicht schwerwiegende – Auslassung doch auf fehlende Materialbasis zurückzuführen? Daß erst das Zusammengehen der verschiedenen Elemente und Persönlichkeiten „oben" und „unten" Einrichtung und Entwicklung von reformerischen Schulversuchen möglich und politisch oder beruflich motivierte Auseinandersetzungen, bürokratisch zementiert, Erfolge besonders gegen Ende der Weimarer Republik zunichte machten, weiß Hansen-Schaberg mehrfach zu belegen.

Im dritten Kapitel sind die divergierenden Überlegungen namhafter Pädagoginnen und Pädagogen (Fritz Karsen, Heinrich Deiters, Anna Siemsen, Kurt Löwenstein, Gertrud Bäumer und Lydia Stöcker), die in der Befürwortung der Koedukation „wegen ihrer sozialisatorischen Funktion" übereinstimmten, nach den (Nicht-)Reflexionen spezifisch weiblicher Komponenten und sowohl individueller als auch gesellschaftlicher Bedürfnisse hinterfragt. Daran werden im vierten Kapitel Entstehung, Eigenart, Konzeption und Praxis sowie „inhaltliche und methodische Aspekte" der „koedukativen Berliner Lebensgemeinschaftsschulen (Volksschulen)" unter Einschluß von Fallstudien gemessen. Das fünfte Kapitel ist der „Koedukation am Neuköllner Schulenkomplex (höheres Schulwesen)" vorbehalten. Unter dem Stadtrat für Volkssbildung Kurt Löwenstein gliederte Karsen dem von ihm geleiteten Kaiser-Friedrich-Realgymnasium eine Aufbauschule an, die Schüler, welche in die 8. Volksschulklasse versetzt waren, „in sechs Jahren zum Abitur" führen sollte (S. 128); sie war als „soziale Arbeitsschule" rigide auf das Funktionieren des Individuums in der Gemeinschaft ausgerichtet, auf Projekt-Arbeiten und deren Kontrolle (u. a. durch Evaluierung anhand der Eingangsprotokolle) fixiert. 1930, inzwischen um weitere Angliederungen reicher, wurde der Schulenkomplex

in „Karl-Marx-Schule" umbenannt. Mit der zunächst probeweisen Einführung der Koedukation 1925 – die Mädchen mußten vorher bereits eine Gemeinschaftsschule besucht haben, eine Bedingung, die beibehalten werden sollte – wurden Vorurteile gegen die Koedukation abgebaut, geschlechter-spezifisch erachtete Eigenschaften, die Karsen in seinen Jahresberichten als gegenseitig stimulierend herausstellte und so z. B. auch das Provinzialschulkollegium zu überzeugen wußte, aber gerade betont und damit befestigt.

Anhand der überlieferten Lehr- und Lektürepläne in den Fächern Geschichte und Deutsch und von Abiturthemen weist Hansen-Schaberg im Vergleich auch zu reinen Mädchenschulen nach, daß die Auswahl bereits Frauen weitestgehend außen vor ließ und daß die Fragestellungen zwar modern, sozial-politisch und -ökonomisch und „sozio-kulturell" unterlegt waren, daß sie aber „zur Vermittlung eines männlich dominierten Weltbildes, das den Jungen aus proletarischen Elternhäusern vermutlich gerecht wurde, jedoch die Mädchen in den koedukativen Klassen aus dem Blick geraten ließ", führten (S. 158). Der umfangreiche Abschnitt 5.4., „Annäherung an die koedukative Unterrichtsrealität anhand von Dokumenten aus der schulischen Arbeit sowie von Erinnerungen", befestigt im großen und ganzen ihre Analyse – und ihre eigene ambivalente Haltung zur Gemeinschaftserziehung.

Die Ergebnisse ihrer Untersuchung mißt Hansen-Schaberg im sechsten Kapitel an den Vorstellungen und Kritiken zeitgenössischer pädagogischer Publizistik und an (Teil-)Forschungsergebnissen Dritter, die sie unterbauend bestätigen, ergänzen oder widerlegen kann. Frappant und auch für heute beherzigenswert, weil oft vergessen, ist, daß Reformen „von oben" zwar organisatorisch, auch didaktisch und methodisch durchgesetzt wurden, Entwicklung zur Demokratie jedoch, wie von den Protagonisten aus dem vorwiegend sozialistischen (als Gemeinschaftsterminus hier gebraucht) und links-liberalen Spektrum erstrebt, jedoch nicht unbedingt förderten. Inhaltlich-pädagogische Erneuerung wurden von Lehrern (besonders an den höheren Schulen) und von Eltern unterlaufen, so daß die Reformen letztlich der Erhaltung obrigkeitsstaatlicher Denkmuster dienen oder gar den Rahmen für den Einzug nationalsozialistischen Ungeistes bilden konnten (S. 196 f.). Den heutigen feministischen Kritikerinnen an der Koedukation, die sehr wohl namhafte Vorgängerinnen in der Weimarer Republik finden können, hält die Autorin bei teilweiser Zustimmung doch entgegen: „Die Kombination von Koedukation und Reformpädagogik bietet somit die Chance, schulpädagogisch zum Aufbau wirklich symmetrischer Geschlechterbeziehungen beizutragen" (S. 200). Das „somit" bezieht sich auf die diversen Voraussetzungen, die auf den vorhergehenden Seiten genannt werden.

Alles in allem liegt hier eine aktuell anregende, pädagogikgeschichtlich und sozialhistorisch fundierte, klar gegliederte und formulierte Arbeit vor, auf der andere Forscher, auch Planer diverser Spezialismen gewiß aufbauen können.

Ursula Langkau-Alex

LUNTOWSKI, Gustav, **Hitler und die Herren an der Ruhr. Wirtschaftsmacht und Staatsmacht im Dritten Reich.** – Frankfurt a. M., Berlin, Bern, Bruxelles, New York, Oxford und Wien: Peter Lang Verlag 2000. 317 S.

„Das Kapital geht immer mit der Macht."
(Johannes Agnoli)

Die Verantwortung der schwerindustriellen Wirtschaftsführer für die Machtübertragung an Hitler und ihr Verhältnis zum nationalsozialistischen Regime zählt zu den intensiv debattierten Problemen der deutschen Geschichtswissenschaft. Es ist hier nicht der Ort, eine hochpolitisierte Debatte nachzuzeichnen, die in den 1970er Jahren ihren Kulminationspunkt erreichte. Inzwischen haben die Zeitläufe dazu beigetragen, daß historische Erklärungsversuche für diese, wie die Diskussion um die Unternehmen im Nationalsozialismus zeigt, noch immer bedeutsamen Fragen jenseits apriorischer ideologischer Werturteile durch ausgedehnte Archivstudien und Analysen von Primärquellen gestützt werden können. Dazu hat beigetragen, daß die Nachfolgegeneration der „Herren an der Ruhr" aus den Vorständen und Aufsichtsräten ausgeschieden ist, der große Kladderadatsch der Staatsverwaltungswirtschaften der Debatte die systembezogene Brisanz genommen hat und die Globalisierung die deutschen Unternehmen zwingt, sich ungeschminkter als bislang ihrer Vergangenheit zu stellen.

Die Erwartungen sind daher groß, wenn sich gleichsam aus dem „Herzen des Reviers" der ehemalige Dortmunder Stadtarchivar, Gustav Luntowski, dem Verhältnis von „Wirtschaftsmacht und Staatsmacht im Dritten Reich" zuwendet. Die großen Themen des Buches sind die

Endphase der Weimarer Republik und die Machtübertragung an Hitler, das Verhältnis zur nationalsozialistische Macht in den Jahren 1933 bis 1937, die Haltung der Schwerindustriellen im Krieg und zum Attentat des 20. Juli 1944.

Die „Wirtschaftsmacht" betrachtet der Autor in Form der 1928 konstituierten „Ruhrlade", einer Gruppe von zwölf Vorstands- und Aufsichtsratsvorsitzenden der großen schwerindustriellen Konzerne, die sich selbst als „maßgebende Herren der westlichen Industrie" (S. 9 f.) ansahen. Aus diesen habe sich ein engerer Kreis herausgeschält: Gustav Krupp von Bohlen und Halbach, Peter Klöckner, Paul Reusch (Gutehoffnungshütte), Fritz Thyssen, Albert Vögler und Ernst Poensgen (alle Vereinigte Stahlwerke), Paul Silverberg (Rheinbraun), Fritz Springorum jr. (Hoesch). Personell noch enger gefaßt wird die weitgehend auf Adolf Hitler und Hermann Göring reduzierte „Staatsmacht". Wie seine personelle Auswahl die Beziehungen zwischen „Wirtschaftsmacht" und „Staatsmacht" vorbestimmt, fragt Luntowski nicht.

Die strikte Personalisierung des Verhältnisses von „Wirtschaftsmacht" und „Staatsmacht" ist das konzeptionelle, der Versuch, die Beziehungen unmittelbar „aus den Quellen schöpfend" zu erzählen, das methodische Problem des Buches.

In Form einer chronologischen Ereignisgeschichte entwickelt der Autor hinsichtlich der Machtübertragung das bekannt differenzierte Bild dieser „Herren an der Ruhr": von Fritz Thyssen mit seiner Unterstützung des Nationalsozialismus bis 1934 – später distanzierte er sich um so deutlicher und trug dafür auch persönliche Konsequenzen (Enteignung, KZ-Haft) – über Fritz Springorum und Albert Vögler, die aus taktischen wie strategischen Erwägungen eine bürgerlich-nationalsozialistische Kooperation suchten, Gustav Krupp von Bohlen und Halbach, der Hitler und Göring seit 1933 zunehmend undistanziert gegenüberstand, Paul Reusch, der als erklärter Antidemokrat alles zum Sturze der verhaßten parlamentarischen Demokratie tat, sich aber konsequent von den Nazis an der Macht fernhielt, bis hin zu dem zivilgesellschaftlich orientierten Ernst Poensgen, der 1932 gleichwohl wenig gegen den antidemokratischen Kurs tat. Mit einem feinen ironischen Zwischenton schrieb Gerald D. Feldman bereits 1977: "They got more than they bargained for."

Die Differenziertheit des Verhältnisses zur „Staatsmacht" löste sich – nach anfänglichen Befürchtungen über eine zu starke sozialistische Tendenz in der NSDAP – bis 1936 zugunsten einer geschäftsmäßigen Kooperation auf, bis mit der Gründung der Herman-Göring-Werke und der Entlassung Schachts als Wirtschaftsminister deutlich wurde, daß sich der repressive Charakter des NS-Staates auch gegen industrielle Interessen richten konnte. Anders als Ernst Poensgen (und auch Paul Reusch) beugten sich die meisten dem Druck Görings und suchten sich erfolgreich mit den neuen Bedingungen zu arrangieren. Diese Haltung überwog auch während des Krieges. Luntowski bestätigt mithin das aus detaillierteren Forschungen Bekannte; und leider erschließt er trotz des problemlosen Archivzugangs kaum neues Material.

Unbelastet von methodischen Überlegungen läßt Luntowski in einer historiographisch altbackenen Erzählform die Akteure selbst zu Wort kommen. Es scheint, als vermute der Autor, die „Herren" selbst hätten in ihren internen Schriftwechseln getreue Zeugnisse ihrer Beziehungen zur „Staatsmacht" hinterlassen, die wie ein Euro auf der Straße zu finden seien. Wenn keine anderen Quellen vorliegen, werden ersatzweise unbefangen Akten der Nürnberger Prozesse oder die Erinnerungen von Albert Speer als getreues Abbild der Ansichten einzelner Protagonisten herangezogen. In dieser Weise frei von quellenkritischen Erwägungen erfährt der Leser erst in den Schlußbetrachtungen (S. 232) etwas über die schwierige Materiallage. Denn nur für Paul Reusch und Gustav Krupp von Bohlen und Halbach liegen umfangreichere Nachlässe vor, daß zudem einige Akten nicht mehr vollständig sind, erfährt er freilich nicht.

Eine kritischere Perspektive auf das Thema müßte Forschungsstrategien entwickeln, die es erlauben, mehr über die Weltanschauungen und die politischen Präferenzen der „Herren an der Ruhr" herauszufinden. Dies ist sicher schwierig, aber nicht ganz unmöglich, haben sie doch in vielen gesellschaftlichen Feldern Spuren hinterlassen. Biographien dieser Industriellen sind als Leerstellen der Forschung der Mühe wert. Wohl erst auf einer solchen Basis und in Verbindung mit einem theoretischen Begriff von „Wirtschaftsmacht" wird die Frage des Verhältnisses von „Wirtschaftsmacht und Staatsmacht" genauer untersucht werden können.

Alfred Reckendrees

FACKLER, Guido: **„Des Lagers Stimme" – Musik im KZ. Alltag und Häftlingskultur in den Konzentrationslagern 1933 bis 1936.** Mit einer Darstellung der weiteren Entwicklung bis 1945 und einer Biblio-/Mediographie (= DIZ-Schriften. Hrsg. vom Dokumentations- und Informationszentrum Emslandlager, Bd. 11). – Bremen: Edition Temmen 2000. XIV, 628 S.

KULISIEWICZ, Aleksander: **Adresse: Sachsenhausen. Literarische Momentaufnahmen aus dem KZ.** Hrsg. von Claudia WESTERMANN. Aus dem Polnischen von Bettina Eberspächer. – Gerlingen: Bleicher Verlag 1997. 183 S.

„Über künstlerisches Laienschaffen im Lager zu schreiben, birgt die Möglichkeit irriger Vorstellung in sich, etwa, das Gefangene unter menschlichen Bedingungen gelebt haben müßten, sonst wären sie nicht imstande gewesen, künstlerische Produkte hervorzubringen. Und dennoch: menschliche Bedingungen gab es in den Lagern nicht. Hier ‚lebten' die Gefangenen nur, weil sie eben noch nicht gestorben waren." Dies erklärte der ehemalige Häftling der KZ Colditz und Buchenwald Bruno Apitz (Fackler, S. 411). Und der vormalige Gefangene im KZ Börgermoor Wolfgang Langhoff hatte schon 1933 gehört, was ein Mithäftling vermutete: „Wenn die sehen, dass wir noch lachen und singen können, paßt mal auf, was sie mit uns alles anstellen werden! Oder sie gehen hin und photographieren uns und veröffentlichen in der Zeitung das Bild, und dann heißt es: Schaut mal, wie glänzend es den Gefangenen im Konzentrationlager geht" (ebd., S. 215).

In der Tat benutzten die braun- und schwarzuniformierten Schergen das von ihnen befohlene Singen und Musizieren, um NS-Unrecht und -Schandtaten zu verdecken, ebenso wie das Bedürfnis der ihnen Ausgelieferten, ihre Identität bewahren.

Die Irritation über kulturelle Zeichen aus dem KZ-System hielt Jahrzehnte nach 1945 an, so daß es – ausgenommen Erinnerungsberichte ehemaliger Lagerinsassen und die Dokumentation „Buchenwald. Mahnung und Verpflichtung" – wohl seit 1958 keine Publikationen darüber gab. Bezüglich des Singens sammelten und zeigten seitdem die Hochschule für Musik in Weimar, die Nationale Mahn- und Gedenkstätte Buchenwald und das Arbeiterliedarchiv der Akademie der Künste, hier vor allem Inge Lammel, in der DDR Texte und Noten von KZ-Liedern und entsprechende Berichte. In Polen widmete sich ihnen hauptsächlich der ehemalige Sachsenhausener Häftling Aleksander Kulisiewicz in Kraków. Sie würdigt Fackler ausdrücklich in Abschnitten über den Quellen- und Forschungsstand zu seiner Thematik. Dabei konstatiert er, daß sich erst in den letzten zehn, zwölf Jahren in den alten Bundesländern ein diesbezügliches Forschungsinteresse regte.

Fackler fühlt sich bei der Arbeit, seine Freiburger Dissertation von 1997 ausbauend, nicht allein der Musikwissenschaft, sondern ebenso der Volkskunde verpflichtet, was bedingte, soziologische und historische Umstände in die spezielle Untersuchung einzubeziehen. Deshalb bietet er eingangs einen Abriß: wie Konzentrationslager 1933 entstanden und sich bis 1936 entwickelten (dabei sich gegen eine Autorin wendend, die sie erst ab 1934 so bezeichnet sehen möchte[1]), welchen Bedingungen sich die Gefangenen unterworden fanden und wie sich die Häftlingsgesellschaft herausbildete und gliederte. Hierbei stützte sich Fackler auf die vorhandene wissenschaftliche Literatur, während er für sein eigentliches Thema Sammlungen, Nachlässe, Berichte, darunter eigens erhobene, und Veröffentlichungen selbst an abgelegenen Stellen auswertete.[2] Prall mit Fakten gefüllte Abschnitte verbindet er mit analytischen Überlegungen und mit fachlichen Interpretationen, die auch historischen musikalischen Bezügen nachgehen.

Fackler unterscheidet für die Konzentrationslager zwischen befohlener Musik und selbstbestimmtem Musizieren, dies jedoch überwiegend von den Lagergewaltigen geduldet und genehmigt. Mit der einen Art – Singen von volkstümlichen, Militär- und Naziliedern durch alle Häftlinge bei Appellen und Märschen bis hin zum 1. Mai 1933 und 1934 auch außerhalb der Lager sowie Musikübertragungen aus Lautsprechern – wollten sie die in der ersten Phase überwiegend politischen Gefangenen drangsalieren und demütigen, sie moralisch brechen wie nach außen das KZ-Bild propagandistisch aufhellen. Dem sollten ebenso Lagerchöre und Instrumentalgruppen dienen, was sich bei Besichtigungen und in verschleiernden Presseartikeln auswirkte, beim KZ Oranienburg sogar in einer Rundfunksendung und einem Wochenschaustreifen manifestierte. Selbstbestimmtes Musizieren reichte von Singen, manchmal durch Instrumente begleitet, in kleinen Gruppen in den Weihnachtsfeiern bis hin zu gemischten Veranstaltungen.

Von letzteren ist – zuerst durch Langhoffs Buch – der Zirkus Konzentrazani in Börgermoor weithin bekannt. Fackler kann ihn nun

auf den 27. August 1933 datieren. Neben anderen Darbietungen fand dabei die Uraufführung des Moorsoldatenliedes statt. Der Verfasser geht nicht allein auf sein Entstehen und seine unmittelbare Wirkung ein, sondern ebenso seiner Verbreitung in anderen Lagern und weit darüber hinaus bis in die Gegenwart nach. Ähnliche in mehreren Lagern verfaßte und gesungene Lieder, obwohl manchmal auch übergreifend, erreichten nicht die Ausstrahlung des Moorsoldatenliedes. Heimlich sangen politische Häftlinge anläßlich von Jahrestagen der Arbeiterbewegung und zum Gedenken an Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht wie an getötete Mithäftlinge, was sie noch mehr in ihrem Selbstbehauptungswillen stärkte. Dabei dominierten Arbeiterlieder, beim übrigen Gesang Wander- und Volkslieder, solche der Jugendbewegung und natürlich KZ-Lieder, öfter auch als Protest.

Gleich gliedert Fackler seinen rund 100seitigen Überblick über die KZ-Jahre ab 1936. Hier ging das Singen beim Aus- und Einrücken zurück, während Lagerkapellen und -chöre sowie Lieder in größeren Lagern, am bekanntesten das Buchenwald-Lied von 1938, entstanden. Im Zweiten Weltkrieg nahm mit der Ausweitung des Lagersystems, dem immensen Anwachsen der Häftlingsstärke und der Internationalisierung der Lagergesellschaft die Zahl der Sänger, Musikgruppen und Orchester zu, weitete sich das Repertoire auf andere nationale Klänge aus, mehrten sich die Block- und Lagerveranstaltungen, obwohl nur wenige wegen ihres desolaten Zustandes daran teilnehmen und teilhaben konnten.

Fackler skizziert vergleichsweise dazu das Musizieren in den osteuropäischen Ghettos, in den Durchgangslagern in Westeuropa und insonderheit in Theresienstadt, wo sich Analoges darbot. Er sieht für diesen Prozeß die Wurzeln in den ersten Lagern. Wenn sich auch die anfängliche und die demütigende Funktion des Singens ab 1934 reduzierte, die Absicht der Lagerkommandanturen aber blieb: die Gefangenen zusätzlich zu beschäftigen, um sie von rebellischen Gedanken abzuhalten. Hingegen suchten Häftlinge durch Singen und Musizieren wie durch weitere kulturelle Betätigung der Lagergrausamkeit zu entfliehen oder sich psychisch zu stabilisieren und moralisch zu stärken, sich geistig zu behaupten, ihre Identität zu bewahren.

Bei Musik in Konzentrationslagern, so Fackler abschließend, handele es sich „um einen äußerst vielschichtigen und ambivalenten Prozeß", der „mit einer Idealisierung, Beschönigung der Konzentrationslager wahrlich nichts zu tun hat, in dem im Gegenteil die Perfidie und das Verbrecherische des Systems ihren ganz besonderen Ausdruck fanden: Musik im KZ konnte weder Tod noch Elend überwinden und fand immer *trotz* der extremen Lagerverhältnisse statt", war dennoch – freilich bei zu wenigen – „Initiative des Überleben-Wollens und Mittel zur Verteidigung des eigenen Ichs" (S. 432).

Kulisiewicz (1918–1982), der fünfeinhalb Jahre Sachsenhausen durchstand, sagte von sich: „Als Gefangener wußte ich, daß ich mich, um zu überleben, wehren mußte. Aber ich konnte es nicht mit den Fäusten, darum machte ich Lieder und sang sie für mich und für die, die sie hören wollten" (S. 15). Zudem schrieb er Lyrik und Prosa. Eine Auswahl erschien 1965 in Lublin. Ohne sieben KZ-Lieder liegen sie in Deutsch vor, eingeleitet durch autobiographische Aussagen, die er 1974 in der Akademie der Künste der DDR machte. Sie handeln neben den Lagerverhältnissen von eigener kultureller Betätigung und ihrer Resonanz bei den Haftgefährten. Die Eindrücke verstärken sich durch Kulisiewicz' Erläuterungen. Die Herausgeberin, die zur selben Arbeitsgruppe wie Fackler gehört, interpretiert an Kulisiewicz' Beispiel die Schwierigkeiten und den Sinn, sich unter KZ-Verhältnissen der Poesie zu widmen.

Im Hinblick auf die Musik ist von Bedeutung, daß Kulisiewicz sich in der Haft Liedertexte einprägte, sie nach der Befreiung in vier Sprachen niederschrieb, danach weiter sammelte und Berichte ehemaliger polnischer Häftlinge einholte: mehr als 100000 Blatt mit 610 KZ-Liedern von Polen und rund 200 von anderen Nationalitäten samt Kommentaren sowie über 50000 Meter Tonbänder, nunmehr im Holocaust Museum in Washington, sowie daraus ein über 2200 Seiten starkes Manuskript über 374 polnische KZ-Lieder aus 35 Lagern, darunter 65 aus Sachsenhausen. Es soll vom Institut für Volkskunde der Universität Regensburg und der Gedenkstätte Sachsenhausen in deutscher Sprache ediert werden.

1 *Karin Orth, Das System der nationalsozialistischen Konzentrationslager. Eine politische Organisationsgeschichte, Hamburg 1999, S. 25 f.; Christoph Dieckmann, Ulrich Herbert und Karin Orth, Die nationalsozialistischen Konzentrationslager. Geschichte, Erinnerung, Forschung, in: Die nationalsozialistischen Konzentrationslager. Entwicklung und Struktur. Hrsg. von Christoph Dieckmann, Ulrich Herbert und Karin Orth, Göttingen 1998, Bd. 1, S. 25.*

2 *Davon zeugt die Biblio-/Mediographie mit 68 Seiten in Petit, dazu das Verzeichnis von KZ-Literatur, auch über andere kulturelle Betätigungen, mit 40 Seiten.*

Klaus Drobisch

SCHIKORRA, Christa: **Kontinuitäten der Ausgrenzung. „Asoziale" Häftlinge im Frauenkonzentrationslager Ravensbrück** (= Zentrum für Antisemitismusforschung der Technischen Universität Berlin; Reihe: Dokumente, Texte, Materialien, Bd. 41). – Berlin: Metropol Verlag 2001. 280 S

Das Konzentrationslager Ravensbrück bei Fürstenberg in Brandenburg war das zentrale – und neben dem in Auschwitz-Birkenau – größte Frauenlager des nationalsozialistischen Lagersystems. Im Laufe seiner sechsjährigen Existenz von Mai 1939 bis Ende April 1945 waren in der „Hölle der Frauen" etwa 132000 Frauen aus vierzig Nationen interniert. Zwischen 20000 und 30000 Frauen fielen den Mordaktionen und Vernichtungstransporten der Nazis zum Opfer. Neben den aus religiösen, politischen oder rassischen Gründen internierten waren die als „asozial" stigmatisierten Frauen mit dem „schwarzen Winkel" eine der zahlenmäßig größten Häftlingskategorien. Ihrem Schicksal widmet sich Christa Schikorra in ihrer von Wolfgang Benz an der TU Berlin betreuten Dissertation aus dem Jahre 2000.

Bei ihrem Vorhaben konnte sie keineswegs an einen breiten Forschungsstand anschließen. Studien über die Verfolgung sogenannter „Asozialer" im Dritten Reich waren bis weit in die 1980er Jahre kaum zu finden, und erst mit den Forschungen zur nationalsozialistischen Gesundheits- und Sozialpolitik erhielt das Schicksal dieser Menschen eine größere fachwissenschaftliche Aufmerksamkeit. Es dauerte bis in die 1990er Jahre, bis erstmals eigenständige Untersuchungen zur Ausgrenzung und Verfolgung der sogenannten „Gemeinschaftsfremden" vorgelegt wurden. Auch in Studien und autobiographischen Berichten, die sich den nationalsozialistischen Verfolgungen von ihrem Endpunkt her, der Internierung und massenhaften Ermordung in den Konzentrations- und Vernichtungslagern näherten, blieb die Gruppe der „Asozialen" lange Zeit ausgespart.

Christa Schikorra verbindet in ihrer Untersuchung diese Perspektiven miteinander. Vor dem Hintergrund der Leitfrage nach den Mechanismen der Ausgrenzung und ihrer Kontinuität werden die Kriminalisierungs- und Verfolgungspraxen mit den konkreten Lebenssituation, den „Lagerrealitäten" der Frauen im Konzentrationslager Ravensbrück verknüpft. Dementsprechend gliedert sich ihre Arbeit in zwei Teile. Im ersten Teil – „Wege ins Konzentrationslager" – thematisiert Schikorra die Rolle und die Zusammenarbeit der an der Verfolgung beteiligten Institutionen am Beispiel der Kriminalpolizeidienststellen Köln und Duisburg sowie den Arbeitshäusern Güstrow (Mecklenburg), Breitenau (Hessen) und Bischofsried (Bayern). Im zweiten Teil des Buches – „Annäherung an die Lagerwirklichkeit" – rekonstruiert Schikorra die Lebensbedingungen, die inneren Strukturen und die sozialen Beziehungen der „Häftlingsgesellschaft" im KZ Ravensbrück. Eingeleitet und abgeschlossen werden beide Teile jeweils mit Sequenzen aus lebensgeschichtlichen Interviews, die die Verfasserin mit betroffenen Frauen zu ihren individuellen Verfolgungserfahrungen geführt hat.

Schikorra zeigt deutlich, daß die Ausgrenzung, Marginalisierung und Verfolgung von unangepaßten Lebensweisen keineswegs eine Erfindung des NS-Regimes waren, sondern sich auf längerfristige Problemwahrnehmungen und -definitionen der bürgerlichen Gesellschaft berufen konnten. Ebensowenig wie das Jahr 1933 eine eindeutige Zäsur darstellte, kann dies für das Jahr 1945 behauptet werden. Auch nach der Befreiung vom Faschismus setzten sich die Ausgrenzungen und Marginalisierungen für die betroffenen Frauen weiter fort. Nicht zuletzt die über Jahrzehnte andauernde Nicht-Wahrnehmung der Schicksale der als „asozial" verfolgten Menschen in der wissenschaftlichen Diskussion und die Verweigerung der gesellschaftlichen Anerkennung als NS-Verfolgte legen von dieser Tatsache beredtes Zeugnis ab.

Gleichwohl kann nicht von ungebrochenen Kontiniutätslinien in den bzw. aus dem Nationalsozialismus gesprochen werden, wie dies im Titel zumindest nahelegt wird. Zweifellos konnte man in Deutschland bei der Behandlung abweichender Minderheiten auf ein breites, gut erprobtes und wissenschaftlich begründetes Spektrum an Disziplinierungs- und Repressionsmaßnahmen zurückgreifen. Das Ausmaß und die Brutalität der Übergriffe auf Leben und Gesundheit der Betroffenen in der NS-Diktatur ist jedoch einmalig. Die von Schikorra im fünften Kapitel geschilderten „Maßnahmen gegenüber ‚asozialen' Häftlingen": die Zwangssterilisationen, die „medizinischen"

Versuche, die als „Sonderbehandlung 14 f 13" bezeichnete Selektion und Ermordung von jüdischen, arbeitsunfähigen, „asozialen" und politisch unliebsamen Frauen sowie die Zwangsprostitution weiblicher KZ-Häftlinge waren letztlich nur unter den Bedingungen eines Regimes möglich, das die Schutzrechte der einzelnen zugunsten der rassistisch definierten „Volksgemeinschaft" suspendierte. Was im Titel als „Kontinuitäten der Ausgrenzung" präsentiert wird, stellte vielmehr eine diffuse und widersprüchliche Mixtur aus Kontinuitäten althergebrachter Vorstellungen und Praktiken, ihrer Anpassung an und ihrer Einbindung in die Erfordernisse der faschistischen Gesellschaftspolitik und dem vollständig entgrenzten Zugriff auf die Individuen dar.

Die Leistung von Schikorra besteht darin, in ihrer Arbeit diese Kontinuitätslinien auf verschiedenen Wirkungsebenen klar und stringent herauszuarbeiten. So zeigt sie, daß auf der Ebene der gesellschaftlichen Begründungszusammenhänge die Motive für die Ausgrenzung der als „asozial" definierten Frauen an den traditionellen bürgerlichen Moralvorstellungen von Ordnung und Disziplin einerseits sowie von Sittlichkeit und Reinheit andererseits als den angeblich obersten weiblichen Tugenden anknüpften. Durch ihre Verbindung mit der Rassenhygiene und ihrer Einbindung in die nationalsozialistische Rassenpolitik wurden diese Ordnungsvorstellungen und Verhaltenserwartungen radikalisiert und ausgeweitet. Auf der Grundlage des Postulats ihrer angeblichen „rassischen Minderwertigkeit" sollten die als „asozial" und „Volkschädlinge" definierten Frauen letztlich aus der „Volksgemeinschaft" „ausgemerzt" werden.

Über die Auswertung der Personenakten von Frauen, die nach der Anordnung der polizeilichen Vorbeugehaft in Konzentrationslager eingewiesen wurden, zeigt Schikorra, daß praktisch drei Gruppen den Zugriffen ausgesetzt waren: Frauen, die wegen „sexueller Vergehen" als Prostituierte kriminalisiert wurden; Frauen, die wegen Eigentumsdelikten, Abtreibung, Arbeitsvertragsbruchs oder Fälschungen als „Berufsverbrecher" oder „Gewohnheitsverbrecher" verfolgt wurden; sowie Frauen, die direkt aus Fürsorgeeinrichtungen zur weiteren Internierung ins Konzentrationslager verschleppt wurden.

Gerade bei den fürsorgerischen und polizeilichen Zugriffen zeigt sich, daß auch auf der institutionell-organisatorischen Ebene problemlos an die lange Tradition der Reglementierung, Disziplinierung und Kontrolle abweichenden Verhaltens angeschlossen werden konnte. Ab Ende 1937 verschoben sich aber die Kompetenzen zunehmend von den fürsorgerisch-disziplinierenden Institutionen auf die Kriminalpolizei und den SS-Apparat. Die Ausdehnung der polizeilichen Vorbeugehaft auf die Gruppe der „Asozialen" und nicht zuletzt der Bau des KZ Ravensbrück markieren diese Wende hin zur systematischen Verfolgung. Gleichwohl waren die Fürsorgeinstitutionen keineswegs vollständig aus dem Bereich verdrängt, sondern kooperierten eng mit den Verfolgungsbehörden und versuchten, unter den politischen Bedingungen des NS-Staates aktiv an der Gestaltung von Maßnahmen gegen sogenannten „Volkschädlinge" mitzuwirken.

Auch auf der Ebene der persönlichen Erfahrungen der Frauen setzten sich die Kontinuiäten der Ausgrenzung fort. Für viele der Betroffenen begann ihre individuelle Ausgrenzungsgeschichte nicht erst mit dem Nationalsozialismus, sondern gehörte zu ihren unmittelbaren lebensgeschichtlichen Erfahrungen. Waren die Frauen einmal durch Meldungen des Gesundheitsamtes, von Fürsorgeinrichtungen und Haftanstalten oder des Arbeitsamtes aktenkundig geworden, mündete dies nicht selten in der Verhängung kriminalpolizeilicher Vorbeugehaft, die gleichbedeutend war mit der Einweisung in ein Konzentrationslager „auf unbestimmte Dauer". Dabei konnten die Formulierungen in den Berichten und Gutachten der Fürsorgebehörden fast wörtlich in die Anträge auf Anordnung der polizeilichen Vorbeugehaft übernommen werden, die dann wiederum maßgeblich die weitere Kategorisierung im KZ bestimmten.

Ebenso wie die Verfolgungsgeschichte war auch die Realität der Frauen im Konzentrationslager geprägt von Vorurteilen und Ausgrenzungen. Die von der SS vorgenommene Kategorisierung durch die „schwarzen Winkel" kennzeichnete die als „asozial" verfolgten Frauen als „minderwertig" und unterstützte damit die existierende und vorher vielfach erlebte gesellschaftliche Ausgrenzung. Auch bei den anderen verfolgten Frauen war das Bild der „Asozialen" oft durch moralische Be- und Verurteilungen bestimmt: Sie galten im Lager als Lügnerinnen, Spitzelinnen, Denunziantinnen und Diebinnen. An den Berichten von überlebenden Frauen aus dem Konzentrationslager Ravensbrück zeigt sich, daß die mit ins KZ gebrachten gesellschaftlichen Voruteilsstrukturen durch die auf Unterdrückung, Entsolidarisierung, Terror und Vernichtung zielenden Bedingungen reproduziert und radikalisiert wurden.

Als Fazit bleibt festzuhalten, daß die Arbeit von Schikorra einen wichtigen Beitrag zum Verständnis der Ausgrenzung gesellschaftlicher Minderheiten darstellt. Nicht zuletzt durch ihre analytische Klarheit und den sachlichen, klaren Stil stellt ihr Buch einen grundlegenden Baustein für alle dar, die sich mit der Verfolgung sogenannter „Asozialer" und der Realität in den nationalsozialistischen Konzentrationslagern beschäftigen.

Sven Steinacker

Deutschland unter alliierter Besatzung 1945 bis 1949/55. Ein Handbuch. Hrsg. von Wolfgang Benz. – Berlin: Akademie Verlag 1999. 494 S.

„Zu kaum einem Zeitabschnitt der jüngeren deutschen Geschichte ist der Zugang so durch Unkenntnis verwehrt, durch Legenden überwuchert wie zur Periode der Besatzungsherrschaft, die mit dem Zusammenbruch des NS-Staates im Frühjahr 1945 begann und mit der Gründung der Bundesrepublik im September und der Errichtung der DDR im Oktober 1949 nur ein bedingtes Ende fand" (S. 17). Mit diesem Satz beginnt der Herausgeber des gewichtigen Handbuchs „Deutschland unter alliierter Besatzung 1945–1949/55", Wolfgang Benz, seine knappe Einleitung. Das Handbuch soll eine Lücke schließen.

In den letzten Jahren und Jahrzehnten ist eine Vielzahl Studien zu unterschiedlichsten Aspekten der unmittelbaren deutschen Nachkriegsgeschichte erschienen. Überblicksdarstellungen zur Geschichte der einzelnen Zonen stehen neben Spezialuntersuchungen zu Detailproblemen. Dominierte in der Forschung bis 1989 vor allem die Beschäftigung mit der Geschichte der französischen, englischen und amerikanischen Besatzungszone – nicht selten bedingt durch die viel günstigere Quellenlage –, so schien nach 1989/90 die Geschichte der Sowjetischen Besatzungszone (SBZ) zum dominierenden Forschungsfeld zu werden. Mittlerweile kann die Kenntnis der gesamten Nachkriegsgeschichte als relativ gut und fortgeschritten angesehen werden. Die Asymmetrie in der Forschung, bedingt durch die politischen Verhältnisse bis 1989, ist in den letzten zehn Jahren erheblich abgebaut worden. Die Geschichte der Sowjetischen Besatzungszone erwies sich seit 1989/90 als vielversprechendes Forschungsgebiet, das von vielen Forscherinnen und Forschern beackert worden ist. Nur die eingeschränkten Quellenzugänge in russischen Archiven stehen einer restlos befriedigenden Forschungssituation entgegen.

Für die Erforschung der Besatzungszeit erwies es sich seit längerem als hinderlich, daß kein Handbuch zur Verfügung stand, das alle Besatzungszonen gleichermaßen zum Gegenstand hatte. Zwar gab es unentbehrliche Handreichungen zu den einzelnen Zonen bzw. zu speziellen Aspekten, aber ein schneller und vergleichender Überblick über Grundprobleme in den vier Zonen war nicht ohne weiteres möglich.

Wolfgang Benz hat mit dem vorgelegten Handbuch diese Lücke geschlossen. 84 Autorinnen und Autoren, durchweg ausgewiesene Fachexperten, haben in 145 Beiträgen die wichtigsten Entwicklungen, Begriffe und Ereignisse der Besatzungszeit knapp und schlüssig dargestellt. Dem Herausgeber gebührt das Verdienst, daß sich alle Beiträge auf wesentliche Aspekte konzentrieren und weitgehend im Stil von Lexikaartikeln argumentieren. So erfährt die Leserin bzw. der Leser in übersichtlicher und durchweg gut lesbarer Form schnell die wesentlichen Eckdaten, bekommt grundlegende Entwicklungen und Prozesse erläutert und erhält zumeist noch einen Hinweis auf die wichtigste weiterführende Literatur, wobei diese Angaben zumeist jüngeren Datums sind und sich über diese so für Interessierte auch ältere Literatur erschließen läßt.

Das Buch ist in sieben Kapitel gegliedert. Im ersten Kapitel, „Grundzüge der Besatzungspolitik in Deutschland bis 1955" überschrieben, werden in sieben Überblicksartikeln Strukturen und Motive der alliierten Besatzungspolitik, die Politik der vier Besatzungsmächte sowie die Gründungsgeschichte der beiden deutschen Teilstaaten dargestellt. Im zweiten Kapitel stehen „Probleme der Besatzungspolitik im Vergleich der Zonen" als Längsschnitte im Mittelpunkt. In den insgesamt 21 Beiträgen beschäftigen sich die Autorinnen und Autoren u.a. mit „Bildung und Erziehung", der „Bodenreform", der „Entnazifizierung", „Flüchtlingen und Vertriebenen", der „Presse", den „Parteien", den „Reparationen", der „Verfassungsdiskussion", der „Währungsreform", den „Wahlen" oder der „Wiedergutmachung". Gerade diese Beiträge vermitteln in ihrer komparatistischen Anlage schnell einen Überblick über alle vier Zonen. Neben den genannten Artikeln beschäftigen sich andere auch mit Alltags-, Sozial- und Kulturproblemen, so daß dieses Handbuch über den engeren Horizont der Politikgeschichte hinausweist. Im dritten Kapitel werden

die elf wichtigsten Konferenzen behandelt, auf denen es um die Zukunft Deutschlands ging. Dabei reicht der Bogen von den Konferenzen in Teheran, Jalta und Potsdam bis hin zu den Außenministerkonferenzen in Paris (1949), Berlin (1954) sowie der Achtmächtekonferenz von Moskau und Warschau (1954). In den nächsten beiden Kapiteln – „Institutionen und Organisationen" (59 Artikel) sowie „Begriffe und Ereignisse" (27 Einträge) – werden in lexikalischen Einträgen die wichtigsten Einrichtungen und Begriffe vorgestellt und historisch eingeordnet. Hier ließe sich am ehesten kritisch fragen, warum etwa einige Organisationen aus der SBZ mit einem eigenen Beitrag bedacht worden sind (SED, FDJ, VdgB, DFD, Kulturbund usw.), zugleich aber „vergleichbare" Vereinigungen und Organisationen aus den Westzonen nahezu vollkommen fehlen. Im sechsten Kapitel stehen zwanzig deutsche Länder mit je eigenen Einträgen im Mittelpunkt des Interesses. Sicherlich könnte man streiten, ob die Zuordnung der „Republik Schwarzenberg" – einem größeren Lesepublikum durch Stefan Heyms Roman bekannt – in diesen Abschnitt restlos überzeugt oder ob dieser Beitrag nicht in dem Kapitel „Begriffe und Ereignisse" besser plaziert wäre. Gleichwohl ist es überhaupt anzuerkennen, daß dieser Artikel in einem solchen Handbuch Aufnahme fand. Das Buch endet mit einer ausführlichen, synoptischen Chronologie (7. Kapitel), einem Verzeichnis aller Stichwörter sowie einem hilfreichen Personenregister. Hilfreich ist das Register deshalb, weil es zu allen aufgeführten Personen Lebensdaten und wichtige biographische Eckdaten enthält.

Das Buch stellt eine außerordentlich nützliche und ergiebige Handreichung für Forscher, Studierende, Lehrer und historisch Interessierte dar. An einem Handbuch ließe sich zumeist diskutieren, warum der eine oder andere Beitrag überhaupt aufgenommen wurde bzw. warum andere fehlen. So könnte man fragen, warum etwa Beiträge zu den Besatzungsarmeen fehlen, die im Nachkriegsdeutschland bis 1989 – wenn auch auf ganz unterschiedliche Weise – eine so wichtige Rolle spielten. Doch bei der Auflistung eventueller Fehlstellen gerät man schnell in die Gefahr, kleinlich und von seinen eigenen Forschungsinteressen ausgehend zu argumentieren.

Bei diesem Handbuch kann kaum ein Zweifel entstehen, daß es in Zukunft unentbehrlich in der Forschung, Lehre und politischen Bildung sein wird. Allen Autorinnen und Autoren und insbesondere dem Herausgeber, Wolfgang Benz, gebührt dafür der Respekt und Dank zukünftiger Nutzer. Vielleicht gelingt es dem Verlag und dem Herausgeber ja sogar, diese Edition als Taschenbuch in einem Publikumsverlag herauszubringen. Dann nämlich könnte sich der Wunsch von Wolfgang Benz, dieses Buch möge dazu beitragen, Unkenntnis über die Nachkriegszeit abzubauen und Legenden zu überwinden, realisieren. Dieses Handbuch jedenfalls erfüllt dafür alle Kriterien.

Ilko-Sascha Kowalczuk

WENTKER, Hermann: **Justiz in der SBZ/DDR 1945–1953. Transformation und Rolle ihrer zentralen Institutionen** (= Veröffentlichungen zur SBZ/DDR-Forschung im Institut für Zeitgeschichte; Quellen und Darstellungen zur Zeitgeschichte, Bd. 51). – München: R. Oldenbourg Verlag 2001. XI, 647 S.

POHL, Dieter: **Justiz in Brandenburg 1945–55. Gleichschaltung und Anpassung** (= Veröffentlichungen zur SBZ/DDR-Forschung im Institut für Zeitgeschichte; Quellen und Darstellungen zur Zeitgeschichte, Bd. 50). – München: R. Oldenbourg Verlag 2001. IX, 414 S.

Mit den nun vorliegenden Publikationen von Dieter Pohl und Hermann Wentker hat das 1995 gestartete Projekt des Instituts für Zeitgeschichte München „Die Errichtung der Klassenjustiz nach 1945 in der SBZ/DDR in diktaturvergleichender Perspektive" seinen Abschluß gefunden. Bereits im Jahre 2000 ist die Studie einer weiteren Projektmitarbeiterin erschienen.[1] Damit hat dieses Haus zwölf Jahre nach dem Zusammenbruch der SED-Diktatur einen Meilenstein in der Erforschung der Frühphase der SBZ/DDR-Justiz gesetzt. Er läßt kaum noch Platz für weitere Forschungen zum Neuaufbau der Justiz in der SBZ zwischen 1945 und 1947/48 und der dann beginnenden Transformation der Justiz zum Instrument der Parteidiktatur – es sei denn, etwa Spezialstudien zur Rolle der 1948 installierten Zentralen Kontrollkommission (ZKK) oder zum Gewicht der Rechtsabteilung innerhalb der Sowjetischen Militäradministration. Zwar haben alle Projektmitarbeiter die vielen Spuren sowjetischer Einflußnahme auf die Entwicklung von Struktur und Praxis der SBZ/DDR-Justiz verfolgt und die einschlägigen Quellen verarbeitet, soweit sie verfügbar waren. Und es sind nicht wenige, hat sich

doch diese Kontrolle des Neuaufbaus zwangsläufig niedergeschlagen in Berichtspflichten, in Befehlen und sonstigen Anweisungen sowie in vielen Gesprächen, die von deutscher Seite in Gesprächsnotizen festgehalten wurden. Aber einschlägige Akten der sowjetischen Seite stehen bis heute nicht zur Verfügung, so daß manche Fragen offen bleiben. Zum Beispiel ist weiterhin ungeklärt, was sich hinter der Formel verbirgt, daß der Generalstaatsanwalt der DDR beabsichtige, „vorbehaltlich der Zustimmung der Kommission", diese und jene Strafe zu beantragen – eine Formulierung, die bis April 1953 regelmäßig in den Berichten des Generalstaatsanwalts über anstehende Prozesse an die Rechtsabteilung der Sowjetischen Kontrollkommission (SKK) auftaucht. Nachdem im April 1953 die SKK durch den Hohen Kommissar der Sowjetunion ersetzt wurde, gibt es zwar weiterhin diese Berichte, jedoch ohne die zuvor zitierte Formel.

Wentker rekonstruiert und analysiert in seiner Habilitationsschrift die Entwicklung auf zentraler Ebene, d. h. zunächst der der Deutschen Zentralverwaltung für Justiz, kurz: DJV, die mit Befehl Nr. 17 der SMAD vom 27. Juli 1945 gebildet wurde und der bis August 1948 Eugen Schiffer vorstand, Mitglied der LDPD. Mit Gründung der DDR nimmt der Autor dann die neuen zentralen Institutionen (Ministerium der Justiz, Generalstaatsanwalt der DDR, Oberstes Gericht) in den forschenden Blick. Wohl aus Rücksicht auf bereits vorliegende Darstellungen[2] und angesichts der Fülle der zu bewältigenden archivalischen Überlieferungen wird der Darstellung von Strafverfahren und Urteilen, immerhin des zentralen „Produkts" der Justiz, nur kursorisch Platz eingeräumt.

Die Aufgabe der DJV lag zunächst in erster Linie auf dem Gebiet der Koordinierung der Tätigkeit der Länderjustizverwaltungen – verbindliche Lenkungs- und Leitungsfunktionen erhielt sie nicht. Die fehlende Weisungskompetenz führte in den unmittelbaren Nachkriegsjahren zu einer Vielzahl von Konflikten mit den Länderjustizverwaltungen, die zunächst auf ihrer Eigenständigkeit bestanden.

Pohls Analyse des anfänglichen Bemühens am Beispiel des Landes Brandenburg, nach der bedingungslosen Kapitulation Nazi-Deutschlands überhaupt wieder ein halbwegs funktionierendes Gerichtswesen in den zerstörten Provinzen und Ländern aufzubauen, ist durch den regionalen Blickwinkel eine sehr gute Ergänzung zu Wentkers Studie. Dies gilt gleichermaßen für die hier nicht zu rezensierende Arbeit von Petra Weber über Thüringen. Denn erst auf Länderebene gerät die konkrete Justizpraxis in den Blick.

Wie auf zentraler Ebene wurde auch in Brandenburg und den anderen Ländern der SBZ der justitielle Neubeginn zunächst weitestgehend bürgerlichen Fachleuten ohne NS-Belastung aus den bald zugelassenen Blockparteien überlassen, wobei gemäß dem sowjetischen Befehl 49 vom 4. September 1945 im Prinzip wieder an das Gerichtswesen der Weimarer Republik angeknüpft werden sollte. Dies lag auch daran, daß die KPD 1945 über nahezu keine Fachjuristen verfügte. Von den wenigen, die bereits in der Weimarer Republik Anhänger der KPD waren, waren zudem noch einige Ende der dreißiger Jahre in der Sowjetunion ermordet worden, wie etwa Felix Halle. Nach 1945 mußten erst neue parteiergebene Juristen gebacken werden, um dann zunächst innerhalb der Justiz die Machtfrage stellen zu können, bevor anschließend auch mittels der Justiz die Macht der Partei gesichert und die gesellschaftspolitischen Ziele der KPD/SED durchgesetzt werden konnten.

Wie auf zentraler DJV-Ebene kam es auch in Brandenburg 1948, nachdem die ersten Absolventen der Volksrichterlehrgänge zur Verfügung standen, zu einer zweiten Säuberungswelle bei den Justizjuristen. Galt die erste der Säuberung von Juristen, die NS-belastet waren, so wurden in der zweiten Welle bürgerliche und einst sozialdemokratisch orientierte Juristen durch SED-Mitglieder ersetzt. Im Oktober 1948 übernahm Max Fechner, SED, in der DJV die Position von Schiffer. Damit brachte es ein Werkzeugmacher nun nicht mehr nur zum Vizepräsidenten der DJV, wie bereits zwischen Juli 1945 und April 1946 Paul Bertz, sondern direkt zum Chef der DJV und ab Oktober 1949 zum ersten Justizminister der DDR. Fechner war in dieser Zeit zugleich Mitglied im Parteivorstand der SED. Auch die Besetzung der Abteilungsleiter veränderte sich nun unter parteipolitischen Gesichtspunkten völlig zugunsten von SED-Gefolgsleuten.

Zwar war das zentrale Instrument der „Gleichschaltung der Justiz" – so Pohls Kapitelüberschrift für die Entwicklung in den Jahren 1948 bis 1952 – die Personalpolitik. Doch war sie, wie der Autor formuliert, in dieser Phase noch „meilenweit entfernt [...] vom Ideal einer kommunistischen Kaderpolitik". Bis ca. 1952 kam es in Brandenburg zu einem permanenten Personalwechsel in der Richterschaft: durch Rotation, Entlassungen und Flucht – darunter auch Absolventen der

Volksrichterlehrgänge, von denen nicht wenige, wie Pohl es formuliert, „schon 1950/51 nicht mehr in die politische Landschaft passten".

Gleichermaßen wichtig für die Beschneidung der Länderkompetenzen wie der Kompetenzen des Justizsystems insgesamt war die Installation neuer Apparate mit Quasijustizfunktionen, eingeleitet mit dem Befehl 201 der SMAD vom August 1947 über die beschleunigte Entnazifizierung. Wentker wie Pohl heben hervor, daß der Befehl 201 nicht nur der Ahndung von NS-Belastungen und -Verbrechen diente, sondern zugleich der Beginn einer politischen Justiz seitens deutscher Strafverfolgungsorgane zur „Bekämpfung gegenwärtiger politischer Widerstände" war. Sie korrigieren damit zutreffend jenes verharmlosende Bild, das vor einigen Jahren Christian Meyer-Seitz in seiner Dissertation „Die Verfolgung von NS-Straftaten in der SBZ" (Berlin 1998) zeichnete.

Dieser Auftrag der SMAD richtete sich nicht etwa an die Justiz, sondern an die von Beginn durch Kommunisten besetzten Innenministerien der Länder – federführend war die 1945 gebildete Deutsche Zentralverwaltung des Innern (DZdI), innerhalb derer Erich Mielke die Zuständigkeit für diese Aufgabe erhielt. Unter Verantwortung der DZdI hatte die Justiz besondere Strafkammern zur Aburteilung von Nazi- und Kriegsverbrechern zu bilden. Die Ermittlungen in NS-Sachen wurden ganz der Kripo anvertraut respektive innerhalb der Kripo den so genannten K5-Kommissariaten. Zu Recht bezeichnet Pohl diese 5. Kommissariate als den Beginn einer politischen Polizei.

Eine zweite neue Instanz, die massiv in die Kompetenzen der Justiz eingriff, war die in der Nachkriegszeit ins Leben gerufene „Volkskontrolle", die nach Bildung der Zentralen Kontrollkommission im Juli 1948 zusammen mit dieser ZKK zu einem gegenüber der Justiz selbstherrlich agierenden weiteren Untersuchungsorgan wurde, das kampagnenförmig Wirtschaftsprozesse mit dem Ziel der Enteignung ganzer Wirtschaftszweige führte. Zugleich kontrollierte und attackierte der Chef der ZKK, Fritz Lange, massiv die Justizjuristen und trug dank seiner guten Verbindung zu Walter Ulbricht wesentlich zum sogenannten Justizbeschluß des Politbüros vom 11. Dezember 1951 bei, der die „Sowjetisierung" des Justizsystems im Vorfeld der 2. Parteikonferenz beschleunigte. Wentker ist der Vorgeschichte und den Folgen dieses zentralen Beschlusses intensiv nachgegangen. Der konkreten Praxis der ZKK/ZKSK in Wirtschaftstrafverfahren wird jedoch weder bei Pohl noch bei Wentker angemessener Platz eingeräumt. Als drittes „Untersuchungsorgan", das massiv die traditionellen Kompetenzen der Justiz beschnitt, kam 1950 das Ministerium für Staatssicherheit hinzu.

Die Gründung der DDR, die Umwandlung der DJV in ein Justizministerium sowie die Bildung eines Obersten Gerichts und eines Generalstaatsanwalts der DDR führten zu einer neuen Zentralisierungswelle, in deren Folge die Länderkompetenzen in Justizfragen verschwanden – formal ausgedrückt in der Auflösung der Länderjustizministerien. Wentker findet für diese Phase die treffliche Formulierung „Von der Gleichschaltung zur Ausschaltung der Länderjustizverwaltungen".

Lag in den ersten Nachkriegsjahren die strafrechtliche Verfolgung echter und vermeintlicher Gegner des sich etablierenden neuen Systems in den Händen des NKWD und sowjetischer Militärtribunale, Pohl widmet dem einen eigenen kleinen Abschnitt, so war das Jahr 1949 eine Zeit des „fließenden Übergangs", wie Pohl am Beispiel Brandenburgs zeigt. Nun wurde begonnen, Angriffe auf die SED als Angriffe auf den Staat zu definieren, die von deutschen Gerichten abgestraft werden. Ab 1950 übernahmen mehr und mehr DDR-Gerichte die bisherige Rolle sowjetischer Militärtribunale bei der Verfolgung echter und fiktiver innenpolitischer Gegner, wie etwa Opfer der SED-internen Säuberungswellen – dabei in Brandenburg tatkräftig von der SED-Landesleitung angeleitet.

Wie im Projektdesign von 1995 gefordert, unterziehen sich beide Autoren am Ende der Pflicht zum Diktaturvergleich. Wentker entwickelt auf 20 Seiten „diktaturvergleichende Überlegungen" in der Kontrastierung von DDR- und NS-Justiz; Pohl erweitert den Vergleichshorizont, indem er auf knapp siebzig Seiten neben dem NS-System auch die Justiz der Volksrepublik Polen und die des „Leitbildes Sowjetunion" heranzieht. Man gewinnt jedoch den Eindruck, daß gerade bei einer methodisch sorgfältigen Vorgehensweise Gemeinsamkeiten nur noch auf einem sehr hohen Abstraktionsniveau zu benennen sind – dies etwa im Sinne der Aussage, daß in allen Systemen die Justiz zum Instrument der Diktatur verwandelt wurde. Dies zeigt sich vor allem bei Pohl mit seinem breiteren Vergleichshorizont. Je mehr der Vergleich in komparatistische Details geht, um so stärker dominieren tiefgreifende Unterschiede. Eines der von Pohl sehr deutlich gemachten Vergleichsprobleme liegt in der Entscheidung darüber, welche Systemphasen bei den zum Vergleich

herangezogenen vier Ländern, zudem Länder mit jeweils sehr unterschiedlichen Ausgangsbedingungen, überhaupt sinnvoll vergleichbar sind. Methodisch anregend, in den komparatistischen Details durchaus interessant, sind es lesenswerte Schlußabschnitte, auch wenn man sich am Ende etwas hilflos fragt, welchen synthetisierenden Ertrag der Vergleich gebracht hat.

Gemessen an der Rolle der Justiz im NS-Herrschaftssystem, aber auch ihrer Rolle im sowjetischen System insbesondere der Stalin-Ära und ihrer Rolle in der Volksrepublik Polen der vierziger und fünfziger Jahre, erweist sich die Justiz der DDR selbst in ihrer stalinistischen Hochphase, so Pohl und Wentker, als weitaus weniger mörderisch und gewalttätig als in den anderen Ländern respektive im anderen System.

In der Summe: Beide Autoren haben auf zusammen mehr als 1000 Seiten mit überwältigender Materialfülle ein dichtes Bild der Transformation einer zunächst halbwegs unabhängigen Justiz zur Diktaturjustiz nachgezeichnet – zwei Bücher, die als Standardwerke genauso Bestand haben werden wie Lothar Gruchmanns aus demselben Hause kommendes Buch „Justiz im Dritten Reich 1933–1940" (München 1988).

Ein Hinweis am Rande: Wer immer Anlaß hat, Justizakten der frühen DDR in die Hand zu nehmen, sollte speziell Wentkers Buch mit ins Archiv nehmen. Es ist – ganz nebenbei – ein für die Justizforschung äußerst hilfreiches „Who's who?" der Justizfunktionäre dieser Zeit geworden.

1 *Petra Weber, Justiz und Diktatur – Justizverwaltung und politische Strafjustiz in Thüringen 1945–1961, München 2000.*
2 *Zum Beispiel Rudi Beckert, Die erste und letzte Instanz, Goldbach 1995.*

Falco Werkentin

GROSSBÖLTING, Thomas: **SED-Diktatur und Gesellschaft. Bürgertum, Bürgerlichkeit und Entbürgerlichung in Magdeburg und Halle** (= Studien zur Landesgeschichte, Bd. 7). – Halle (Saale): Mitteldeutscher Verlag 2001. 518 S.

Fragen nach dem Schicksal des „Bürgertums" im „Arbeiter- und Bauernstaat" gewinnen in der Nachwendeforschung zunehmend an Gewicht. Liegen bisher eingehende Analysen der Relikte von Bürgerlichkeit und der Beharrungskraft traditionell bürgerlicher Milieus vor, die vor allem Professionen gewidmet sind: Pfarrern, Ärzten, Hochschullehrern, Technokraten bzw. den Intellektuellen insgesamt, so wird hier erstmals eine regionale Studie vorgestellt, die am Beispiel von zwei ostdeutschen Städten die Frage nach der Fortdauer, Resistenz und Erosion bürgerlicher Vergesellschaftungen zu beantworten sucht. Die Arbeit wurde im Wintersemester 1997/98 von der Philosophischen Fakultät der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster als Dissertation angenommen.

Historisch umfaßt die Studie im wesentlichen den Zeitraum von 1945 bis zum Mauerbau, mit gelegentlichen Rück- und Ausblicken. Inhaltlich konzentriert sie sich auf Fallstudien zu spezifisch lokalen bildungs- und wirtschaftsbürgerlichen Assoziationen. Das sind zum einen private, nichtöffentliche bildungsbürgerliche Kreise wie die Magdeburger „Abendsprache" („Vespertina") und der Hallesche „Spirituskreis", das sind zum anderen die wirtschaftsbürgerlichen Industrie- und Handelskammern in den beiden Städten. Die Fallstudien basieren auf umfassendem archivalischem Quellenmaterial. Der Autor erhebt mit seiner Arbeit insgesamt den Anspruch, „die Stärken des historisch-genetischen Zugriffs mit der Analysekraft des sozialkulturellen Konzepts" (S. 32) der Bürgertumsforschung zu kombinieren.

In Teil A diskutiert Großbölting als „Einleitung" theoretische und forschungspraktische Probleme von Bürgertum und Bürgerlichkeit. In Teil B schildert er den „städtischen Neuanfang in Magdeburg und Halle", die „bürgerliche Lebenswelt zwischen Wiederaufbau und diktatorischer Engführung". Teil C trägt die Überschrift „‚Den Blick auf alles das zu richten, was der unsterblichen Seele keine äußere Gewalt zu rauben vermag' – bildungsbürgerliche Vergesellschaftungen in der Transformationsgesellschaft". Teil D ist „‚Ohne Kapitalisten geht es besser …' – Wirtschaftsbürger in der Transformationsgesellschaft" betitelt. In Teil E „Resümee und Ausblick" behandelt der Verfasser Bürgertum, Bürgerlichkeit und Entbürgerlichung zwischen Kriegsende und Mauerbau. Die weitgehende Auf- und Untergliederung in sieben Kapitel kann hier nicht referiert werden. Im Anhang sind drei aufschlußreiche Dokumentationen enthalten: ein Verzeichnis der Mitglieder der Magdeburger Abendsprache und ihrer Biogramme 1831–1967, die Vorträge der Magdeburger Abendsprache 1831–1967 sowie ein Verzeichnis der Mitglieder des Spirituskreises und ihrer Biogramme 1945–1958.

Die Studie besticht durch die detaillierte Aufarbeitung der genannten bildungs- und wirtschaftsbürgerlichen Vergesellschaftungsformen. In dieser Hinsicht erweitert sie unsere Kenntnisse über die Beharrungskräfte von Bürgerlichkeit in der SBZ/DDR beträchtlich. Sie ist ganz aus den Quellen heraus gearbeitet und hätte gut und gerne in zwei getrennten Publikationen Platz gefunden. (Dies ist wohl auch dem aktuellen Hang zu überdimensionierten Dissertationen geschuldet. Allerdings stehen die beiden Themenkreise mehr oder weniger unverbunden nebeneinander. Vergleichende Aspekte hätten den Rahmen wohl vollends gesprengt.) Wo es die Quellen erlauben, geht die Darstellung auch weit über den ansonsten behandelten Zeitraum hinaus. So wird die Geschichte der Magdeburger Vespertina von ihrer Entstehung 1831 bis zur Auflösung bzw. zum Abbruch der Überlieferung 1967 sehr umfangreich, die des Halleschen Spirituskreises demgegenüber recht knapp von der Wiederaufnahme 1945 bis zur Zerschlagung durch SED und Staatssicherheit 1958 umrissen. Zwar waren Spirituskreis und Vespertina potentielle Kerne bürgerlicher Vergesellschaftung, aber in ihnen war, auch im Vergleich mit der Bundesrepublik, „der bürgerliche Ideen- und Wertehimmel künstlich konserviert worden" (S. 248). Dieses „Überwintern konservativ bürgerlicher Identität" (Land/Possekel) in feindlicher Umgebung blieb zunehmend praxisfern und ohne Außenwirkung. Es fiel nicht nur den diktatorischen Eingriffen und Transformations-, wie Großbölting betont, sondern auch den Modernisierungsprozessen und dem Generationswechsel in der DDR-Gesellschaft zum Opfer. Mitunter wird Quellenmaterial unkritisch kommentiert, wenn z. B. aus der Massenmitgliedschaft in der DSF auf deren „Popularität" geschlossen, als Ziel der Kaderpolitik die Verschmelzung von Partei- und Staatsapparat angenommen oder der bildungs(klein)bürgerliche Hintergrund der SED-Erbe- und -Kulturpolitik unterschätzt wird. Daß es weitere bildungsbürgerliche Kristallisationskerne, etwa im Kulturbund, in Künstlervereinigungen und Wissenschaftsgesellschaften oder den hohen Schulen gab, die möglicherweise in Konkurrenz zu den hier analysierten konservativen Kreisen standen, bleibt weitgehend ausgeklammert.

Auch beim Problemkomplex der Wirtschaftsbürger in der DDR-Gesellschaft hätte ich mir mehr historische Spezifik gewünscht und nicht allein eine Beurteilung vom Zielpunkt „Verdrängung, Einbeziehung und Liquidierung der Privatwirtschaft" aus. Gleichwohl wird am Beispiel der Industrie- und Handelskammern deren Transformationsprozeß überzeugend nachgewiesen. Ließen SMAD und SED zunächst den Wiederaufbau dieser traditionellen Selbstverwaltungskörperschaften aus wirtschaftlicher Notwendigkeit zu, so begann schon zum Ende der vierziger Jahre deren organisatorische und personelle Umformung und damit der zunehmende Verlust an Akzeptanz unter den ihnen angeschlossenen Selbständigen. Die Belange der Privatwirtschaft wurden in der praktischen Kammerarbeit mehr und mehr unter die Interessen des staatlichen Wirtschaftssektors gestellt. „Vom ehemaligen Selbstverwaltungsorgan des gewerblich-industriellen Mittelstandes blieb eine den staatlich-politischen Prämissen untergeordnete Verwaltungs- und Betreuungsstelle für die Relikte der selbständigen Wirtschaft" (S. 407). Dieser Prozeß gipfelte nicht nur im Verlust der institutionellen Eigenständigkeit im Jahre 1958, sondern zwangsläufig auch im Verlust des Innovationspotentials des Mittelstands. Zum Schluß der Studie reichte der Atem für den angesagten Vergleich bürgerlicher Reaktionen auf die NS- wie auf die SED-Diktatur und für die Befragung der Relevanz der Forschungsergebnisse für die weitere Geschichte der DDR dann doch nicht mehr aus. Sie geraten äußerst kapp und fragmentarisch.

In der Darbietung der konkreten Forschungsergebnisse bürgerlicher Beharrungskräfte ist die Arbeit sehr interessant, aufschlußreich und lesenswert. Deren Einordnung in die Geschichte der SBZ/DDR gerät allerdings manchmal zu einer unhistorischen Gegenüberstellung von kommunistisch-sozialistischem Ideal und bildungs- bzw. wirtschaftbürgerlicher Realität.

Gerd Dietrich

Hochschuloffiziere und Wiederaufbau des Hochschulwesens in Deutschland 1945–1949. Die Sowjetische Besatzungszone. Hrsg. von Manfred Heinemann (= Edition Bildung und Wissenschaft, Bd. 4). – Berlin: Akademie Verlag 2000. – XV, 478 S.

Was wollten die sowjetischen Kommunisten nach 1945 in Deutschland? Was wollten sie mit Deutschland? Diese Fragen mögen sich banal anhören, sind aber in der Forschung und der öffentlichen Meinung bis zum heutigen Tage alles andere als ansatzweise erschöpfend beantwortet worden.

Denn jeder Studie, die behauptet, es ging allein um den Export des sowjetischen Kommunismus, schlägt aus dem Blätterwald sofort mit gleicher Vehemenz die These entgegen, die Sowjets wollten in Deutschland eigentlich nicht wirklich etwas, sie haben Hitler-Deutschland mitbesiegt und standen nun auf deutschem Territorium etwas ratlos herum. Na ja, und mittenmang gibt es freilich diejenigen, die absolute Mehrheit, die zwischen beiden Polen hin- und herwandeln. Denn wie uns die Geschichte lehrt, liegt das, was manche die historische Wahrheit nennen, so und so immer zwischen irgendetwas.

Die Geschichte des ostdeutschen Hochschulwesens, so meinen jedenfalls dessen Kenner, eigne sich besonders gut, um die wahren Absichten der Sowjets zu ergründen. Der Historiker Manfred Heinemann aus Hannover hat in den vergangenen Jahren eine Vielzahl von Büchern zur Geschichte des deutschen Hochschulwesens nach 1945 herausgegeben. Direkt nach dem Fall der Mauer 1989 begann er, sich auch für das ostdeutsche Hochschulwesen nach der Zerschlagung der Hitler-Diktatur zu interessieren und initiierte eine ganze Reihe von einschlägigen Veranstaltungen. Sein besonderes Augenmerk lag dabei darauf, russische Akten zu eruieren und sowjetische Zeitzeugen ausfindig zu machen und zu befragen. Ihm zur Seite standen dabei eine Reihe engagierter Nachwuchshistoriker und einige ältere Historiker aus der DDR, die ihm vor allem bei der Kontaktaufnahme zu den ehemaligen sowjetischen Funktionären behilflich waren.

Der vorliegende Band, erschienen im Jahr 2000, geht auf eine Konferenz zurück, die 1992 in und bei Berlin stattfand. Heinemann versammelte die wichtigsten noch lebenden sowjetischen Funktionäre aus der SMAD, die für Hochschulen und Wissenschaft zuständig waren, und veranstaltete an mehreren Tagen Mammutinterviews, die er, seine Mitarbeiter und einige geladene Gäste verfolgen und aktiv gestalten konnten. Das Produkt dieser Tagung liegt nunmehr in Form des Bandes vor. Auf etwa 300 Seiten kommen sowjetische und deutsche Funktionäre, deutsche Opfer sowie einige Wissenschaftler zu Wort. Daneben sind einige Beiträge abgedruckt worden, die die Umgestaltung des ostdeutschen Hochschulwesens ebenfalls aus der Sicht damaliger sowjetischer SMAD-Funktionäre schildern. Schließlich hat Heinemann Pjotr Nikitin, den wohl wichtigsten SMAD-Funktionär für das Hochschulwesen, umfänglich zu dessen Biographie befragt. Dieses Interview stellt eine sinnvolle und sehr nützliche Ergänzung zu Nikitins Erinnerungen dar, die in der von Heinemann herausgegebenen Reihe „Edition Bildung und Wissenschaft" 1997 erschienen sind.

Der Band verdeutlicht den radikalen Paradigmenwechsel, dem die ostdeutschen Hochschulen nach 1945 unterlagen, anschaulich. Die sowjetische Besatzungspolitik wird plastisch anhand der Bildungspolitik nachgezeichnet. Bedrückend sind vor allem die Schilderungen der Opfer dieser Politik. Sie erzählen unaufgeregt, wie es dazu kam, daß sie von sowjetischen Stellen verhaftet, einiger ihrer Kameraden hingerichtet und sie selbst zu hohen Haftstrafen verurteilt worden sind.

Das eigentümliche an diesem Band ist freilich die Grundthese, daß die Politik der SMAD und des NKWD mehr oder weniger gegeneinander standen. Während die SMAD „demokratisieren" wollte, betrieb der NKWD das schmutzige Geschäft der ungerechtfertigten brutalen Verfolgungen ganz allein. Allerdings wird nicht die Frage aufgeworfen, mit welchem Modell im Kopf die SMAD eigentlich auf welches Ziel hin „demokratisieren" wollte. Die sowjetischen Funktionäre kannten nach 1945 nur ein Modell, und das war das von Stalin in ihrer Heimat praktizierte. Der NKWD zählte zu diesem Modell ebenso hinzu wie die Volkskommissariate. Die Aufgabenteilung von Geheimdienst und SMAD in der SBZ war nicht anders geregelt als in der Sowjetunion selbst. Natürlich hat die SMAD nicht die Verhaftungen vorgenommen, aber ebenso natürlich hat sie und ihr verlängerter Arm, die SED und die Zentralverwaltungen, diese mit Kampagnen und Hinweisen vorbereitet.

Damit ist nur ein Schwachpunkt des Bandes benannt. Dieser freilich ist verständlich, da die sowjetischen Gäste über ihr eigenes Tun berichten und ihre deutschen Gastgeber ihnen um den Preis der Aufrechterhaltung der Kommunikation nur beschränkt kritisch gegenübertreten konnten. Zugleich muß aber auch herausgestellt werden, daß der Band viele interessante und zum Teil unbekannte Details aus dem Innenleben der SMAD und der Hochschulen in der SBZ liefert. Dabei werden Strukturveränderungen, Zulassungsfragen, Studentenräte, Alltagsprobleme oder die Vorstudienabteilungen ebensowenig ausgespart wie eben Verhaftungen und das Fluchtproblem. Daß dabei viele Klischees und auch mittlerweile von der Forschung ins Reich der Legenden verabschiedete Behauptungen wiedergegeben werden, ist dem Herausgeber nicht anzulasten. Dies hängt eben mit der Zusammensetzung der Zeitzeugen

zusammen, für die nicht er, sondern die politische Situation nach 1945 verantwortlich ist. Der Band stellt für die Forschung eine wichtige Fundgrube dar, die sowohl essentielle historische Details liefert als auch über das postkommunistische Denken eines Teils der ehemaligen sowjetischen Nomenklatura Aufschlüsse vermittelt. Solange der Zugang zu den russischen Archiven restriktiv gehandhabt wird, werden wir dankbar auf solche Editionen wie die von Manfred Heinemann zurückgreifen müssen. Die großen Fragen zur sowjetischen Deutschlandpolitik vermag auch dieser Band nicht zu beantworten, aber jeder kann sich, je nach Belieben, wie in einem Gemischtwarenladen bedienen. Umfangreiche Personen- und Sachregister erleichtern dankenswerterweise die Selbstbedienung beträchtlich.

Ilko-Sascha Kowalczuk

JORDAN, Carlo: **Kaderschmiede Humboldt-Universität zu Berlin. Aufbegehren, Säuberungen und Militarisierung 1945–1989** (= Forschungen zur DDR-Gesellschaft). – Berlin: Ch. Links Verlag 2001. 248 S.

Carlo Jordan, durch pazifistisches und widerständiges Engagement (Landhausprojekte und Berliner Umweltbibliothek) bekannt und Mitbegründer der Grünen Partei im November 1989, hat sich auf wissenschaftlichem Gebiet versucht. Herausgekommen ist eine Publikation, die ihrem hohen Anspruch in keiner Weise gerecht wird. Weder wird hier das Porträt einer sozialistischen Kaderschmiede entwickelt noch die Geschichte der Transformation einer ostdeutschen Universität nach sowjetischem Vorbild erzählt. Was der Titel verspricht, kann die Darstellung nicht realisieren. Eher trifft der Untertitel zu, aber auch hier wird mehr vorgegeben als eingelöst. Gleichwohl konnte die Arbeit mit einem wenig veränderten Titel am Fachbereich Politik- und Sozialwissenschaften der Freien Universität Berlin als Dissertation verteidigt werden. Daß der Autor das Handwerkszeug des Historikers nicht so recht beherrscht, soll ihm ebensowenig vorgeworfen werden, wie sein Stil eines investigativen Journalismus. Schließlich können auch Nichtfachleute interessante und anregende Geschichte schreiben. Problematisch sind vielmehr das unsichere Konzept, die wenig durchgearbeitete Begrifflichkeit, das unklare theoretisch-methodische Vorgehen: Historisch wird der ganze Zeitraum von 1945 bis 1990 erfaßt, was bei einer umfassend angelegten Forschungsarbeit zwangsläufig zu historischen Sprüngen und inhaltlichen Lücken zwingt. Über sein Forschungsziel und sein methodisch-theoretisches Vorgehen läßt uns der Autor weitgehend im unklaren. Er analysiert weder den derzeitigen Forschungsstand, um die Ergebnisse seiner Arbeit darin zu verorten, noch formuliert er explizit seine erkenntnisleitenden Fragestellungen. Die Schwerpunktsetzung muß sich der Leser selbst aus dem Text heraus erarbeiten Thematisch hat sich der Autor wohl auf zwei Hauptprobleme konzentriert: zum einen auf den Austausch der alten und die Heranbildung neuer Eliten, zum anderen auf die „Militarisierung" der Hochschulen in der DDR. Während zur Elitenforschung inzwischen eine Reihe von neueren Arbeiten vorliegt, die der Autor ignoriert, ist die Militarisierung der Gesellschaft noch weitgehend ein Desiderat der DDR-Forschung. Auch die zentralen Leitbegriffe dieser Arbeit „Kaderschmiede" und „Militarisierung" werden kaum problematisiert, erst recht nicht definiert. Das Wort von der „Kaderschmiede" bleibt durchgehend ein polemischer Kampfbegriff, der eine analytische und historische Sicht auf Inhalte und Strukturen verbaut. Nach Jordans Darstellung scheint zwischen der Parteihochschule der SED und der Humboldt-Universität kein Unterschied mehr zu bestehen. Die Vorstellungen von der „Militarisierung" der Hochschulen in der DDR werden zwar im Laufe der Arbeit allmählich deutlich, scheinen aber einerseits allein auf die Übertragung militärischer Disziplinarformen hinauszulaufen, was wiederum den Terminus „Disziplinierung" vereinseitigt und weit wichtigere Formen von Disziplinierung wie ideologische Indoktrination, staatliche Reglementierung und soziale Korrumpierung außer acht läßt. Andererseits orientiert sich der Autor an einem unveröffentlichten Manuskript Bernd Rabehls zur direkten und indirekten Militarisierung der sowjetischen Hochschulen, offensichtlich in der Hochphase des Stalinismus, und überträgt dieses Konzept unbesehen auf die ostdeutsche Universität. Methodische Probleme des historischen Vergleichs bleiben hierbei weitgehend unbeachtet. Von demokratischen Aspekten einer ersten Hochschulreform, der Öffnung der Universitäten für die Kinder der bisher benachteiligten Unterschichten oder der Entnazifizierung ist keine Rede. Natürlich brachte die zweite Hochschulreform eine „Sowjetisierung" der Universität mit sich, aber die Gleichsetzung ostdeutschen

Studentenlebens mit einer Kadettenanstalt scheint doch weit übertrieben und geht an der Realität vorbei. Unterschätzt wird auch die Funktion der dritten Hochschulreform in der DDR. Diese war sicher nicht nur eine staatliche Hinlenkung der Universitäten auf die Bedürfnisse der Wirtschaft, sondern auch ein Mittel der Ablenkung vieler Studenten durch scheindemokratische Angebote und Teilhabe. Zwar macht uns der Autor mit verschiedenen Formen von „Militarisierung" vertraut, etwa der Rolle der Kampfgruppen und des MfS an der Universität, der militärischen Ausbildungslager für Studenten und der Zivilverteidigungslager für Studentinnen, aber er ist nicht in der Lage, die quantitativen wie qualitativen Dimensionen der „Militarisierung" und ihre einzelnen historischen Phasen exakt zu bestimmen. Schließlich müßte ihn seine Beschreibung des Aufbegehrens und des Widerstehens von Studenten sowie seine Darstellung der wachsenden Gleichgültigkeit gegenüber den Machtorganen der DDR und danach der friedlichen Revolution zu der Erkenntnis führen, daß zunehmende „Militarisierung" der Universitäten zwar ein politisches Ziel der SED-Führung gewesen sein mag, es in der Realität freilich nie zu einer umfassenden „Militarisierung" der Studentenschaft gekommen ist. Dieser Schluß wird nicht gezogen. Er würde ja auch das vage Konzept ganz in Frage stellen. Die Arbeit oszilliert zwischen Universitäts-, Eliten-, Herrschafts-, Militarisierungs- und Widerstandsgeschichte, kann sich nicht entscheiden und bleibt letztlich oberflächlich. Gleichwohl wird sie unser Wissen um die wechselvollen Phasen der Humboldt-Universität erweitern, weil sie umfangreiches Quellenmaterial verwertet, Archivalien der Stiftung Parteien und Massenorganisationen, der Behörde des Bundesbeauftragten für die Unterlagen des Staatssicherheitsdienstes, des Universitätsarchivs, des Berlin Document Centers, der Robert-Havemann-Gesellschaft einschließlich des Matthias-Dommaschk-Archivs, des Bürgerkomitees „15. Januar", der Forschungs- und Gedenkstätte Normannenstraße sowie Zeitzeugen befragte. Künftigen Universitätshistorikern ist die hier vorliegende, mehr oder weniger gut kommentierte Materialsammlung als Steinbruch zu empfehlen.

Gerd Dietrich

HERMS, Michael: **Hinter den Linien. Westarbeit der FDJ 1945–1956** (= Die Freie Deutsche Jugend. Beiträge zur Geschichte einer Massenorganisation, Bd. 8). – Berlin: Metropol Verlag 2001. 412 S.

Die vorliegende Studie über die Westarbeit der FDJ 1945 bis 1956 geht auf eine im November 1999 am Fachbereich Kommunikations- und Geschichtswissenschaft der TU Berlin verteidigte Dissertation zurück. Ihr Autor ist seit Jahren ein Spezialist auf dem Forschungsfeld der frühen FDJ-Geschichte. Man denke nur an seine Biographien über Heinz Lippmann und Robert Bialek (gemeinsam mit Gerd Noack), seine unzähligen Beiträge in Sammelbänden, wissenschaftlichen Zeitschriften und Zeitungen.

Mit dem Begriff „Westarbeit" werden allgemein die Aktivitäten der SED und der DDR bezeichnet, die darauf hinausliefen, Agitation und Propaganda in und gegenüber der Bundesrepublik und West-Berlin zu betreiben. Eingeschlossen darin waren sowohl legale wie illegale Aktionen. Michael Herms beschreibt nicht nur, sondern erklärt Handlungsmotive und Spielräume von SED und FDJ. Er macht deutlich, wie FDJ-Westarbeit funktioniert hat und belegt deren Determiniertheit durch die sowjetische und SED-Deutschlandpolitik.

Im ersten Kapitel beschreibt er die Einflußnahme kommunistischer Führungszentralen auf die Anwendung der Taktik der „überparteilichen Jugendbewegung" in den Westzonen 1945 bis 1947. Das Umschwenken zur „überparteilichen" Jugendarbeit vollzog sich nicht ohne Reibungen und personelle Verluste. Als Jugendsekretäre des ZK der KPD orientierten Erich Honecker und Paul Verner ab Oktober 1945 die Jugendsekretäre der Bezirksleitungen in den Westzonen auf die Bildung überparteilicher Jugendorganisationen. So berichtete Kurt Baumgarte im November 1945 darüber, daß im September 1945 bei der Neuwahl der Stadtleitung in Hannover „die Genossen nicht in Aktion" traten, sondern statt dessen im Hintergrund für die Annahme des Namensvorschlags „Freie Deutsche Jugend" und für eine nichtkommunistische Zusammensetzung der Leitung sorgten. Trotz großen Aufwandes blieb die FDJ in den Westzonen ohne große Resonanz. Herms kommt für Mitte 1947 auf etwa 50000 Mitglieder, davon allein 40000 in der britischen Zone. Er kommt weiter zur der Feststellung, daß in den Westzonen die Rahmenbedingungen für eine „überparteiliche Jugendbewegung" fehlten

und die kommunistische „Bündnispolitik" am Pluralismus in der Jugendarbeit wie am eigenen Sektierertum scheiterte.

Im zweiten Kapitel geht Herms auf den Wandlungsprozeß der West-FDJ zu einem politischen Jugendverband auf der Grundlage „Moskauer Instruktionen" ein. Er beschreibt akribisch, wie im Anschluß an dem „Flug in den Osten" – gemeint ist der Besuch einer fünfköpfigen Delegation des FDJ-Zentralrates beim sowjetischen Komsomol – die Westarbeit gemäß der Moskauer Weisungen geändert wird. Hermann Axen bereiste als Organisationssekretär des Zentralrates Ende August 1947 die britische Zone und hatte vier Themen im Gepäck. Erstens die organisatorische Festigung der FDJ, zweitens die Personalpolitik, drittens die Übermittlung politischer Zielsetzungen und viertens die heikle Aufgabe, mit konfessionellen Verbänden die Schaffung eines gesamtdeutschen Jugendrings zu sondieren. Die strategischen Handlungsanweisungen des Komsomol vom Sommer 1947 führten erwartungsgemäß nicht zu einem Aufschwung der FDJ in den Westzonen. Vor dem Hintergrund des Übergangs zur offenen Konfrontation der Großmächte blieb der FDJ nur die öffentliche Positionierung zugunsten der sowjetischen Deutschlandpolitik und der SED. Dadurch isolierte sich die FDJ im Westen immer mehr und verlor viele Mitglieder und geriet in Konfrontation zu den Besatzungsmächten.

Das dritte Kapitel widmet sich der Westarbeit im Stalinisierungsprozeß der West-FDJ vom Sommer 1949 bis zum Verbot der FDJ im Juni 1951. Der Autor beschreibt den Kampf um den Führungsanspruch gegenüber der West-FDJ und die Stalinisierung mittels der Kaderpolitik nach sowjetischen Muster. Nicht unerheblich waren auch die wechselseitigen Sympathien und Antipathien der führenden Genossen untereinander. So wie in den KPD-Landesverbänden Anfang der fünfziger Jahre die „Westemigranten" und einstigen „Abweichler" ihrer Funktionen entbunden, zu einem nicht geringen Teil „zu ihrer Sicherheit" in die DDR geholt wurden, kam es auch in den FDJ-Leitungen zu einem Kaderaustausch. Absolventen sowjetischer Antifaschulen, aber auch der Parteihochschule übernahmen Funktionen „führungsschwacher und schwankender" Leiter und wirkten aus Ostberliner Perspektive als Multiplikatoren der SED in der Bundesrepublik und wurden von der Bevölkerung auch als solche wahrgenommen.

„Westarbeit zwischen FDJ-Verbot (Juni 1951) und Volksaufstand 1953" ist das vierte Kapitel überschrieben und behandelt die militante Phase des streng zentralisierten Verbandes. Die FDJ versuchte, ihrer stetig weitergehenden Isolation mittels demonstrativer Kampagnen zu begegnen und geriet immer stärker in das Fadenkreuz von Polizei und Justiz.

Das FDJ-Verbot im bevölkerungsreichsten Land der Bundesrepublik, in Nordrhein-Westfalen, im April 1951 traf die in Konspiration geschulten Kader nicht unvorbereitet. Trotz enormer Finanzmittel verzeichnete die FDJ in der Bundesrepublik einen deutlichen Mitgliederrückgang, und unter ihren Funktionären machte sich Frust und Resignation aufgrund eingeschränkter politischer Wirksamkeit breit. Trotz des Faktums, daß in der DDR die Justiz viel härter und drakonischer urteilte und man für mißliebige Meinungsäußerungen über Jahre ins Zuchthaus kam, ist Herms Auflistung der politisch motivierten Urteile der bundesdeutschen Justiz gegen FDJ-Funktionäre nicht nur als Chronik interessant. Anhand von 415 Prozeßunterlagen ermittelte die Führung der West-FDJ für den Zeitraum zwischen 1950 und März 1955 1409 FDJler, die zu Freiheitsstrafen zwischen vierzehn Tagen und dreieinhalb Jahren verurteilt wurden. Bekannt sind die beiden höchsten Strafen gegen Jupp Angenfort und Wolfgang Seiffert, sie erhielten 1955 fünf bzw. vier Jahre.

Nach einem Überblick über die Westarbeit der FDJ bis zum KPD-Verbot im August 1956 folgt im fünften und letzten Kapitel die Analyse der politischen Schulung und Kaderausbildung als wesentliche Elemente der Westarbeit. Herms stellt im Anhang auf der Basis der Kaderkartei und überlieferten Kaderakten Kurzbiographien der wichtigsten Protagonisten der Westarbeit der FDJ vor und wünscht sich vom Leser ausdrücklich Hinweise und Ergänzungen.

Andreas Herbst

KRAUSHAAR, Wolfgang: **1968 als Mythos, Chiffre und Zäsur.** – Hamburg: Hamburger Edition 2000. 370 S.

Das vorliegende Buch besteht fast ausschließlich aus einer Neuauflage von Aufsätzen, die Wolfgang Kraushaar zwischen 1997 und 2000 aus unterschiedlichen Anlässen und in verschiedenen Kontexten publizierte. Dabei steht das Jahr „1968" nur selten im eigentlichen Mittelpunkt der

Analyse; vielmehr handelt es sich in dieser Essaysammlung primär um Kommentare zu den Langzeiteinflüssen der 68er Bewegung oder um Einschätzungen gewisser Teilaspekte der studentischen Bewegung aus heutiger Sicht. Die vom Autor zusammengestellte Sammlung ist durchweg leserfreundlich und allgemeinverständlich gehalten. Worauf kommt es dem Autor an?

In seinen Schlußbemerkungen, seltsamerweise als eine Art Postskriptum einer ausgedehnten, wenn auch lückenhaften neueren Literaturübersicht beigefügt, unterstreicht Kraushaar u. a. die Rolle der Kontingenz, aber auch die Transnationalität sowie die Globalität der 68er Ereignisse. Dies ist begrüßenswert, doch rennt der Autor mit dieser Einschätzung sicherlich fast ausschließlich offene Türen ein. Die vermeintlich internationale Orientierung des Autors erweist sich bald als relativ beschränkt. Sicherlich kann man es dem Autor nicht verdenken, daß er sich in seinen Kommentaren meist auf die Bundesrepublik beschränkt, doch seine mitunter detaillierten Ausbreitungen des Phänomens „1968" über den bundesdeutschen Tellerrand hinaus, indizieren, daß in seiner Analyse merkwürdigerweise die USA, die BRD, Frankreich und Großbritannien „die vier wichtigsten Länder" (S. 328) darstellen. Da das Vereinigte Königreich in den mehr als dreihundert Seiten fast überhaupt nicht erwähnt wird, bleibt unklar, warum gerade dieser Staat für das Verständnis von „1968" so wichtig gewesen sein soll. Frankreich wird aus leicht verständlichen Gründen nicht völlig ausgeblendet; doch, abgesehen von der BRD, nehmen einzig und allein die USA beim Autor eine relativ prominente Stelle ein.

Mit dieser Einschätzung bleiben bemerkenswerterweise zumindest drei europäische Länder, die in jeder wirklich transnationalen Bewertung von „1968" als globalem Phänomen nicht fehlen sollten, ausgespart: die Tschechoslowakei, Spanien und vor allem Italien. Anhand dieser nie für erklärungsbedürftig gehaltenen Orientierung auf die BRD und die USA gelingt es allerdings dem Autor, das Phänomen „1968" als eine „von Studenten dominiert[e]" (S. 342) Kulturrevolution einzustufen und die Rolle anderer sozialer Schichten und Klassen (insbesondere der Arbeiterklasse) generell zu ignorieren. Logisch konsequent erscheint aus dieser Sicht daher auch Kraushaars Einschätzung des zeitgenössischen Interesses so mancher zentraler Akteure, wie nicht zuletzt Rudi Dutschke, an „den klappernden Kategorienschemata des orthodoxen Marxismus" (S. 129) bestenfalls als ein Festhalten an einem veralteten, naiven Irrglauben.

Trotz dieser für das Studium des Phänomens „1968" nicht unerheblichen Einschränkung des geographischen Raums sowie der unqualifizierten Herabsetzung einer für das damalige Selbstverständnis nicht unwichtigen Ideologie, könnte ein differenzierter Kommentar zu „1968 als Mythos, Chiffre und Zäsur" einen wichtigen Beitrag zum Verständnis eines die heutige soziale Wirklichkeit maßgeblich gestaltenden geschichtlichen Moments liefern. Leider gelingt dies Kraushaar nur in Ansätzen. Denn die Mehrzahl seiner Essays spiegeln einen, zumindest dem Rezensenten äußerst befremdlich erscheinenden Grundtenor wider, der nur auf schwierige Art und Weise mit der emanzipatorisch-demokratischen Ausrichtung der allermeisten Kontrahenten der spätem sechziger Jahre in Übereinstimmung gebracht werden kann.

Die mitunter sehr detailreichen Ausführungen zur US-amerikanischen Protestkultur dienen z. B. nicht zuletzt dazu, hervorzuheben, daß der studentische politische Antiamerikanismus der sechziger Jahre „von seinen Formen her proamerikanisch geprägt" (S. 54) gewesen sein soll. Niemand dürfte bestreiten, daß die europäischen (und nicht nur die deutsche) Protestbewegungen der späten sechziger Jahre u. a. maßgeblich von US-amerikanischen Vorbildern inspiriert wurden. Doch erstens rührten die Taktiken der Bürgerrechtsbewegung in den Südstaaten nicht aus irgendwelchen mystischen, ureigenen US-amerikanischen Quellen her, sondern gerade Martin Luther King Jr. unterstrich wiederholt und an zentralen Stellen die Bedeutung insbesondere *europäischer* Protestkulturen als Inspiration für seinen eigenen politischen Werdegang. Zweitens ist es geradezu völlig absurd, die unbestrittene internationale Relevanz amerikanischer Protestbewegungen als tendenzielles Gegengewicht zur studentischen Kritik amerikanischer Politik und Kultur schlechthin zu benutzen. Und genau dies läßt Kraushaar aufscheinen, wenn er die Langzeitfolgen „der antiautoritären Bewegung" u. a. mit der „kulturelle[n] Festigung der Westbindung" (S. 47) identifiziert – womit Kraushaar natürlich an und für sich keinesfalls falschliegt –, die amerikanische Protestkultur immer wieder lobend erwähnt, Amerika schlechthin mit „der auf individueller Freiheit und Demokratie basierenden westlichen Zivilisation" (S. 53) gleichsetzt, all dies engstens miteinander verquickt und im nachhinein emphatisch befürwortet. Wolfgang Kraushaar ist sich natürlich bewußt, daß das demokratische Element der amerikanischen Innenpolitik „unter den Vorzeichen des Kalten Krieges" (S. 47) in den Hintergrund

gedrängt wurde, und an anderer Stelle verweist der Autor auf „die unerfüllten Ziele der amerikanischen Revolution" (S. 54); doch schimmert durch all dies mehr als nur der Widerschein eines fragwürdigen Verständnisses der Vereinigten Staaten als Hort liberaldemokratischer Werte hindurch. Wer, wie Kraushaar, über ein in seinen Texten wiederholt zutage tretendes, äußerst dezidiertes Verständnis von Habitus und Gestus der 68er Generation verfügt, von dem sollte man eigentlich auch ein weniger auf vermeintlich nationalen Kulturen beruhendes Demokratieverständnis erwarten können.

Der ehemalige SDS-Aktivist Wolfgang Kraushaar erweist sich, mehr als dreißig Jahre später, als durchaus „staatstragend", und seine eher journalistisch als wissenschaftlich konzipierten Artikel verdeutlichen wiederholt sein (heutiges) Verständnis einer konsequent internationalen Orientierung, die allerdings nur im entferntesten Sinne irgend etwas mit dem studentischen Internationalismus der sechziger Jahre gemeinsam hat. Die vom Autor immer wieder beschworene „Westorientierung" bundesdeutscher Aktivisten und Politiker (im Nachhinein dem SDS der späten sechziger Jahre großzügig attestiert) sieht er heutzutage vor allem in „der Osterweiterung der Europäischen Union und der NATO" (S. 195) vergegenwärtigt. Kraushaars gleichzeitige Verteidigung der rotgrünen Kosovopolitik inklusive Militäreinsatz wirkt wahrscheinlich nur deshalb nicht extrem deplaziert in seiner Abhandlung zu „1968", weil dieser Passus außergewöhnlich verschachtelt und unklar formuliert wurde. Natoeinsätze in Krisengebieten als krönende Beispiele der Spätfolgen von studentischem Internationalismus?

Es kommt noch besser. Abgesehen von Kraushaars Einschätzung studentischen Ungehorsams als objektivem Nährboden (qua paradoxer Langzeitwirkung) für die „Stärkung der liberalen Demokratie" (S. 47), konzentriert sich Kraushaar auf zwei weitere Topoi. Eine zentrale Stelle im Argumentationsraster der dreizehn abgedruckten Beiträge ist dem tatsächlichen und vermeintlichen Nationalismus führender bundesdeutscher Akteure des ehemaligen SDS eingeräumt. Hier gilt Kraushaars Augenmerk insbesondere Rudi Dutschke, der der Deutschlandfrage nie aus dem Weg gegangen war, sie immer wieder als zentrale Frage unterstrichen hatte und dabei zumindest in einem bei Kraushaar zitierten Aufsatz in der Tat zu dubiosen Formulierungen griff. Allerdings behauptet Kraushaar (was schon zweifelhaft genug wäre) nicht nur, daß „das immer noch dominante Bild, das Dutschke als einen puren Internationalisten zeigt, [...] stark korrekturbedürftig" (S. 118) sei. Kraushaar versteigt sich sogar zu der Behauptung, daß Dutschke, Rabehl und Konsorten gegenüber ihren ahnungslosen SDS-Genossen damals „ein verstecktes Spiel" (S. 122) betrieben hätten. Eigentlich, so Kraushaar anhand eines an den Haaren herbeigezogenen Argumentationsstranges, ging es Dutschke hauptsächlich um die Wiedervereinigung des geteilten Deutschlands. Und da „von einer solchen nationalen Option [...] innerhalb der Bewegung [...] nie öffentlich die Rede gewesen" war, kann daher nur vermutet werden, „wie viele der Aktivisten inner- und außerhalb des SDS sich an der Nase herumgeführt gefühlt hätten, wenn etwas von solchen Plänen und Absichten an ihr Ohr gedrungen wäre" (S. 122).

In einem längeren Beitrag, „Zum Neonationalismus ehemaliger 68er", erklärt Kraushaar zwar unzweideutig, daß man Dutschke nicht mit den jüngsten Verlautbarungen seiner ehemaligen Mitstreiter Bernd Rabehl und Horst Mahler in einen Topf werfen darf, doch klingt diese Entlastung Dutschkes hohl, nachdem Kraushaar Dutschke nur wenige Seiten vorher vorwarf, zusammen mit Rabehl ein abgekartetes Spiel nationalistischer Prägung während seiner SDS-Phase verfolgt zu haben. Und warum entschied sich unser Autor dazu, seinen keineswegs uninteressanten Beitrag über neonationalistische Auswüchse zur Milleniumswende in einen Band über „1968" aufzunehmen, wenn nicht deswegen, weil er damit auf gewisse Kontinuitäten verweisen möchte?

Übrigens, dies sei hier jedoch nur am Rande vermerkt, ist es mit Kraushaars vehementer Kritik an Formen des Denkens in nationalen Kategorien (wie schon am Beispiel seiner Amerikanophilie angedeutet) nicht sehr weit her. Wie viele vermeintlich antinationale Gegner des neuen Deutschlands als Machtfaktor erweist sich Kraushaar als durchaus empfänglich für schablonenhaftes Denken. So fällt er gegen Ende seiner Abhandlung über „Rudi Dutschke und die Wiedervereinigung" folgendes aufschlußreiches Urteil, das Bände über die Zentralität von Nation und nationenbehaftetem Denken in Kraushaars Gedankenwelt spricht: „Was für andere Länder gelten mag, das gilt längst noch nicht für Deutschland" (S. 128).

Ein weiteres Thema, auf das Kraushaar viel Wert legt und dem er viel Aufmerksamkeit widmet, ist die Unterwanderung des SDS und SDS-naher Strukturen durch das Ministerium für Staatssicherheit der DDR. Ausführlich beschreibt

Kraushaar die Machenschaften der Stasi, inklusive großzügiger finanzieller Unterstützung einiger wichtiger Zeitschriften der außerparlamentarischen Linken. Dabei läßt unser Autor keinen Zweifel daran, wo seine (heutigen) Sympathien liegen: „Daß Herbert Wehner, dieser knorrige alte Fuchs, 1961 in der SPD darauf gedrungen hat, sich angesichts solcher immer massiver werdenden Tendenzen vom SDS zu trennen, kann heute kaum noch verwundern" (S. 144). Parteiausschlußverfahren als Beispiel modernen Demokratieverständnisses, und Bundesaußenminister Josef Fischer (O-Ton Fischer im Straßburger Europaparlament, von Kraushaar wohlwollend zitiert: „Es wird die Aufgabe unserer Generation sein, dieses Europa der Integration zu vollenden" [S. 195]) als Bannerträger erstrebenswerter Transnationalität? Und dies in einer weithin ernstgenommenen und vielbeachteten Studie über Wesen und Langzeitwirkung des bundesdeutschen „1968"? Der geneigte Leser möge sich seine eigene Meinung dazu bilden.

Doch zu guter Letzt darf ein Hinweis darauf nicht fehlen, daß einige Artikel (und manche Abschnitte in den meisten Artikeln) interessante Einblicke in die Protestkultur der 68er Bewegung vermitteln. Die weithin positive Resonanz auf dieses Buch in der bundesdeutschen Öffentlichkeit kann sicherlich zum Teil mit diesen Passagen erklärt werden. Doch, so meint zumindest dieser Rezensent, tragen die lesenswerten Teile der Gesamtargumentation sehr wahrscheinlich mit dazu bei, den äußerst befremdlich wirkenden Grundtenor, die „Generallinie" also, dieses Buches (von Kraushaar sicherlich ungewollt) zu verdecken. Nur aus diesem Grunde konzentriert sich diese Rezension auf die notwendig erscheinende grundlegende Kritik, um so mehr, da ein wünschenswertes Korrektiv zu dieser sozialliberalen Interpretation des bundesdeutschen „1968" nach wie vor aussteht.

Gerd-Rainer Horn

KOENEN, Gerd: **Das rote Jahrzehnt. Unsere kleine Kulturrevolution. 1967–1977.** – Köln: Kiepenheuer und Witsch 2001. 554 S.

Gerd Koenen versteht sein voluminöses Werk als einen Beitrag zur „Mentalitätengeschichte und intellektuellen Biographie der deutschen Nachkriegsgesellschaft" (S. 10 f.), und er behauptet, daß „der Akzent der Darstellung vor allem auf den sozialpsychologischen Verkettungen von Kriegs- und Nachkriegsgeneration" (S. 10) liege. Der Autor meint auf diese Weise den „Narzißmus der Ewiggerechten" (S. 493), den „Narzißmus" einer ganzen Generation von bundesdeutschen, meist studentischen Aktivisten, aufzuarbeiten. In Wirklichkeit, soviel sei schon an dieser Stelle vorweggenommen, verdeutlicht Koenen vor allem den Narzißmus des Ewiggerechten, nämlich seiner selbst. Doch im Zuge der in der Tat kathartischen „Abarbeitung" seiner Autobiographie unterstreicht der Autor einige interessante Aspekte des „roten Jahrzehnts", die die Lektüre dieses Buches nicht nur als Zeitverlust erscheinen lassen.

Die Tatsache, daß gerade die beiden Kapitel, die fast uneingeschränkt überzeugend wirken, genau diejenigen Passagen sind, in denen der Autor primär aus eigener Erfahrung spricht, verdeutlicht den autobiographischen (und eben nicht: biographischen) Charakter dieser Studie. Seine Erläuterungen zu diversen „Begegnungen mit dem ‚realen Sozialismus'" und seine eigenen Erfahrungen des „KBW [Kommunistischer Bund Westdeutschlands] als Schule des virtuellen Totalitarismus" können durchaus mit Gewinn gelesen werden. Aber auch in Teilen der restlichen zwölf Kapitel kann der aufmerksame Leser immer wieder Interessantes und Bemerkenswertes entdecken, selbst wenn diese Perlen oft nur bruchstückhaft und überdeckt von rein polemischen Phrasen aufzufinden sind.

So ist dem Autor positiv anzurechnen, die Singularität dieses „roten Jahrzehnts" betont zu haben. Nicht nur in der Bundesrepublik sollten in der Tat die Jahre zwischen 1965/67 und 1975/77 als ein eng zusammenhängender Mobilisationszyklus angesehen werden, in dem das Jahr 1968 nur einer von vielen Höhepunkten darstellte, eine Sichtweise, die in der historischen Praxis bisher viel zu selten anzutreffen ist. Auch daß der „Linksextremismus der 70er Jahre" (S. 17) eine bedeutend größere Breiten- und Tiefenwirkung entfaltete als die sogenannte 68er Bewegung, ist eine wichtige Einsicht, die hoffentlich in absehbarer Zeit zu wissenschaftlichen Aufarbeitungen dieses Phänomens führen wird.

Die hohe Sympathiequote relevanter Bevölkerungsteile für marxistisches Gedankengut während des roten Jahrzehnts wird wirkungsvoll unterstrichen. Gewisse Frühformen des bundesdeutschen Feminismus in den siebziger Jahren werden korrekt als artverwandte Varianten des damals allgemein vorherrschenden Sektierertums erkannt. Die scheinbar paradoxe damalige Relevanz der

absolut moskauhörigen DKP wird hervorgehoben. Koenen verdeutlicht weiterhin, daß die RAF „Teil der viel größeren generationellen Bewegung und Strömung" (S. 365) war, und der Autor liefert u. a. eine einfühlsame Rekonstruktion der Anziehungskraft terroristischer Gruppierungen auf breite Schichten der radikalisierten Jugend.

Manche seiner interessantesten Einblicke erscheinen oft nur als Gedankensplitter oder als scheinbar zufällig oder nebensächlich erwähnte Momentaufnahmen, wie z. B. sein Hinweis auf das Doppelphänomen „der proletarischen Einsteiger" und „der bürgerlichen Aussteiger" als soziologisches Nebenprodukt des roten Jahrzehnts: „Der Banklehrling und Hausmeisterssohn, der auf dem Abendgymnasium sein Abitur nachmachte, im KBW zum Leitungskader qualifiziert wurde und heute Professor für Volkswirtschaft ist, und die rausgeschmissene Realschullehrerin und Beamtentochter, die sich über Jahre als einfache Arbeiterin in Provinzbetriebe verschicken ließ und heute Tarifexpertin in der ÖTV ist, tauchten hier in ein und derselben Rubrik auf" (S. 425). Seine kurzen Bemerkungen, in denen er den Aufstieg der Anti-AKW-Bewegung, also der ersten großen sozialen Bewegung der nach-68er Jahre, mit dem Anfang vom Ende des KBW gleichsetzt, skizzieren durchaus einsichtsvoll (wenn auch viel zu knapp) die Situation, in der sich fast alle sogenannten K-Gruppen angesichts einer aufkommenden Massenbewegung befanden – und nicht nur in der BRD!

Doch derartige Einsichten finden sich nur weit verstreut in diesem Werk und machen, wie schon bemerkt, oft den Eindruck von zufällig erwähnten Randbemerkungen. Viel häufiger sind Passagen, in denen Koenen zwar ebenfalls u. a. notwendige Wahrheiten aus- oder zumindest anspricht, sich aber in den Selbsthaß seiner eigenen Vergangenheit derart hineinsteigert, daß er fast nur noch die negativen Aspekte der jeweiligen Thematik vor Augen hat; Teilansichten, die der Autor dann dem gewissenhaften Leser in nicht enden wollenden Abschnitten seines Buches genüßlich unterbreitet. Daß für manche Vertreter dieses roten Jahrzehnts der Marxismus zu einer Art „Schriftreligion" (S. 189) verkam, wird wohl kaum zu bestreiten sein. Daß so manche studentische „Vollversammlung" mehr einer „Mischung aus Hackordnung und Dauerbalz" glich als der „Vorwegnahme von Elementen einer ‚befreiten Gesellschaft'" (S. 126 f.), mag ebenso unbestritten sein. Koenens Herausarbeitung der Kontingenz der Gruppenwahl einzelner Mitglieder, wo purer Zufall gelegentlich die Zugehörigkeit zu dieser oder jener Gruppierung vorschrieb, gehört ebenso zu einer der zahlreichen Passagen, in denen der Autor mitten zwischen machmal üblen Polemiken auch Wichtiges und Informatives anzubieten hat. Doch allzu oft beschreibt der Autor auch hier bestenfalls nur die halbe Wahrheit.

Sicherlich hatte jede „Sekte" ihr eigenes Milieu und stellte ein Biotop sui generis dar. Doch warum schlossen sich so viele Mitglieder einer ganzen Generation einer dieser konkurrierenden Gruppen an? Doch wohl nicht nur aus Herdentrieb? Sicherlich konnte Teilnehmern und Teilnehmerinnen von Teach-ins nicht nur aufgrund der ebenfalls allgegenwärtigen Nikotinwolken der Atem oder der Appetit vergehen. Aber war die übergroße Mehrzahl der bis in die frühen Morgenstunden debattierenden (oder einfach nur zuhörenden) Personen wirklich nur auf Partnersuche? Studierte man (und frau) Luxemburg und Lenin wirklich nur als Bibelersatz?

Andere Passagen, wie weiter oben erwähnt, machen klar, daß Koenen die Antworten auf diese rhetorischen Fragen selber weiß. Doch der Narzißmus des Ewiggerechten bricht leider immer wieder hervor, und der Autor hebt sich seine ausführlichsten Abschnitte dazu auf, um eben genau diese narzißtische Abladung seiner Schuldgefühle in den schillerndsten Farben aufzutragen. Franz-Josef Degenhardts sprachlich ausgefeilte Nadelstiche in die Selbstzufriedenheit bundesdeutscher Kleinstadtidylle werden so von Koenen einzig und allein als „hysterisch, demagogisch, fast albern" (S. 101) abgetan. Hans-Jürgen Krahl wird schlichtweg durch den Dreck gezogen und als „Lügenbaron" (S. 141) auf den Abfallhaufen der bundesdeutschen Nachkriegsgeschichte befördert. Unbedarfte Leser und Leserinnen werden sich nach Lektüre der eklatant einseitigen Abhandlungen über „feministische Sezessionen" nur noch wundern und sich bestenfalls kopfschüttelnd fragen, was man denn noch vom Feminismus lernen kann. Und so weiter und so fort.

Der Selbsthaß unseres Autors geht so weit, daß er die Absurditäten vieler seiner „Analysen" in einigen Sätzen selbst unter Beweis stellt. So beginnt Koenen einen seiner Abschnitte, in denen er das Gedankengut von Rudi Dutschke und Herbert Marcuse als „eigentümliche Mischung aus Unschuld und Unbedingtheit" (S. 48) karikiert, mit dem Aufschrei: „Nichts an dieser schönen neuen Welt war wörtlich zu nehmen, nichts wirklich ernst gemeint" (S. 54). Nimmt der Verfasser sich selber ernst? – Oder man betrachte die

Stelle, an der Koenen einen Bericht aus dritter Hand kolportiert, in dem einer bundesdeutschen Terroristin ein antisemitischer Akt unterstellt wird. Unser Historiker, der den Akteuren dieses roten Jahrzehnts immer wieder vorwirft, „eine virtuelle Realität, die die empirische Gegenwart transzendierte und weithin ersetzte" (S. 46), kreiert zu haben, resümiert im Anschluß an diese Beschuldigung sichtlich ergriffen: „Die Frage, ob das so stimmt, verblaßt hinter der Feststellung, daß man es überhaupt für möglich halten kann" (S. 413). Dem geneigten Leser treiben solche wirren Unsinnigkeiten die Röte ins Gesicht.

Kurzum, die Lektüre dieses Buches hinterläßt einen penetranten Beigeschmack. Sicherlich beinhaltet es viel Erwähnenswertes und manch kluge Einsicht. Doch das kathartisch-autobiographische Element in dieser Analyse verzerrt viel mehr als es erhellt. Wer diese Arbeit trotzdem lesen will, sollte sie in kleinen Dosen zu sich nehmen. Denn insgesamt trifft auf diese Studie zu, was Koenen über Degenhardt schreibt: „Hysterisch, demagogisch, fast albern."

Gerd-Rainer Horn

STROUTHOUSE, Andrew: **U.S. Labor and Political Action, 1918–24. A Comparison of Independent Political Action in New York, Chicago, and Seattle.** – New York: St. Martin's Press 2000. 208 S.

Andrew Strouthouse begins his study by turning on its head Werner Sombart's nearly century old query: "Why is there no socialism in America?" Rather than finding in American exceptionalism an explanation for the failure of the American working class to develop a national labor party, Strouthouse argues that we must look further. And he begins his search with a promising reappraisal of efforts to develop labor parties in New York City, Chicago, and Seattle between 1918 and 1924. Strouthouse contends that the failure to develop a national labor party was not a simple matter of American workers rejecting out of hand any notion of an independent labor party. Nor was it a simple matter of being cowed – or completely persuaded – by the national AFL leadership's opposition to anything but non-partisan politics. Instead, Strouthouse argues that the attempts to create labor parties in these three cities shows there was a reasonably strong working class and union interest in building a third party to represent labor. Given that (admittedly little recognized and less understood) history, Strouthouse asks what went wrong? Why did they fail?

This is an interesting question, and Strouthouse's comparative framework is particularly effective as he seeks his answers. It is illuminating to read each of these case studies, to see how local conditions influenced the timing, contours, and success, as well as ultimate failure, of these efforts. In New York City, for example, we see the impact of a relatively influential Socialist Party and a powerful state AFL tied to Tammany Hall and the national AFL leadership in weakening the independent labor party initiative. In Chicago, we see instead the role played by local party politics and the need to build union strength in the face of a series of industrial defeats. And in Seattle, where the independent labor party was most successful, it appears that the weakness of the Democratic Party was a key factor in building the momentum for labor's party. Strouthouse is most effective when he moves into his comparative analysis – juxtaposing these and other factors across his case studies in an attempt to arrive at the trigger, the explanation, for what went wrong.

And that is why, in the end, it seems surprising that we end up not all that far from the place where one might argue that it all begins: with the determined refusal of the AFL to countenance an independent labor party. In the first part of his book, which deals with the origins of the labor parties in these cities, we see the power of the national, and often state, AFL leadership to resist and reject those initiatives. Of most interest, in the second half of the book, we see the AFL leadership forced to set aside its own non-partisanship by supporting the independent campaign of Robert La Follette in 1924, while still carefully rejecting any notion of an independent third party. Although Strouthouse's analysis of this shift and its impact for labor politics is compelling, his conclusion is less so. At key points he falls back on a kind of counterfactual argument: That if the AFL leadership had been different, or seen matters differently, that the outcome could have also been different. Well, yes, but is that after all the point?

In fact, Strouthouse wants us to look not at what "should" have been, but at what was. And for the most part he succeeds in taking this history on its own terms. Likewise, he is largely successful in his comparison, even if we seem to end the story with more questions than answers. I suspect

this is a book that will not satisfy those labor historians who seek more color, more narrative, more rank and file, more personalities. In many ways this is very much an organizational history of struggles for a new direction in political action within the AFL, and the key figures and actors are often reduced to their actions within those battles. In terms of what he has set out to do, that seems both reasonable and appropriate. But in that case I would also expect him to include much more attention to recent work on the AFL, labor unions, and politics – an unfortunate over-reliance on Gwendolyn Minks' argument as a counterpoint to his own actually weakens the case he tries to build for his analysis. His study suggests a far more compelling argument to be made about the intersection of local class and union politics with national organizational and union objectives, and one ends the book wishing he had made much more of that tension and its larger implications for the labor movement in the U.S. Regardless, this is still a valuable contribution to our enduring struggle to understand the shape and contours of American labor politics.

Mary McGuire

The Workers' Revolt in Canada, 1917–1925. Hrsg. von Craig HERON. – Buffalo, N.Y.: University of Toronto Press 1998. 382 S.

In this volume Craig Heron and his collaborators have collected together an impressive group of essays intended to revisit both the history and historiography of the events surrounding the Winnipeg General Strike of 1919. For those who know little of Canadian labour history in this period, this book will be a revelation. But even for those who have more than a passing knowledge of this period and these events, this volume has much to offer. Intended to refute the conventional wisdom of "western exceptionalism" as an explanation for the timing, location, intensity, and objectives of the Winnipeg strike and its spread, the authors of these essays take a fresh look at this history. But this is far more than mere revisionism. It is a collective rethinking and rewriting of a key period in Canadian labour history that charts a path for a new synthesis of this often debated event and its larger significance.

Craig Heron is one part of the glue holding this collection together: beginning with his introduction; followed by a co-authored essay (with Myer Siemiatycki) on the role of the state and the war in fomenting working class dissatisfaction; and ending the volume with his own essay on patterns of "solidarity and fragmentation" across the country; and a brief conclusion. In between we find Ian McKay and Suzanne Morton on the special conditions and outcomes of these events in the Maritimes; Geoffrey Ewen's pathbreaking study of this period in Quebec, which is too often ignored in this discussion; James Naylor on the specifically political turn of the workers' revolt in Ontario; Tom Mitchell and James Naylor take us back to the heart of the matter, Winnipeg itself, with a re-examination of the radical intents and meanings of the strike; and, finally, Allen Seager and David Roth look more broadly at western radicalism and its legacy in British Columbia. The organization and structure of the book in this way is very deliberate, and reflects clearly one of the authors' key agendas here: to acknowledge the broader impact and multiple locations of the Canadian "workers' revolt" while simultaneously probing and illuminating the multiple regional differences within that revolt.

Heron opens this project for us with a brief overview of the historiography of the Winnipeg General Strike, and so an introduction to the often quite sharp differences that have divided historians' interpretations of this event, its intents, and its impact. Whether it really was less than the attempted overthrow of the established order as an earlier generation argued, or whether it had undertones of just that as a later generation would contend, the "real" extent of radicalism behind the revolt is one thread connecting this collection. But for these authors, this is radicalism writ both large – on a national level – and small – on a local and grassroots level, as well as regionally. Seeking to bring together these two histories, to make clear the national connections and similarities while recognizing the regional and local differences is one of the central points of this collection, and it is clearly successful in this endeavor. This is a most impressive synthesis, and it is impressive precisely because the authors have organized their analysis around this two-pronged approach. Regional differences are given full rein, but they are always embedded in a full appreciation of the larger national context. "Western exceptionalism," or the assumption of an unusually radical and activist western Canadian working class may not be laid fully to rest in this volume, but I cannot imagine a more convincing eulogy.

This is a tour de force – and an example for others seeking to compile edited volumes, which too often turn out to be little more than a collection of discrete r approach or less. It is abundantly clear that these authors share an objective in their articles and in this volume, and that they have written in reference to both each other's work and their larger objectives. It is also a fine example of collaborative comparative work-again, all too rare even in edited volumes purporting to provide comparative perspectives on a given subject. I cannot imagine a more useful and important book in Canadian labour history for this period, and one that reaches beyond its topic to provide an example of how a truly nuanced synthetic and comparative labour history can be constructed.

Mary McGuire

Kurzanzeigen und Literaturhinweise

Self and Story in Russian History. Ed. by Laura ENGELSTEIN and Stephanie SANDLER. – Ithaca and London: Cornell University Press 2000. IX, 363 S.

Ein neues Gespenst geht um: das Ego-Dokument. Zu verstehen sind darunter: Tagebuchaufzeichnungen, persönliche Notizen, Lebensstile usw. Auf einer 1996 in La Jolla (Kalifornien, USA) durchgeführten Konferenz ging es in 25 gehaltenen Vorträgen um das Thema von Ich-Konstruktionen während unterschiedlicher Phasen der russischen bzw. sowjetischen Geschichte. Der hier vorzustellende Band versammelt vierzehn von ihnen, die übrigen sind zum Teil anderswo publiziert worden.

Der Zeitraum, den die Essays umfassen, reicht vom späten 18. Jahrhundert bis in die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts. Die Autoren kommen überwiegend aus der Slawistik oder der Literaturwissenschaft, nur wenige Historiker sind vertreten. Gezeigt werden soll, daß ein multidisziplinärer, sich gegenseitig inspirierender neuer Ansatz, den die Erforschung von Ego-Dokumenten zu repräsentieren beansprucht, zu neuen und tieferen Einsichten als bisher vordringen kann. Dieser Ansatz bezieht sich allerdings vor allem auf die Befragung „gewisser Theorien" (Psychoanalyse, Dekonstruktivismus u. a.) hinsichtlich ihrer „Affinitäten" zu bestimmten Zeitabschnitten oder kulturellen Ausdrucksformen. Zu erfahren sind zahlreiche, mitunter durchaus interessante Details aus dem jeweils eigenen Blickwinkel auf Leben, Werk und Wirkung so unterschiedlicher Charaktere wie der Dichterin Anna Achmatova, dem stalinistischen Stückeschreiber Aleksandr Afigenov, dem Filmregisseur Evgenij Bauer, über Tolstoj und Dostoevskij sowie über andere, mehr oder weniger bedeutende Persönlichkeiten.

Problematisch ist aber, daß das Vorgetragene eine Relevanz für das Verständnis historischer Abläufe innerhalb der jeweils behandelten Zeitabschnitte kaum zu haben scheint. Eher wird hier – über weite Strecken intellektuell wie sprachlich brillant – eine neue „Mode" der *scientific community*, besonders der USA, präsentiert, die dort als bahnbrechende neue Perspektive gefeiert wurde. Treibt man diesen Ansatz jedoch konsequent weiter, so dürfte ziemlich schnell nichts mehr zu erkennen sein – außer ungezählten, spannenden Ich-Erzählungen. Für die Illustration an der einen oder anderen geeigneten Stelle oder als exemplarisches Lehrstück mögen (Reflexionen über) Selbstreflexionen dieser Art taugen. Als heuristisches Konzept für ein vertieftes Verständnis historischer Prozesse und Strukturen – insbesondere für ein Land wie Rußland, in dem der einzelne Mensch sowieso bis heute nie besonders viel gezählt hat – ist es kaum geeignet.

Ralf Zwengel

Ketzer im Kommunismus. 23 biographische Essays. Hrsg. von Theodor BERGMANN und Mario KESSLER. – Hamburg: VSA-Verlag 2000. 464 S.

Die erste Auflage dieses Bandes erschien, 383 Seiten stark, 1993 beim Mainzer Decaton Verlag. Ihre 23 zumeist deutschen Autoren würdigten 18 Persönlichkeiten aus zwölf Ländern und zwei kommunistische Parteien (siehe Kurzanzeige von Jan Foitzik, in: *IWK*, Jg. 31 [1995], H. 3, S. 454 f.). Die Beiträge, von denen solche über Trotzki, Thalheimer, Rakowski und Rjutin, Nin, Maurin und Isaac Deutscher besonders informativ sind,

wurden für die Zweitauflage meist nicht geändert. Negativ wirkt sich das beim Aufsatz Michael Bries über Gorbatschow aus – einer Arbeit, die von allen die schlechteste ist. Noch immer finden sich darin die stalinistische Verschwörungslegende mit umgekehrtem Vorzeichen und Kuriosa wie die, der Sozialismus habe „seine institutionelle Spezifik" durch Demokratisierung und Offenheit verloren (S. 445 bzw. S. 452).

Die drei Neuzugänge zum Buch sind begrüßenswert. Stanisława Nieuwazny berichtet über die polnische Kommunistin Maria Koszutka (Wera Kostrzewa), eine hoch begabte Agrarwissenschaftlerin, die gleich Adolf Warski, Henryk Walecki und nicht unähnlich Rosa Luxemburg antidogmatische Positionen vertrat. Als einziges Delegationsmitglied ihrer Partei wagte sie es 1924 in der von Stalin geleiteten Sonderkommission der Komintern zu Polen, dem Vorsitzenden in Kernfragen der Bewegung zu widersprechen (S. 48 ff.). Auf die Verweigerung jeden „selbstkritischen" Kotaus folgten der Parteiausschluß, später die Verhaftung und der Tod im Gefängnis. Jan Birchall bringt uns den Kosmopoliten Victor Serge nahe, der sich vom Anarchisten zum unorthodoxen Bolschewiken, entschiedenen Antistalinisten, zeitweiligen Anhänger Trotzkis und Kritiker „trotzkistischen" Sektierertums wandelte. Allzeit bettelarm, war er bis zur Erschöpfung politisch und publizistisch tätig.

Der durch Mao Tianqi porträtierte Politökonom Sun Yefang orientierte sich wesentlich an Lenins NÖP und den Schriften Bucharins. Schon als Student in Moskau bekam er Ärger mit Stalintreuen und wurde mehrjährig aus der KPCh ausgeschlossen. Seine auf dem Wertgesetz basierenden Wirtschaftsanalysen fanden in der demokratischen Phase der chinesischen Revolution Anklang. Zur Zeit der „Großen proletarischen Kulturrevolution" wurde Sun als „Revisionist" angeprangert, zu Zwangsarbeit verurteilt und nach deren Ableistung noch sieben Jahre ins Gefängnis gesteckt. Er schwor nicht ab und arbeitete bis zum Tode an der Wirtschaftstheorie weiter. Der Autor meint, Suns Arbeiten seien der Modernisierung in den siebziger und z. T. achtziger Jahren mit zugrundegelegt worden. Er umgeht die Abweichungen davon, die bei einer prokapitalistischen, weiter mit Polizeistaat-Methoden verknüpften Entwicklung unvermeidlich sind.

Manfred Behrend

BÉON, Yves: **Planet Dora. Als Gefangener im Schatten der V2-Rakete.** Mit einem Nachwort von Rainer EISFELD. Aus dem Französischen von Karl-Udo Bigott. – Gerlingen: Bleicher Verlag 1999. 298 S.

„Dora gehörte zur letzten Generation von Konzentrationslagern", nach den frühen Lagern 1933/34, den ab 1936 entstandenen und denen, die der Kriegsproduktion dienten, erläutert Béon (S. 29). Solche allgemeine Passagen stehen zwischen den vielen bedrückenden Szenen aus der Untertageproduktion und dem Lageralltag bei Nordhausen. In das dortige KZ Dora war der 19jährige Franzose im März 1944 geschleppt worden. Er durchstand das Minieren, wo die Häftlinge nicht nur in dem Stollen arbeiten mußten, sondern auch eingesperrt waren, erlebte den Aufbau des oberirdischen Lagers, litt unter den schlimmen Verhältnissen und überlebte schließlich den Evakuierungstransport nach Bergen-Belsen. Die unmenschlichen Haftbedingungen verdichtet Béon zu einzelnen, in der Realität sicher vielfachen Vorgängen, oft mit französischen Mithäftlingen im Mittelpunkt: Schufterei, Drangsal, Hunger, Mißhandlungen, Ermordungen. Dabei treten Kapos hervor, weniger SS-Leute, zivile Spezialisten und Ingenieure, die dahinter standen. Auch die Auseinandersetzungen zwischen Häftlingsgruppen und einzelnen Gefangenen, vor allem zwischen französischen und sowjetischen, vom Kameradendiebstahl und Schlägereien bis hin zum Totschlag, entäußerten sich auf Grund der Brutalität der NS-Täter.

In seinem Nachwort stellt Eisfeld neben den Entscheidungen über den Einsatz von KZ-Häftlingen bei der Raketenfertigung und einem Abriß über die Doraer Verhältnisse einige derjenigen Techniker vor, die später in den USA von der Unmenschlichkeit, die sie mit zu verantworten hatten, nichts mehr wissen wollten.[1] Der Osnabrücker Politologe hofft, daß solche Berichte wie der von Béon vorliegende und mehr authentische Schilderungen sowie insbesondere Forschungsergebnisse[2] die Haftbarkeit angeblicher Nur-Raketenfachleute indizieren, auf die der ehemalige Dora-Häftling abschließend warnend hinweist: „Heute sind überall auf der Erde Schächte in den Boden gegraben, darin stecken Raketen, Nachkommen der V 2 aus Dora. Die Prachtexemplare sind das Ergebnis modernster Wissenschaft und Technologie: In Minutenschnelle können sie alles Leben auf dem Erdball auslöschen" (S. 275).

1 *Siehe ausführlich: Rainer Eisfeld, Mondsüchtig. Wernher von Braun und die Geburt der Raumfahrt aus dem Geist der Barbarei, Reinbeck 1996.*
2 *Jüngst: Jens-Christian Wagner, Produktion des Todes. Das KZ Mittelbau-Dora, Göttingen 2001.*

Klaus Drobisch

STALMANN, Volker: **Die Partei Bismarcks. Die Deutsche Reichs- und Freikonservative Partei 1866 bis 1890** (= Beiträge zur Geschichte des Parlamentarismus und der politischen Parteien, Bd. 121). – Düsseldorf: Droste Verlag 2000. 544 S.

ALEXANDER, Matthias: **Die Freikonservative Partei 1890–1918. Gemäßigter Konservatismus in der konstitutionellen Monarchie** (= Beiträge zur Geschichte des Parlamentarismus und der politischen Parteien, Bd. 123). – Düsseldorf: Droste Verlag 2000. 421 S.

GRIESSMER, Axel: **Massenverbände und Massenparteien im wilhelminischen Reich. Zum Wandel der Wahlkultur 1903–1912** (= Beiträge zur Geschichte des Parlamentarismus und der politischen Parteien, Bd. 124). – Düsseldorf: Droste Verlag 2000. 338 S.

Deutschlands Parteiensystem ist seit geraumer Zeit schon im Wandel. Die großen „Volksparteien" haben Federn lassen müssen, und mit ihren Wählerverlusten geraten die kleineren Parteien immer mehr in den Rang wichtiger Mehrheitsbeschaffer. Im Rückblick erscheint diese Abkehr von politischer Stabilität eher als eine Rückkehr zu vergangen geglaubten Verhältnissen: von 1871 bis 1933 gelang es nur ausnahmsweise einer Partei, bei Reichstagswahlen über 30 Prozent der Stimmen zu kommen, so den Nationalliberalen 1871 (30,1 Prozent), der SPD 1903 (31,7 Prozent), 1912 (34,8 Prozent) und 1919 (37,9 Prozent), schließlich der NSDAP 1932/33 (37,4 Prozent) und 1933 (43,9 Prozent). Ansonsten wurde selbst die 20-Prozent-Marke nur selten überschritten, und das Gros der Parteien blieb unter 10 Prozent.

Zugleich setzte aber schon im Kaiserreich der Bedeutungsverlust der „Honoratiorenparteien" ein, in denen regionale und lokale Größen ohne feste Organisationsstruktur den Ton angaben, und es entstanden „Massen"-Organisationen und -Parteien mit von Funktionären geleiteten Apparaten. Das war ein bis heute nachwirkender Wandel der politischen Strukturen.

All das ist in der Parteien- und Wahlforschung umfangreich dokumentiert und analysiert – und dennoch blieben Lücken, die mit drei jetzt vorliegenden Büchern verkleinert werden: Zwei von ihnen stellen die Deutsche Reichs- und Freikonservative Partei für die Zeit von 1866 bis 1918 in den Mittelpunkt, das dritte behandelt den Wandel der „Wahlkultur" auf dem politischen „Massenmarkt" in der Ära Wilhelms II.

Die „Freikonservativen", wie sie sich bei Landtagswahlen in Preußen nannten, sammelten sich als bismarcktreue Abspaltung von den preußischen Konservativen, weil diese den Reichseinigungskurs des späteren Kanzlers nicht mitmachen wollten. Volker Stalmann zeigt in seiner Studie, die bis zur Entlassung Bismarcks durch den jungen Kaiser Wilhelm II. reicht, die „federführende" Mitwirkung der Partei auf dem Weg zur Gründung des Reiches und bei dessen innerem Ausbau, dem sie im Zusammenwirken mit den Nationalliberalen mit einem „Nebeneinander von Modernisierungsmacht und traditionaler Beharrungskraft" zahlreiche Impulse gegeben hat. Zu den Schattenseiten zählt dagegen nach der Reichsgründung ein zunehmend aggressiver werdender Nationalismus, mit dem die Reichspartei aber nur 1878 und 1887 im Reichstag mehr als zehn Prozent der Mandate errang.

Die Entlassung Bismarcks, ihrer großen Führungs- und Integrationsfigur, setzte 1890 eine Zäsur, von der sich die Reichspartei nicht mehr erholte. Hinzu kam, daß diese typische Honoratiorenpartei, ohne feste Verankerung in einem sozialen Milieu, im politischen Massenmarkt immer mehr zur Randerscheinung wurde. Bei den Reichstagswahlen 1912 erhielt sie gerade noch drei Prozent der Stimmen und hatte nicht einmal mehr Fraktionsstatus, stellt Matthias Alexander in seinem die Nach-Bismarck-Ära anhand der Wahl- und Parlamentspolitik behandelnden Buch über diese Partei des „Kompromißkonservatismus" fest. Als bürgerliche Mittelpartei kam sie in konservativ-liberalen Wahlbündnissen gegen die erstarkende SPD noch zum Zuge, und vor allem im preußischen Parlament konnte sie stockenden Verhandlungen über Gesetzesvorlagen „mit wegweisenden Anträgen oft eine neue Richtung" geben. Doch in der Zeit einer zunehmenden Professionalisierung der Politik und Wählermobilisierung konnte sie nicht mithalten.

Gegenüber dem katholischen Zentrum und der Sozialdemokratie, die sich auf eine verzweigte

Partei- und Vereinsorganisation stützen konnten, hatten es aber auch die anderen bürgerlichen Parteien schwer, sich von ihrer Honoratiorenbasis zu lösen. Ihnen kamen, neben dem Bund der Landwirte, nach 1890 mit dem späten Aufbruch des Reichs in die Weltpolitik die „nationalen" Verbände zu Hilfe, die als bürgerliche Wahlhelfer zugleich den Großteil der Agitation gegen die als „vaterlandslos" verschrieene, bei Reichstagswahlen erstarkende Sozialdemokratie und den letztlich unerschütterlichen „Turm" des Zentrums übernahmen. Dem Alldeutschen Verband, dem Reichsverband gegen die Sozialdemokratie und dem Flottenverein gilt die Studie von Axel Grießmer über diese Massenverbände und ihr Wirken gegen die beiden größten Parteien des Wilhelminischen Reichs.

Im Wahlkampf von 1907, der in den konservativ-liberalen „Block" des Reichskanzlers Bülow mündete, erlebte diese Taktik ihren größten und zugleich letzten Erfolg. Die „nationale" Parole konnte wirtschafts- und finanzpolitische Interessengegensätze aber nur auf Zeit übertünchen. Der „Bülow-Block" zerbrach schon 1908, und 1912 wurde die SPD zur stärksten Fraktion im Reichstag. Was blieb und bis heute nachwirkt, ist die Politisierung der Wählerschaft und die Professionalisierung des Partei- und Verbändewesens. Wer da nicht mithalten kann, hatte und hat im politischen Geschäft schlechte Karten. Dafür bieten diese drei Bücher im historischen Rückblick lehrreiche Beispiele.

Jürgen Schmädeke

NELIBA, Günter: **Die Opel-Werke im Konzern von General-Motors (1929–1948) in Rüsselsheim und Brandenburg. Produktion für Aufrüstung und Krieg ab 1935 unter nationalsozialistischer Herrschaft.** – Frankfurt a. M.: Brandes und Apsel Verlag 2000. 176 S.

Die Firma Opel galt in den zwanziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts als Deutschlands erfolgreichster PKW-Produzent. Der Name „Opel" stand damals vielfach für den Begriff „Qualitätsauto" überhaupt. Weniger bekannt war, daß nicht nur das Produkt, sondern auch die Herstellungsmethoden bei Opel in Rüsselsheim höchster Qualität genügten. Eigentümer Wilhelm von Opel hatte sich Mitte der zwanziger Jahre für die Fließbandfertigung unter Verwendung von modernsten, in den USA gekauften Maschinen entschieden. 1929 verkaufte der Eigentümer das Werk an den damals größten US-amerikanischen Automobilkonzern. Es war alles andere als eine feindliche Übernahme. Nicht nur der Markenname blieb erhalten. Wilhelm von Opel war bis 1945 Vorsitzender des Aufsichtsrates der Adam Opel AG im Konzern von General Motors (GM).

Im Mittelpunkt der auf Archivrecherchen beruhenden Untersuchung des Autors steht das Verhalten des amerikanischen Unternehmens im nationalsozialistischen Deutschland. Die darüber erschienen Veröffentlichungen, meist Firmengeschichten und Managermemoiren, versuchen den Eindruck zu erwecken, als wenn die Firma Opel, die während der dreißiger Jahre nicht nur in Rüsselsheim expandierte, sondern sich in Brandenburg ein LKW-Werk aufbaute, stets mit gewisser Distanz, seit Kriegsbeginn sogar nur unter wachsendem Druck mit der NS-Führung zusammengearbeitet hätte. Die Erklärung eines der amerikanischen Aufsichtsratsmitglieder zum Zeitpunkt des Kriegsbeginns, daß „Herr Hitler gegenwärtig Chef in unserem deutschen Tochterunternehmen ist", wurde bereitwillig in diesem Sinne interpretiert. Der Autor kommt anhand seiner Recherchen jedoch zu der Feststellung, daß GM nicht nur durch LKW- und PKW-Lieferungen in der Vorkriegszeit an der deutschen Rüstungskonjunktur indirekt verdiente, sondern daß offensichtlich auch für die Kriegszeit, als die Opelwerke als „Feindvermögen" behandelt wurden, ein „Arrangement zwischen Konzernleitung und höchsten Stellen der NS-Regierung getroffen worden sei". Jedenfalls lieferten Rüsselheim und Brandenburg direkt kriegswichtige Erzeugnisse. Das Opel-Werk galt bald als die „größte Fahrwerksfabrik" für die deutsche Luftfahrtindustrie und erreichte die „größte Produktion an Triebwerken". Die drohende Überlegenheit der deutschen gegenüber anglo-amerikanischen Flugzeugen veranlaßte die Westalliierten zu 1942 einsetzenden und im Sommer 1944 verstärkt geführten Bombenangriffen auf die Opel-Werke. Die Trümmer und Reparationsforderungen von sowjetischer Seite ließen GM nach dem Krieg zögern, die Kontrolle über das Rüsselsheimer Werk wieder zu übernehmen. Finanziell war der Konzern für das beschlagnahmte Unternehmen bereits entschädigt worden. Wenige Monate nach der Währungsunion, im Oktober 1948, als es offensichtlich wurde, daß sich die Wirtschaft der Westzonen stabilisieren würde und erneut gute Geschäftsaussichten bestanden, übernahm GM erst wieder die Kontrolle über die Adam Opel AG.

Das Fazit von Günter Nelibas Arbeit hat einer der GM-Konzerngewaltigen selbst formuliert. Grundsatz sei, daß bei Opel „geschäftliche Überlegungen immer vor politischen Erwägungen Vorrang" hatten, ob nun in Kriegs- oder in Friedenszeiten, ob für das eigene Land oder den Kriegsgegner geliefert wurde.

Jörg Roesler

RASCHKA, Johannes: **Zwischen Überwachung und Repression. Politische Verfolgung in der DDR 1971 bis 1989** (= Am Ende des realen Sozialismus. Beiträge zu einer Bestandsaufnahme der DDR-Wirklichkeit in den 80er Jahren. Hrsg. von Eberhard Kuhrt in Verbindung mit Hannsjörg F. Buck und Gunter Holzweißig im Auftrag des Bundesministeriums des Innern, Bd. 5). – Opladen: Leske und Budrich 2001. 387 S.

Zur Justizentwicklung in den frühen Jahren der DDR liegt inzwischen eine umfangreiche Literatur vor. Weit weniger erforscht ist die Justizpraxis in der Ära Honecker. Johannes Raschka, Mitarbeiter der Stiftung sächsischer Gedenkstätten, hat seine wissenschaftliche Arbeit vor allem dieser Zeit gewidmet. Neben seiner vorzüglichen Studie über die Hintergründe der Strafrechtsnovellierungen seit dem Machtantritt Honeckers,[1] die hier nicht zu besprechen ist, ist im letzten Jahr ein weiterer Band des Autors erschienen. Auf ca. 380 Seiten, davon knapp 240 Seiten Dokumente (Fotos, Urteilsauszüge, Interviews etc.) und biographische Notizen, macht Raschka in äußerst überzeugende Weise anschaulich, mit welchem repressiven Waffenarsenal, innerhalb dessen die politische Strafjustiz nur ein Instrument war, DDR-Bewohner und gelegentlich auch Bürger der Bundesrepublik verfolgt wurden. Seine Darstellung beginnt mit den so genannten Operativen Personenkontrollen (OPK) und der nächsten Stufe, den Operativen Vorgängen (OV) des MfS und dekliniert dann alle weiteren Stationen bis zu den Leidensjahren in DDR-Haft und Praktiken der Überwachung und Diskriminierung nach der Haftentlassung durch.

Die Studie stützt sich dabei auf ca. 100 personenbezogene MfS-Akten, 24 Interviews mit Verfolgten und knapp 600 ausgewertete Fragebögen, die an ehemalige Häftlinge verschickt worden waren. Mit einer in der wissenschaftlichen Literatur selten zu findenden Konsequenz stehen in diesem Band Leidensweg und Perspektive der Opfer im Zentrum der Darstellung. Der in seiner Komposition sehr durchdacht wirkende umfangreiche Dokumentenanhang lädt dazu ein, dieses Buch auch und gerade für die politische Bildung zu nutzen, indem einzelne Dokumente und Fallgeschichten als Ausgangspunkt der Beschäftigung und Auseinandersetzung mit dem destruktiven System der SED-Diktatur genommen werden.

1 *Vgl. Johannes Raschka, Justizpolitik im SED-Staat. Anpassung und Wandel des Strafrechts während der Amtszeit Honeckers, Köln 2000.*

Falco Werkentin

Der Munizipalsozialismus in Europa. Le socialisme municipal en Europe. Hrsg. von Uwe KÜHL (= Pariser Historische Studien, Bd. 57). – München: R. Oldenbourg Verlag 2001. 154 S.

Dieser sieben Artikel enthaltende Sammelband (sechs auf französisch, einer auf englisch) liefert neue Forschungen über europäische Stadtgeschichte im Hinblick auf die Sozialisierung der Gesellschaft. Uwe Kühls lehrreiche Einleitung (in deutscher und englischer Fassung) legt dar, daß Munizipalsozialismus zuerst in einem abfälligen Sinn von liberalen Kreisen in Großbritanien markiert wurde, um die von einigen Stadtverwaltungen eingeführten kommunalen Versorgungsbetriebe von Wasser, Gas und Strom zu denunzieren. In Deutschland gelang es Stadtoberhäuptern, aus einer konservativen oder auch sozialliberalen Haltung heraus, die Lebensbedingungen der Arbeiter durch derartige städtische Betriebe zu verbessern. In vielen Ländern gibt es Beispiele, in denen sozialistische Bewegungen die Stadtverwaltung als Dienst an der Arbeiterschaft gestalten konnte und sie so als Schritt auf dem Weg zur sozialistischen Gesellschaft auffaßte.

Alexandre Fernandez zeigt in seinem Artikel, warum es in Spanien nicht zu derartigen Entwicklungen kommen konnte. Bruno Benoit behandelt in seinem Beitrag den von Bürgermeister Augagneur eingeführten und auf kurze Zeit geglückten Munizipalsozialismus von Lyon in den Jahren 1900 bis 1905. Jean Lorcin beschreibt den ideologisch geprägten Munizipalsozialismus in der Arbeiterstadt Saint-Étienne in Frankreich am Ende des 19. Jahrhunderts, analysiert die für sein Versagen verantwortlichen politischen und wirtschaftlichen Gründe, und meint so zeigen zu können,

warum sich dieses sozialistische Modell in keiner französischen Stadt durchsetzen konnte. Uwe Kühl untersucht die in Deutschland vor 1914 geführten Diskussionen zum Thema Munizipalsozialismus. Tim Wallis analysiert die sozialistische Stadtverwaltung der englischen Industriestadt Sheffield von 1918 bis 1930, der es gelang, auch die Gesundheitsfürsorge zu übernehmen. Caroline Varlet beschreibt die Sozialwohnungen für den niederen Mittelstand, die nach dem Ersten Weltkrieg von der Pariser Stadtverwaltung gebaut wurden, als Teil einer größeren Planung, die auch Wohnungen für die bedürftigeren Arbeiter vorsah. Elena Cogato Lanza berichtet über „das rote Genf", d.h. den sozialistisch regierten Kanton von 1933 bis 1936, dem es zwar nicht gelang, die Stadtverwaltung zu übernehmen, der aber doch einen gewissen Einfluß auf die internationalen Organisationen in der Stadt ausübte.

Der Sammelband wendet sich in erster Linie an Historiker des Sozialismus und der Arbeiterbewegung. Er ist freilich auch für Politikwissenschaftler und Aktivisten lesenswert, die sich für heutige politische Bemühungen interessieren, die sozialistische Prinzipien in Stadtregierungen eingeführt haben, wie z.B. in Porto Allegre, oder sie einführen wollen.

Greory Baum

A nemzetközi munkásmozgalom történetéből. Évkönyv 2003 (XXIX. évfolyam). [Aus der Geschichte der internationalen Arbeiterbewegung. Jahrbuch 2003 (Bd. 29)]. – Budapest: Magyar Lajos Alapítvány 2002. 363 S.

Neben dem Artikelteil, in dessen Mittelpunkt Eduard Bernstein (1850–1932) sowie die verschiedensten Ereignissen aus der Geschichte der internationalen Arbeiterbewegung der Jahre 1903, 1924 bis 1928 und 1953 stehen, finden wir Berichte, Dokumente und Informationen zu Jahrestagen und aktuellen politischen Themen, biographische Skizzen, Rezensionen und Annotationen.

Von besonderem Interesse dürfte sein, daß einige wichtige Beiträge des Bandes – meist zusätzlich zur ungarischen Übersetzung – in deutscher oder englischer Sprache abgedruckt werden: „Zur Aktualität Eduard Bernsteins" (Susanne Miller), „Bernstein's Representative Blind Alley" (István Mészáros), „Dritte Internationale Konferenz der Sekretäre der gewerkschaftlichen Landeszentralen 1903" (Gerd Callesen), „Stalin – Some Posthumous Comments" (Shlomo Avineri), „An Analysis of the 2002 British General Election" (Steve Parsons) sowie „Arbeit oder Nichtarbeit – der Nebel lichtet sich" und „Zwischen Abgrenzung und Verständniskurs. Friedrich Stampfer während der Weimarer Republik zu Bolschewismus und KPD" (beide Studien von Henryk Skrzypczak).

Es ist zu wünschen, daß das regelmäßige Erscheinen dieses Jahrbuchs auch weiterhin gesichert werden kann.

Dagmar Goldbeck

Wissenschaftliche Mitteilungen

Die Gesetze der Väter. 4. Internationaler Otto-Gross-Kongreß 2003 in Graz, Österreich

Der 4. Kongress der Internationalen Otto Gross Gesellschaft e. V. (http://ottogross.org/) wird vom 24. bis 26. Oktober 2003 in Graz, Österreich, stattfinden. Im Jahre 2003 wird Graz Kulturhauptstadt Europas sein. Im Rahmen der bei dieser Gelegenheit stattfindenden Veranstaltungen bereitet das Stadtmuseum Graz mit seinem Direktor Dr. Gerhard Dienes eine Ausstellung vor mit dem Titel „Das Gesetz der Väter". Das Konzept der Ausstellung wurde vorbereitet in Zusammenarbeit mit Lois Madison, Hamilton, NY, und Dr. Ralf Rother, Wien. Die Ausstellung wird vom 4. Oktober 2003 bis zum Frühjahr 2004 zu sehen sein. Im Rahmen der Veranstaltungen und auch des Kongresses wird das Werkraum-Theater Graz (Rezka Kanzian, Franz Blauensteiner) ein neues Stück „Tod eines Anarchisten. Der Fall Otto Gross" aufführen.

Zu den Referenten des interdisziplinären Kongresses zählen u. a. Prof. Thomas Anz, Marburg; Prof. Peter Becker, Florenz; Prof. Daniel Burston, Toronto; Prof. Walter Fähnders, Osnabrück; Dr. Ernst Falzeder, Spital am Pyhrn; Prof. Martin Green, Medford, Mass.; Albrecht Götz von Olenhusen, Freiburg i. Br.; Gottfried Heuer, London; Dr. Emanuel Hurwitz, Zürich; Prof. Jennifer Michaels, Grinnell, Iowa; Dr. Bernd Nitzschke, Düsseldorf; Dr. Ralf Rother, Wien; Prof. Michael Turnheim, Paris; Dr. Siegbert Wolf, Rodgau.

Interessenten, die teilnehmen bzw. ein Programm zugeschickt erhalten möchten, werden gebeten, sich zu wenden an: Albrecht Götz von Olenhusen (ra.goetz.von.Olenhusen@t-online.de), Basler Straße 8, 79100 Freiburg i. Br., oder Gottfried Heuer (gottfried.heuer@ottogross.com), 13, Mansell Road, London W 37 QH, England).

Fifth European Social Science History Conference Humboldt University, Berlin, Germany, 24–27 March 2004 (Call for Papers)

The ESSHC aims at bringing together scholars interested in explaining historical phenomena using the methods of the social sciences. The conference is characterized by a lively exchange in many small groups, rather than by formal plenary sessions. The conference welcomes papers and sessions on any topic and any historical period. It is organized in a large number of networks which cover a certain topic (e. g. criminal justice, economics, migration, family, social inequality).

The conference fee will be Euro 160 for participants who pay in advance, Euro 200 for participants who pay at the conference. One day attendance will be Euro 80 for participants who pay in advance, and Euro 100 for participants who pay at the conference.

The deadline for sending in a pre-registration form and abstract is 1 April 2003.

The fifth European Social Science History Conference is organized by the International Institute of Social History and the Humboldt University. Further information and an electronic pre-registration form for the conference can be obtained from the conference Internet site at http://www.iisg.nl/esshc or from the conference secretariat:

European Social Science History Conference 2004
c/o International Institute of Social History
Cruquiusweg 31
1019 AT Amsterdam
The Netherlands
Telephone: (+31 20) 6685866
Fax: (+31 20) 6654181
E-mail: esshc@iisg.nl

Els Hiemstra

IWK

Internationale wissenschaftliche Korrespondenz zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung

Im Auftrage der Freien Universität Berlin herausgegeben von Peter Steinbach

Anschrift: Freie Universität Berlin, FB Politik- und Sozialwissenschaften, Otto-Suhr-Institut für Politikwissenschaft, IWK-Redaktion, Ihnestraße 22, D-14195 Berlin, Telefon: 030/838-7 07 11, Telefax: 030/26 99 50 10

MITTEILUNG **über ein Projekt** | **über den Stand eines bereits angezeigten Projekts** Titelverzeichnis Nr. .....

1 **Institution(en)**, in deren Rahmen die Forschungsarbeit durchgeführt wird (z. B. Institut, Referat, Fachbereich, Lehrstuhl)*

Bezeichnung/Name, Anschrift, Tel.- und Fax-Nr. sowie E-Mail-Adresse:

* Bei Forschungsarbeiten ohne Verbindung mit einer Institution Name des/r durchführenden Forscher(in)s. Bei Arbeiten zur Erlangung eines akademischen Grades außerdem Bezeichnung der Institution des/r Betreuer(in)s.

2 **Bearbeiter/in.** Vor- und Zuname, Titel, Anschrift, Tel.- und Fax-Nr. sowie E-Mail-Adresse (Leiter bitte unterstreichen):

3 Bei Arbeiten zur Erlangung eines akademischen Grades: Vor- und Zuname des/r Betreuer(in)s (Doktorvater o. ä.):

4 **Stand** der Forschungsarbeit ☐ laufend ..... ☐ geplant ..... ☐ abgeschlossen ..... ☐ eingestellt ..... ☐ sonstiges .....

5 **Laufzeit** von ..... (Monat/Jahr) bis ..... (Monat/Jahr) ungefährer Zeitpunkt der schriftlichen Fixierung des Ergebnisses

6 **Art** (Mehrfachnennungen möglich)

Auftragsforschung ..... ☐	Gutachten ..... ☐	Edition ..... ☐
geförderte Forschung ... ☐	Habilitationsschrift ..... ☐	Monographie ..... ☐
Eigenprojekt von **1** ..... ☐	Dissertation ..... ☐	Aufsatz ..... ☐
Eigenprojekt von **2** ..... ☐	Diplomarbeit ..... ☐	sonstiges .....
Staatsexamensarbeit .... ☐	Magisterarbeit ..... ☐	.....

7 Hat die Forschungsarbeit einen **Auftraggeber**? ja ☐ nein ☐
Wenn ja, bitte genaue Bezeichnung und Anschrift eingeben:

8 Wer trägt die **Kosten** der Forschungsarbeit? (Mehrfachankreuzen möglich)

Die in Frage 1 genannte Institution ..... ☐	andere Geldgeber ..... ☐	..... Bitte Bezeichnung und Anschrift
Bearbeiter/in ..... ☐		
Auftraggeber ..... ☐	.....	.....
Deutsche Forschungsgemeinschaft ..... ☐	Stipendium ..... ☐	..... Bezeichnung und ggf. Anschrift
bzw. Sonderforschungsbereich der DFG ☐		
Stiftung Volkswagenwerk ..... ☐		

9 (Arbeits-)**Titel** der Forschungsarbeit (ggf. Untertitel):

☐ Thema geändert, neuer (Arbeits-)Titel:

10 ggf. **Zeitraum** (z. B. 1933 bis 1945), auf den sich die Forschungsarbeit bezieht):

11 ggf. **Geographischer Raum** (z. B. Köln, Bayern, Österreich), auf den sich die Forschungsarbeit bezieht:

12 **Inhaltliche Ziele** (spezielle Fragestellungen, Hypothesen, Zwischenergebnisse):

13 Liegen aktuelle (Teil-)**Veröffentlichungen** der Arbeit vor (z. B. Buch, Aufsatz) oder sind sie geplant? ja ☐ nein ☐
Wenn ja, bitte bibliographische Angaben (Verfasser, Titel, Ort, Verlag, Jahr):

14 Liegen nichtveröffentlichte (Zwischen-)**Berichte**, Manuskripte, Arbeitspapiere vor? ja ☐ nein ☐
Wenn ja, bitte bibliographische Angaben (Verfasser, Titel, Ort, Jahr):
(Hier bitte auch Hochschul- und Staatsexamensarbeit, Dissertation, Habilitationsarbeit angeben)

15 **Methodische Anlage** (Vorgehensweise, Untersuchungsart, theoretischer Ansatz, Interview, schriftliche Befragung, Auswertung von Massendaten)

16 **Benutzte Unterlagen** (Quellenbasis: Archive, Archivalien, statistische Materialien, Zeitungen)

Mit der Speicherung, Weitergabe und Veröffentlichung der in dem Fragebogen enthaltenen Angabe für wissenschaftliche Zwecke bin ich einverstanden.

..... (Ort, Datum)

..... (Unterschrift)

Erschienen bei Offizin

Joachim Perels/Rolf Pohl (Hg.)
NS-Täter in der deutschen Gesellschaft
Mit Beiträgen von Kerstin Freudiger – Jan Lohl – Joachim Perels – Rolf Pohl – Jason Weber – Irmtrud Wojak
ISBN 3-930345-37-4, 140 Seiten, brosch. 9,80 €

Sabine Moller
Die Entkonkretisierung der NS-Herrschaft in der Ära Kohl
Die neue Wache
Das Denkmal für die ermordeten Juden Europas
Das Haus der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland
Mit einem Vorwort von Joachim Perels
ISBN 3-930345-15-3, 115 S., 8,40 €

Ralph Kulla
Revolutionärer Geist und republikanische Freiheit
Über die verdrängte Nähe von Hannah Arendt zu Rosa Luxemburg
Mit einem Vorwort von Gert Schäfer
ISBN 3-930345-16-1, 125 S., 8,40 €

Judentum und politische Existenz
Siebzehn Portraits deutsch-jüdischer Intellektueller
Hrsg. von M. Buckmiller, D. Heimann und J. Perels
ISBN 3-930345-21-8, 419 S.,
Leinen m. Schutzumschlag, 22 €

Opposition als Triebkraft der Demokratie
Bilanz und Perspektiven der zweiten Republik
Hrsg. von Michael Buckmiller und Joachim Perels
ISBN 3-930345-13-7, 566 S., geb., 24,90 €

Offizin Verlag
Bödekerstraße 75
30161 Hannover
Tel. 0511 – 807 61 94
Fax 0511 – 62 47 30
eMail info@offizin-verlag.de
www.offizin-verlag.de

Freie Universität Berlin, FB Politik- und Sozialwissenschaften, IWK-Redaktion, Ihnestraße 22, D-14195 Berlin